This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07572424 9

Die

Poesie und Beredsamkeit

der Deutschen,

von Luthers Zeit bis zur Gegenwart.

Dargestellt

von

Franz Horn.

Vierter Band.

Berlin 1829,
bei Theod. Christ. Friedr. Enslin.

Dem Leser.

Dieser Band eines Werks, das viele Gunst und Ungunst erfahren hat, besteht größtentheils aus Fragmenten, die in sehr verschiedenen Zeiten geschrieben hier mit Lust und Liebe zusammengestellt worden sind. Vielleicht dünkt manchen Leser bei dem ersten Blicke der Zusammenhang nur locker und lose, doch wird hoffentlich bei näherer Betrachtung die Einheit der Gesinnung und des Urtheils das Buch als ein Ganzes oder wenigstens in stetem Streben nach einem Ganzen erscheinen lassen. Materielle Vollständigkeit ist nicht zu erreichen und war nie mein Ziel. Ueber Ton und Farbe der Schrift, über den Wechsel des Ernstes und Scherzes und die Vereinigung derselben ziemt mir nur die Erinnerung, daß es nun einmal mein Ton und meine Art sei, die, freilich sich selbst treu, doch auch jede andere Art und Kunst gern gelten läßt, sobald sie nur eine wahrhaft ächte ist. Gedenken wir dabei auch des redlichen alten Worts, daß wir „nicht heraus können aus unserm Leibe," und — setze ich hinzu — weil wir es nicht können, sollen wir es

auch nicht wollen. Rein aufgefaßt kann dieser Gedanke nie zur Selbstgenügsamkeit führen, sondern wird uns nur immer mehr ermuntern, das, „was nicht herauskann" in sich selbst und in seiner Eigenthümlichkeit zur immer höhern, heiterern und geselligern Bildung zu fördern.

Was man sonst vielleicht in der Vorrede noch erwarten könnte, ist im Buche selbst zu finden, und ich habe hier um so mehr Wiederholungen zu scheuen, da ich ihnen sonst vielleicht nicht immer sorgsam genug aus dem Wege gegangen bin und zwar bei einzelnen Ideen und Bemerkungen, die mir besonders am Herzen liegen. Ich will das lieber selbst einräumen, um dem Kritiker die Mühe zu erleichtern es zu finden; indessen beruhigt mich der Gedanke, es werde eben nicht schaden, wenn manches nicht Unwichtige von mir auch zweimal gesagt worden ist.

Unter dem rauschenden Flügelschlage der Zeit kann man wohl manches überhören und verhören. Belehrt mich, ihr besseren Leser, wo mir dies Mißgeschick sollte begegnet sein, ihr werdet stets an mir einen Dankbaren finden, der sich selbst nie verwöhnt.

Berlin, im Mai 1828.

Franz Horn.

Inhalt.

Siebentes Buch.

Einleitendes Wort. §. 1.
Zu Luther. §. 2 bis 12.
Zu Hans Sachs. §. 13 bis 16.
Zu Ulrich von Hutten. §. 17 bis 20.
Zu Martin Opitz. §. 21 bis 25.
Zu Friedrich von Logau. §. 26.
Poetische Gesellschaften. §. 27.
Zu Christian Weise. §. 28 bis 30.
Zu Ph. J. Spener. §. 31.
Pietismus. §. 32 bis 34.
Zu Abraham a Sancta Clara. §. 35. 36.
Verhältniß des Theaters zu den Geistlichen. §. 37. 38.
Zu von Cantz. §. 39 bis 41.
Zu Günther. §. 42 bis 45.
Zu Klopstock. §. 46 bis 48.
Zu Gellert. §. 49 bis 52.
Zu Lessing nebst ihn betreffenden Sagen. §. 53 bis 62.
Nathans Ring. §. 63.
Etwas, das Lessing gewünscht hat. §. 64.
Zu Lessing und Herder. — Die Vergeßlichen. §. 65.
Zu Adolf Klotz. §. 66. 67.
Zu Martin Miller, nebst Vorschlägen zu Gunsten deutscher Berühmtheit. §. 68.
Zu Chr. Fr. D. Schubart. §. 69.
Zu K. Ph. Moritz. §. 70. 71.
Zu Fr. H. Jacobi und M. Claudius. §. 72.
Zu Jean Paul Fr. Richter. §. 74. Titan. Selbstbiographie. §. 75 bis 78.
Zu Schiller. §. 79. Geniale Unbeholfenheiten. §. 80. Notizen zur Geschichte von Schillers Räubern. — Wallenstein. §. 81.
Reflexion über Reflexionen und Sentenzen. §. 82. 83.
Pestalozzi's letzte Schrift und Tod. §. 84. Nachschrift. §. 85.
Hochmuth und Kälte. §. 86.
Zu Goethe. §. 87. 88.
Goethe und Shakspear. §. 89 bis 95.
Kurze Bemerkungen über einige der bekanntesten deutschen Shakspear-Uebersetzungen und Bearbeitungen. §. 96. 97.
Von einigen Mißverständnissen und retrograden Bewegungen. §. 98.

Achtes Buch.

Wahre Liebe. §. 1.
Erhitztheit. §. 2.
Goethe's Polemik. §. 3. 4.
Harmlose Gedanken über den Teufel, und die Art wie die Dichter ihn behandelt. §. 5 bis 7.
Theater. — Reiz desselben. Talent. Ernstes Drama. Tragödie. Erinnerung an Aristophanes. Das Familiengemälde. Das Familienleben, wie es häufig erscheint. Das Lustspiel. Intermezzo: „Wie manche Comödiendichter die verschiedenen Gattungen der Künstler zeichnen." Melodram. Oper. Zur Geschichte derselben. Wesen der Musik. §. 8 bis 30.
Zeitungen. §. 31 bis 39.
Romane und Novellen. §. 40 bis 44.
Tiecks Novelle: Die Verlobung. §. 45 bis 48.
Dessen Novelle: Der Gelehrte. §. 49 bis 53.
Walter Scott (in Beziehung auf Deutschland). §. 54.
Scott, Byron, — Shakspear. §. 55. 56.
Verhältniß der Deutschen zu Walter Scott, nebst anderweitigen Bemerkungen über ihn. §. 57 bis 59.
Washington Irving und Cooper. §. 60. Lionel Lincoln. §. 61. 62.
Andeutungen über Lord Byron als Dichter und dessen Manfred. §. 63 bis 67.
Nach-Bemerkung. §. 68. 69.
Sind die Deutschen kalt? §. 70.
Vermischte Proben von Ausländerei. §. 71 bis 75.
Bessere Ansichten der Fremden von unserer Literatur. §. 76 bis 78.
Zwei neuere Novellendichter. §. 79.
Literarische Moden. §. 82. 83.
Lebensbeschreibungen. §. 84 bis 87.
Gesammelte Schriften. §. 88 bis 92.
Styl. §. 93 bis 96.
Schrift und That. §. 97. 98.
Schwere Anklage für Viele, und guter Trost durch Einige. Kurze Herzensergießungen. §. 99.
Talentvolle Knaben. §. 100. 101.
Die Frommen. §. 102 bis 104.
Beredsamkeit. §. 105. 106.
Reichthum im Leben und Armuth in Schriften.
Bemerkung über weibliche Schriftstellerei. §. 107. 108.
Stoffes Wahl. Koketterie. Begränzung. §. 109.
Ironie. §. 110 bis 113.
Schlußbemerkungen. §. 114 bis 117.

Schreib- und Druckfehler.

S. 54. Z. 14. von oben setze nach angeführten hinzu: Schrift.
S. 90. Z. 9. — statt So lies Treffend.
S. 186. Z. 11. von unten setze nach Trinker hinzu: hungernd.
S. 212. Z. 14. von oben statt Welchen lies Welcher.
S. 256. Z. 10. — statt innere lies irre.
S. 257. Z. 9. von unten statt der Natur lies Dir, Natur.
S. 264. Z. 15. von oben nach größten setze hinzu: aber nun tief gefallenen.
S. 282. Z. 5. von oben statt zeigt lies offenbart.
S. 295. Z. 5. von unten tilge die Worte: Lebensbeschreibungen und insonderheit.
S. 303. Z. 12. von oben statt schreibt lies schriebe.

Einige andere minder bedeutende, den Sinn nicht störende Druckfehler wird der günstige Leser leicht entschuldigen.

Bei dem Verleger dieses Werkes sind auch folgende Bücher erschienen:

Alfonsi, Petri, Disciplina clericalis; zum erstenmal herausgeg. m. Einl. und Anmerk. von F. W. V. Schmidt; ein Beitrag zur Geschichte der romant. Litteratur. 4. 827. 1 rtl. 20 sgr.

Bibliothek der schönen Wissenschaften, oder Verzeichniß der vorzüglichsten in älterer und neuerer Zeit, bis zur Mitte des Jahres 1823 in Deutschland erschienenen Romane, Gedichte, Schauspiele und einleitenden theoretischen Werke, so wie der besten deutschen Uebersetzungen der, in dieses Fach gehörigen, Werke, aus alten und neuen fremden Sprachen; herausgegeben von Enslin. gr. 8. 823. br. 12½ sgr.

Blum, C. Lustspiele für deutsche Bühnen, zunächst für das Königl. Theater zu Berlin; nach dem Franz. bearb. (Die beiden Britten. — Die Brüder Philibert. — Die Reise nach Dieppe.) 8. 827. br. 1 rtl. 10 sgr.

— neue Bühnenspiele. gr. 8. 828. br. 1 rtl. 15 sgr.

Die Drillinge, Lustspiel. 8. 828. 15 sgr.

Emils dramatische Versuche. (Der Marodeur und Treue ohne Liebe. — Die Mißverständnisse. — Die Geschwister.) 8. 827. 20 sgr.

Flaxmann, John, Umrisse zu Homers Ilias und Odyssee. 2 Hefte (64 Blätter). Folio. 817. 6 rtl. 20 sgr.

v. Herder's, J. G. Geist aus seinen Werken; in einer Auswahl des Schönsten und Gelungensten aus dessen sämmtlichen Schriften; nebst seinem Leben. 6 Thle. 2e Aufl. 12. 826. 3 rtl.

Horn, Franz, Bertha, oder Liebe und Ehe. Neue Aufl. 8. 821. br. 1 rtl. 15 sgr.

— Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands, während der Jahre 1790 bis 1818. 2te vermehrte Aufl. gr. 8. 821. 1 rtl. 25 sgr.

— Zusätze zur 2n Auflage dieses Buches; für die Besitzer der 1n Aufl. besonders abgedruckt. gr. 8. 821. 10 sgr.

— die Poesie und Beredsamkeit der Deutschen von Luthers Zeit bis zur Gegenwart. 1r—3r Bd. gr. 8. 822—24. 5 rtl. 25 sgr.

v. Maltitz, Hans Kohlhas; Trauerspiel, mit 1 Kupf. 8. 828. geb. 1 rtl. 10 sgr.

Paul, Jean, über das Immergrün unserer Gefühle. 3te Aufl. 12. 826. br. 10 sgr.

Rhesa, L. J. Dainos, oder litthauische Volkslieder, gesammelt, übersetzt und mit gegenüberstehendem Urtext herausgegeben. 8. 823. 1 rtl. 15 sgr.

Sinngrün; eine Folge romantischer Erzählungen, mit Theilnahme Jean Paul Fr. Richters und einiger deutscher Frauen Unterstützung, herausgegeben von J. E. W. Uthe Spazier geb. Mayer. Mit 1 Kupf. 8. 819. 1 rtl. 25 sgr.

Tarnow, Fanny, Briefe, auf einer Reise nach Petersburg an Freunde geschrieben. 8. 819. br. 1 rtl. 7½ sgr.

Siebentes Buch.

fortgesetzt werden können, so habe ich nichts dagegen einzuwenden. Fällt mir dann einmal — wer mag wissen wann? — die Feder aus den Händen, so möge sie ein Wohlmeinender und Wohlbegabter wieder aufnehmen. Ich denke mit wahrer Lust an den trefflichen reichausgestatteten Mann, der mich weit überflügeln wird, bis ihn endlich ein noch trefflicherer Dritter ablöst der dann dem verehrungswürdigen Vierten in die Hände arbeitet, u. s. w.

Bleiben wir indessen bei dem gegenwärtigen Buche selbst stehen, so kann eine Fortsetzung nur bestehen in Zusätzen zu dem bereits Gegebenen und in Ansichten über die neueste Zeit. Gehen wir deshalb zur Sache.

§. 2.

Zu Luther.

(Siehe „Die Poesie und Beredsamkeit der Deutschen" u. s. w. Band I., Seite 17. ff.)

Wir können in der Geschichte der drei letzten Jahrhunderte — nehmen wir sie in welcher Hinsicht wir wollen — keinen Schritt gehen, ohne Luthern zu begegnen; denn wenn auch manche Erscheinung einen andern Ursprung zu haben scheint, so wird doch eine solche anderweitig benamte Quelle, wenn wir sie näher betrachten, in Luther ihre Urquelle finden. Unter den vielen hundert Werken über ihn giebt es ohne Zweifel sehr achtbare; dennoch halte ich ein neues durchaus nicht für überflüssig, und zwar ein solches, in welchem dieser größeste Mann auch als ein Mann aus Einem Stück, und in sich selbst ganz klar und mit sich selbst stets übereinstimmend dargestellt wird. „Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht, so weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln" sagt Schiller mit großem Recht. Ist aber dieser Kern wohl richtig untersucht, wenn man Luthern, wie so häufig geschieht,

fast in einem Athemzuge für göttlich und für roh, für gebildet und für gemein grob, für christlich demüthig und hoffährtig erklärt?

§. 3.

Vielleicht ließe sich mit den kürzesten Worten folgender Gang in Luthers Leben bezeichnen. Aeußerlich dürftige und trübe Kindes- und Knabenzeit; doch innerlich kräftig und von süßen an Mystik streifenden Ahnungen durchzuckt. — Vergrößerter Kampf in den ersten Jünglingsjahren. Ihn quält die Schwäche und Verderbtheit der menschlichen Natur, wobei er selbst in den guten Werken der kindlich frömmsten Hingebung und gehorsamsten Dienstbarkeit im Kloster keinen Trost zu finden vermag. Auch die mit trübem Blicke zusammengesuchte, durch die Ungunst der Zeit nothwendig unvollständige Geschichte unserer Religion kann seinen innern Gram nur vermehren. Einzelne schönere Ahnungen — gleichsam vom Himmel gefallene Rosen — können den tiefen Abgrund, den er durch eine wenn auch tugendhafte doch verirrte Reflexion sich selbst geöffnet hat, nicht füllen. — Die Reise nach Rom scheint ihn zum Mann gemacht zu haben, er lernte das Hassenswerthe hassen, das Verächtliche verachten, um so mehr aber das Sichere, Rechte suchen. — Fortgang auf diesem Wege, bei erhöhetem Lebensmuthe und frischerer Heiterkeit. So gerüstet tritt er 1517 den öffentlichen großen Kampf an. Anfangs scheint dieser nur von mäßiger Wichtigkeit und Luther ist sich selbst noch ein Geheimniß. Die äußerlich leichten Siege vermögen nicht ihn innerlich vollständig zu machen, doch gewinnt er durch genialé Polemik stets neue Freudigkeit des Herzens. Völliger Sieg nach Innen und nach Außen. Höchster edelster Glanz — obwohl noch nicht Lebensgipfel — in Worms. Seitdem vollendeter Muth, durch die Erfassung des eigentlichen Mittel-

punkts des Christenthums „Rechtfertigung durch den Glauben.“ Eintracht aller Kräfte im Besitz dieses Mittelpunkts; doch zeigen sich in Beziehung auf die im Raum getrübten menschlichen und Staatenverhältnisse einige Irrthümer. Er will von Politik überhaupt nichts wissen; und man dürfte sagen, er fühle sich in seinem Reich für diese obwohl edle Wissenschaft zu glücklich in sich selber. Da man ihn aber nur zu häufig mit Fragen über diesen Gegenstand behelligt, so giebt er zuweilen ungenügende Antworten.

§. 4.

Diese oft dunkel fließende, aber auch nur gewaltsam ihm erpreßte Quelle abgerechnet, ist alles was die Religion unmittelbar angeht, in ihm klar, und wir möchten ihn etwa 1529 auf seinem Lebensgipfel erblicken. Herzensreinheit und geistige Tiefe, selige Gewißheit des Glaubens, gediegene Naivetät, frischer Humor, Fülle der christlichen Ironie die so ganz in ihrer Reinheit vielleicht noch bei keinem war. In dem berühmten so oft mißverstandenen Briefe an Friedrich den Weisen (nach der Rückkehr von der Wartburg ohne die Erlaubniß des Fürsten) waltet eine hohe herrliche Begeisterung, und es ist schlimmer als lächerlich daß man ihn deshalb hat tadeln wollen; doch ist diese Begeisterung nicht ohne eine gewisse Flammenpracht und Zurückstrahlung der eigenen Siegeshoheit. Da sich aber der Mensch auf diesem Punkte nicht ewig erhalten kann, so bestrafte sich auch bei Luther diese selige Ueberschwenglichkeit in einzelnen Momenten, zum Beispiel durch einige tadelnswerthe Bemerkungen über Zeitverhältnisse, und durch die Bitterkeit, mit der er den Tadel über jene Bemerkungen aufnahm. Dagegen erscheint er seit dem Jahr 1529 völlig gediegen und in jener einfältigen Glaubensnaivetät, die über jedes Lob und jeden Tadel weit erhaben ist. So z. B.

in dem Briefe vom 18. November an den Kurfürsten Johann den er von dem auf Krieg hinauslaufenden Bündniß abräth, heißt es: „Daß aber Ew. Fürstliche Gnaden darüber muß in der Gefahr sein, schadet nicht. (— —) Denn so wir wollen Christen sein und dort das ewige Leben haben, werden wir's nicht besser können haben denn es unser Herr selbst mit allen seinen Heiligen gehabt hat. Es muß ja Christi Kreuz getragen sein; die Welt will's nicht tragen, sondern auflegen, so müssens freilich wir Christen tragen, auf daß es nicht ledig da liege oder nichts sei." u. s. w.

§. 5.

Desgleichen in dem fröhlichen Trostschreiben an denselben vom 20. Mai 1530. Nachdem er ihn aufmerksam gemacht auf den gesegneten Zustand in seinen Landen und wie jetzt die Jugend evangelisch rein erzogen werde, fährt er fort: „Es ist fürwahr solches junges Volk in Ew. F. G. Lande ein schönes Paradies, desgleichen auch in der Welt nicht ist. Und solches alles bauet Gott in Ew. — — — Schooß zum Wahrzeichen, daß er Ew. — — — gnädig und günstig ist. Als wollte er sagen: Wohlan, lieber Herzog Johann, da befehle ich dir meinen edelsten Schatz, mein lustiges Paradies, du solt Vater über sie sein, denn unter deinem Schutz und Regiment will ich sie haben, und dir die Ehre thun daß du mein Gärtner und Pfleger sein sollt. Solches ist ja gewißlich wahr. Denn Gott der Herr, der Ew. — — — zu dieses Landes Vater und Helfer gesetzt hat, der nährt sie alle durch Ew. — — — Amt und Dienste und mü[illegible] alle Ew. — — — Brot essen, Es. 49, 23. Das ist doch nicht anders denn als wäre Gott selbst Ew. — — — täglicher Gast und Mündlein, weil sein Wort und seine Kinder, so sein Wort haben, Ew. — — — tägliche Gäste und Mündlein sind."

Ferner in dem Briefe an Justus Jonas aus demselben Jahre: „Ich freue mich von wegen des großmächtigsten Gottes Gabe, daß unser gnädigster Herr, der Kurfürst zu Sachsen, eines so beständigen und geruhsamen Gemüths ist; denn ich halte dafür, daß unser Gebet, für dasselbe Herz geschehen, Gott im Reich der Herrlichkeit wohl gefalle, und ich mein selbst Prophet seye, daß wir in den andern Stücken auch erhört werden. Dieselbige Freude ist mir auch gemehret aus dem, daß ich vermerkt, daß ihr auch wider dieß Wüten des Teufels keck genug seyd.

Den Philippum ficht seine Philosophie an und sonst nichts. Denn die Sache ist in deß Hand, der auf's allerhoffärtigste sagen kann: „Es wird sie niemand aus meiner Hand reißen." (Joh. 10, 28). Ich wollte auch nicht, dazu wäre es auch nicht zu rathen daß die Sache in unsrer Hand stünde. Ich habe ihr viel in meiner Hand gehabt, und alle verloren, nicht eine erhalten; die ich aber bisher habe können aus meiner Hand auf ihn schieben, dieselben habe ich noch alle ganz und unversehrt. Denn dieser Spruch ist wahr: Gott ist unsere Zuversicht und Stärke (Ps. 46. 2.). Wer hat auf ihn vertrauet und ist verlassen worden? sagt der weise Mann. Und an einem andern Ort: Herr du wirst nicht verlassen, die dich suchen."

§. 6.

Endlich an Philipp Melanchthon: —— Eurer großen Sorge durch welche ihr geschwächt werdet, wie ihr schreibet, bin ich von Herzen Feind. Daß sie in eurem Herzen so überhand nimmt, ist nicht der großen Sache, sondern unsers großen Unglaubens Schuld. Denn eben diese Sache ist viel größer gewest zur Zeit Johannis Huß, und vieler andern, denn zu unsern Zeiten. Und ob sie gleich groß wäre, so ist

Der auch groß der sie angefangen hat und führet; denn sie ist nicht unser. Was kränket ihr euch denn selbst so stets ohn' Unterlaß? Ist die Sache unrecht, so lasst sie uns widerrufen; ist sie aber recht, warum machen wir Gott in so großen Verheißungen zum Lügner, weil er uns heißt guter Ding und zufrieden sein? Wirf, sagt er, deine Sorge auf den Herrn, Ps. 55, 23. 1 Petr. 5, 7. Der Herr ist nahe allen betrübten Herzen, die ihn anrufen, Ps. 34, 19. Ps. 145, 18. Meinet ihr, daß er solches in Wind rede, oder vor die Thiere wirft? Es kommt mich auch oft ein Grauen an; aber nicht alleweg. Euere Philosophia, nicht Theologia plaget euch also: Dieselbe naget auch euren Freund Joachim mit gleicher Sorge, gerad als könntet ihr mit euren unnützen Sorgen etwas ausrichten. Was kann der Teufel mehr thun, denn daß er uns tödte? Ich bitte euch um Gotteswillen, weil ihr doch sonst in allen andern Sachen euch wehret, kämpfet wider euch selbst; denn ihr selbst seid euer größter Feind, weil ihr dem Teufel so viel Wehr wider euch selbst reichet. Christus ist für die Sünde gestorben einmal; aber für die Gerechtigkeit und Wahrheit wird er nicht sterben, sondern er lebet und regiret. Ist das wahr, was sorgen wir denn für die Wahrheit weil er regieret? Ja, sagt ihr, sie wird aber nieder geschlagen werden, durch Gottes Zorn. So laßt uns mit ihr niedergeschlagen worden; aber nicht durch uns selbst. Der unser Vater worden ist der wird auch unsrer Kinder Vater sein. Ich bitte warlich mit Fleiß für euch und thut mir wehe, daß ihr die Sorge so gierig, wie die Wasserigel das Blut, in euch sauget, und mein Gebet so kraftlos machet. Ich zwar, so viel die Sache betrifft (ob's aus Dummheit oder dem Geiste herkomme, das weiß mein Herr Christus), bin nicht sonderlich bekümmert. Was! ich habe eine bessere Hoffnung, denn ich gemeinet hätte. Gott kann die Todten auferwecken, er kann auch seine Sache, ob sie

gleich fället, erhalten; so sie gefallen ist, wiederum aufrichten, und so sie stehet, fördern und fortsetzen. Sollen wir hiezu nicht tüchtig sein, so geschehe es durch andere. Denn wenn wir uns mit seinen Zusagungen nicht trösten wollen, wer ist denn jetzund anders in der Welt, den sie angehen? Aber hievon weiter auf ein andermal. Wiewol ich nichts anders thue denn Wasser in's Meer tragen. Christus tröste Euch mit seinem Geist, stärke und lehre euch! Amen. Werde ich hören daß die Sache bei euch will übel stehen, so werde ich's kaum lassen, ich werde zu euch eilen, auf daß ich sehe, wie schrecklich des Teufels Zähne umherstehen, wie die Schrift sagt, Hiob, 41, 5. Geben aus unsrer Wüsten, Feria secunda post Iohann. anno 1530.

§. 7.

Hier ist der wahre ganze Luther, der kraftreiche Held und das liebe — Kind, der Erhabene und Naive, das Muster der Redlichkeit und der Ironie. „Ist die Sache unrecht, so lasst sie uns widerrufen" — in diesen kleinen Worten in solchem Zusammenhang wie wir sie eben gesehen haben, ist er ganz. Haben wir ihn aber so erfasst, wie möchten wir ihm vorschreiben wollen, daß er anders hätte umgehen sollen mit Heinrich von England, Georg von Sachsen und Heinrich von Braunschweig? wie möchten wir uns wundern, daß er gerade so bei der Unterredung in Marburg sprach, als er wirklich gesprochen? Solcher Ueberzeugung ist nichts abzudingen, sie kann nicht nachgeben ohne aufzuhören sie selbst zu sein. Eher möchte man manche Halb-Ueberzeugte der damaligen Zeit fragen, warum sie nicht nachgaben, da doch ihre geringere Ueberzeugtheit, oder ihr Fürwahrhalten ihnen das Nachgeben so leicht gemacht haben würde. Wenn deshalb hundert und wieder hundert Schriften wiederholen, Luther sei doch

höchst eigensinnig gewesen, und es sei sehr schlimm, daß er sich so betragen, so heißt das nichts weiter als: es sei zu beklagen daß Luther Luther gewesen, und die Reformation begonnen und durchgeführt habe. Denn gewiß ist doch in jedem Fall, daß er nur als ganzer Luther wie er war, vermochte was geschehen ist. Melanchthon und Bucerus, Zwingli und Hausschein vermochten das nicht, weil sie eben nur waren was sie waren, zuweilen auch wol im Gegensatze zu Luthers innerer bescheidener Genüge mehr zu sein strebten. Dennoch sollen — und wer möchte zweifeln? — auch ihre Namen mit rechter individueller Ehre fortdauern.

Haben wir aber, ich wiederhole es, jenen Mittelpunkt in Luthers Sein und Wesen gefunden, so ist nicht bloß die ganze Art deutlich, wie er den größeren Weltgeschicken stand, sondern es befremdet uns überhaupt nichts mehr in ihm. Wir begreifen ganz, den unendlichen Strom von Zornesflammen die er nicht über seine Gegner, sondern über die Gegner der Sache schüttete, wir wundern uns gar nicht mehr über die Unerschütterlichkeit seines Muthes, — (er selbst hat seinen Muth nie gelobt, da er wohl wußte wie und woher er ihm kam) — aber wir fühlen uns auch ganz heimisch in ihm, wenn er mit seiner wunderlichen und liebenswürdigen Frau Käthe scherzt, mit großer Andacht für sein „Hänschen" arbeitet und an „Hänschen" Briefe schreibt, dem er ohnehin zuweilen einen schönern und festern Glauben zutraut als sich selber u. s. w.

§. 8.

Kaum ist deshalb noch nöthig hinzuzusetzen daß Luther im vollen Sinne ein Dichter war, indem sein ganzes Leben sich eignete jene höheren Strahlen zu empfangen; aber er stellte nicht bloß durch sein Leben die Poesie dar, sondern wir finden ihn auch als reinen singenden Dichter, was uns zu

einigen hoffentlich nicht ganz überflüssigen Andeutungen veranlassen mag.

Der Dichter soll auch Sänger sein, und was ihn hier auch äußerlich hemmen könnte, die innere Musik mit der er jedes Lied und auch jede sogenante ungebundene doch künstlerische Rede begleitet, darf ihm nicht fehlen. Das Lied aber an sich will nothwendig gesungen sein; vor allem das geistliche. Es ist ein altes Wort daß singen noch besser ist als beten, wobei wir jedoch hinzu denken wollen, daß jedes ächte Gebet auch Gesang ist, und zwar ein solcher, der wie Weihrauchduft vom reinen Altar des Herzens zum Himmel aufsteigt.

Verweilen wir bei diesem harmlosen Gedanken noch einige Augenblicke, und bemerken folgendes, das sowohl zu dem Kapitel über Luther, als zu der Geschichte des geistlichen Liedes überhaupt gehört.

Die großen deutschen geistlichen Liederdichter des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts haben fast immer dafür gesorgt, daß ihre Lieder durchaus sangbar waren, d. h. daß sie für die innere Anschauung die Musik gleichsam mitbrachten. Oder vielmehr: sie haben nicht dafür gesorgt, sondern es hat sich als nothwendig „so begeben" wie sich alle Jahre bei guten Bäumen Blüthen und Früchte zur gehörigen Zeit einfinden. Es sei genug hier nur an Lieder wie „Eine feste Burg ist unser Gott" und die Gerhard'schen „Befiehl Du Deine Wege," "Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich" u. a. zu erinnern, um durch die bloße Hindeutung darzuthun, daß wir hier mit wahrhaft musikalischen Dichtern zu thun haben.

§. 9.

Was im achtzehnten Jahrhundert für das deutsche Kirchenlied gethan ist durch Klopstock, Gellert u. s. w. wer könnte und möchte es verkennen? Dennoch dürfte vielleicht selbst bei

einzelnen Gedichten dieser Männer die innere Musik nicht so rein erscheinen, als bei Luther, Flemming und Gerhard, weshalb die äußere Musik sich zuweilen nur nähern, nicht aber völlig mit ihnen sich vereinigen kann. Eben so wenig sollen andere bedeutsame Liederdichter des genannten Jahrhunderts übersehen werden; nur möchte doch immer die Vergleichung mit jener Vergangenheit kein ganz erfreuliches Resultat bieten. Die Nachfolger, meistens ohne Gellerts Innigkeit und Traulichkeit, so wie auch ohne seinen Wohllaut, wurden immer einseitig-verständiger, nüchterner, schläfriger, kälter; und aus Furcht vor aller Schwärmerei und Mystik — (jede Furcht aber setzt Unsicherheit und Armuth voraus) — legten sie sich auf das Dünn-Klare und Seichte. Sie dankten in ihren Liedern Gott, daß er Getreide und Obst, und gelegentlich auch Empfindung, Verstand und Vernunft gegeben, so daß man begreifen, urtheilen und schließen und mit den vier Kategorien in das Reine kommen könne. Dafür sollen wir allerdings nicht bloß Sonntags, sondern täglich nicht bloß danken, sondern uns des Dankes still bewußt sein, aber in Liedern nimmt sich dergleichen nicht sonderlich aus, und die Musik vollends kann mit der Erwägung daß wir unsere Gedanken „trennen und verbinden" u. s. w. können (woran ohnehin noch niemand gezweifelt hat), gar nichts anfangen: eben so wenig als eine Gotterfüllte Seele, die sich erbauen will, mit einer Predigt zu schaffen hat in der etwa von dem Nutzen neuer Anpflanzungen von Obstbäumen, Zweckmäßigkeit der Kuhpockenimpfung und Zuträglichkeit des Spazierengehens (das besonders für Schriftsteller nicht genug zu empfehlen ist) geredet wird — denn alles das gehört in den Reichsanzeiger; aber die Religion, das geistliche Lied und die Kirchenmusik haben nichts damit zu thun.

Diese Zeit der religiösen Dürre ist indessen seit etwa einem Vierteljahrhunderte wenn auch nicht vorüber gegangen, doch

wenigstens hie und da im Aschiednehmen. Wir wissen wie manche große Aufforderung von außen dazu mitgewirkt hat; aber wir wollen nicht vergessen, daß hier auch unsere Urväter, Väter und einige edle Zeitgenossen durch manche herrliche geistliche Musik mitwirkten. Die matte Ausklärung (von ächter Aufklärung ist hier natürlich nicht die Rede) hatte sich doch immer nur an den alten kräftigen Text gewagt, und statt dessen neues laues Honigwasser gegeben; doch die Musik stehen lassen, die dann freilich im Verhältniß zu dem neuen Texte mit tragischer Ironie ertönte, so daß wol gar Einige sie nicht mehr hören wollten, denen jedoch stets Andere singend widerstanden.

§. 10.

Der Belege zur Charakteristik jener Zeit im allgemeinen giebt es gar viele, doch werde nur des einzigen Umstandes gedacht, daß man in der ganzen zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die herrliche Göttinnigkeit Luthers nur selten noch laut zu schätzen wagte und seine Werke kaum noch las, außer in den stillen Gemeinen die ihren Genuß für sich behielten.

Im neunzehnten Jahrhundert begann das Studium von neuem und mit demselben wenigstens eine Annäherung an die alte liebende Ehrfurcht, so daß auch im Jahre 1817 das Reformationsfest mit Lebhaftigkeit, Feuer und Würde gefeiert werden konnte, ein Umstand den wir zur Ehre Deutschlands mit wahrer Freude hervor heben, denn einzelne Unbeholfenheiten die dabei vorgefallen, können die gute Gesinnung die sich dabei kund that, nicht verdächtig machen.

§. 11.

Waren aber die meisten geistlichen Gedichte jener Zeit so

dürr und schläfrig, so wiederholen wir die Frage: Wie stand es in Beziehung auf ächt geistliche Musik? Bei weitem besser. Die geistlichen Gedichte der edlern und tiefern Art hatte man sich größtentheils nehmen oder verwässern lassen, aber eine ächte geistliche Musik hörte man wenigstens am Charfreitage oder an den vom Staate verordneten Bußtagen gar gern und wenn ja einmal Jemand bei Mozarts Requiem, Haydn's sieben Worten am Kreuz u. s. w. über Langeweile klagte, (die er natürlich schon mitbrachte) so hatte das nicht viel auf sich. Seitdem ist es noch vielseitiger besser geworden, und der in so manchen Gegenden Deutschlands früherhin fast unbekannte Händelsche Messias, Judas Maccabäus und Samson haben mit großartiger Gediegenheit und einfacher Herrlichkeit die Wolken durchbrochen.

Nur die deutschen Dichter im Allgemeinen sind in dieser Rücksicht ein wenig zurückgeblieben und einzelne treffliche Ausnahmen können den innigen Wunsch nicht nur nicht verhindern, sondern sie theilen ihn gewiß sehr lebhaft: „Möge uns der Himmel bald einmal wieder einen Paul Flemming und Paul Gerhard schenken!" Der ächten Musiker die ihnen würdig zur Seite ständen würden sich gewiß einige finden, denn — sie sind schon vorhanden.

§. 12.

Kehren wir endlich ausdrücklich zu Luther zurück so sei nur noch ein einziges Wort über seinen Styl erlaubt.

Es empört uns mit Recht, wenn wir hören müssen, daß Ludwig XIV. als man ihn einst an den Staat erinnerte, die Antwort gab: „Der Staat das bin ich!" aber wir würden Luthern verziehen haben, wenn er einmal gesagt hätte: „Mein Styl das bin ich!" und wie bei ihm Denken und Empfinden, Scherz und Ernst, Sehnsucht und Gefühl des Au-

genblicks, Wissen und Glauben Eins ist, so auch seine Darstellungsweise. Sie ist so nothwendig wie des Baumes Frucht; — und welcher Baum und welche Frucht!

§. 13.

Zu Hans Sachs.

(S. in dem angeführten Werke Bd. I. S. 92. ff.)

Es ist der Erwähnung sehr werth, daß selbst in die ganz einfache oder einfältige Seele dieses Dichters doch auch einmal der furchtbar tragische Gedanke an verwöhnende und durch das Verwöhnen selbst verwöhnt gewordene Eltern, und undankbare Kinder gekommen ist, und zwar mit solcher Macht, daß er sich dadurch veranlaßt fühlte, ein ganzes Schauspiel zu schreiben. Jene Einfalt war ja auch bekanntlich nicht ohne redliches Nachdenken und nicht ohne gemüthvolle Sinnigkeit, die dem Deutschen so wohl steht. Zwar scheint er selbst bei dem Gedanken an solche Gräuel zu zittern, aber er muß sich doch darein ergeben, daß in der verderbten Natur des Menschen auch die Undankbarkeit liege, daß selbst das höchste und schönste Verhältniß welches die Natur als solche bieten kann: „Das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern" an sich nicht mächtig genug ist, dem faulen Egoismus und der trägen zähen Undankbarkeit zu wehren, denn dazu gehört eine Freiheit des Geistes und ein Adel der Gesinnung, wie sie nur durch eine stete Beziehung irdischer Verhältnisse auf das Göttliche zu erreichen sind.

§. 14.

Wie sehr aber Hans Sachs in seiner milden Frömmigkeit vor dem Gedanken schaudern mochte, er hat ihn dennoch als Dichter überwunden, und in seiner Comödie: „Der alte reiche Bürger der seinen Söhnen sein Gut übergab," ein wichtiges und lehrreiches Werk geliefert. Bei dem ersten Lesen

kann

kann uns das Stück kalt und dürftig vorkommen, späterhin werden wir jedoch begreifen wie es hat so scheinbar kalt werden können, und wer die Extreme auffassen wollte, dürfte wohl sagen: Entweder Shakspears Weltgericht in König Lear, oder unsers Sachs alter Bürger! — Das höhere Alter ist hier als ein reines Unglück betrachtet worden, es schwächt den Verstand und ist deshalb leicht zu täuschen, das stete Streben nach Ruhe und guter Nahrung kann lästig werden, und die Gebrechlichkeit und Kränklichkeit veranlaßt manche Erscheinung die sogar Ekel erregen mag. Man sieht: der Dichter stellt sich selbst auf den Standpunkt der bloßen sinnlichen Natur, die freilich ohne Liebe so urtheilen muß, während, sobald jene Liebe und Geisteserhebung dem Alter begegnet, alle jene lästigen Unbequemlichkeiten völlig verschwinden. Da nun aber den drei Söhnen die Liebe gänzlich fehlt, so müssen ihnen auch jene Widrigkeiten selbst bei dem Vater erscheinen, und sie zeigen dabei sämmtliche Unarten und Sünden die bei der Liebloſigkeit sich ganz von selbst verstehen. Dann aber folgt der Dichter der bekannten deutschen Sage daß ein Freund den armen Alten rettet, indem er die Söhne durch das Vorgeben täuscht, jener besitze noch einen schönen Schatz den er ihm in einem wohl verschlossenen Kästchen übergiebt. Der Alte verlangt eine Goldwage, klingelt im Nebenzimmer mit einem paar Goldgulden, zählt u. s. w. und es gelingt vollkommen die Söhne zu überlisten. Es ist nichts billiger als daß das ekelhafte Laster der Habsucht zuweilen auch dumm macht, so sehr die Geldgierigen sich bemühen mögen fein und schlau zu handeln.

§. 15.

Der nun noch übrig gebliebene Scheinschatz soll einst dem zufallen der den Vater am besten pflegen wird, was dem Al-

ten so wichtig ist, daß er zu glauben scheint, er werde nun wol noch einige Jahre leidlich leben. Aber der Dichter ist klüger als er, und läßt ihn möglichst bald sterben, denn wie wäre auch nur ein leidliches Leben zu denken im steten Zusammensein mit Söhnen die er innig verachten muß? Kaum hat er die Augen geschlossen, so brechen die Söhne den Kasten auf, finden aber nur Sand und Stein und einen eisernen Kolben, daran mit griechischen (!) güldenen Buchstaben steht:

Welcher Vater hat so tummen Muth
Und übergiebt sein Hab' und Gut
Sein'n Kindern bei seinen Lebtagen,
Soll man mit dem Kolben todt schlagen.

Nach der Sage, über die manche alte Chronik Auskunft giebt, lauten die gräßlichen Worte also:

Wer seinen Kindern giebt das Brodt
Und leidet selbst im Alter Noth
Den soll man schlagen mit der Keule todt.

§. 16.

Auf die Söhne wirkt diese Begebenheit durchaus nicht bessernd und der lehrhafte Dichter will uns nachdrücklich zeigen, daß bei der gänzlichen Liebeloſigkeit auch nothwendig Gottloſigkeit im ganzen Umfange walten müsse. Der eine Sohn schimpft gemein auf den todten Vater, der zweite wünscht sogar daß „Gott dem Todten das hölliſche Feuer geben" möge, und der dritte schlägt vor, morgen wenn man den Vater zu Grabe tragen wird, eine Weile spazieren zu reiten. Der Dichter beharrt in seinem furchtbaren Ernst und läßt die Zuschauer durch seinen Ehrenhold — nach einigen traurigen Bemerkungen über Lieb und Treue der eignen Kinder — noch an das alte Sprichwort (im Jahr 1552 war es also schon alt!) erinnern:

Ein Vater eh zehen Kinder ernährt
Denn zehen Kinder einen Vater.

Derhalb so bleib' du Gubernator,
Und b'halt das Schwerdt in deinen Händ
Dieweil du lebst bis an dein End,
Daß dir kein Nachreu daraus wachs
Das wünschet uns allen Hans Sachs.

Manchem Leser wird der sonst so sanfte und behagliche Dichter hier sehr hart vorkommen; mich dünkt jedoch seine Sanftmuth und Behaglichkeit könne unmöglich sonderlich gewesen sein, wenn er nicht auch streng und klar gewesen wäre, und so sah er sehr wohl ein, daß dem Gedanken den er diesmal behandelte, sich nichts von seiner Furchtbarkeit abdingen lasse.

§. 17.

Zu Ulrich von Hutten.

(S. Bd. I. S. 3.)

Es ist in einer Recension des ersten Bandes dieser Schrift gewünscht worden, daß ich ihn möchte ausführlicher behandelt haben. Ich lese die ihn betreffenden Paragraphen nach, und finde daß die Hauptmomente seiner inneren und äußeren Lebensverhältnisse, so wie seine vorzüglichsten Schriften zwar kurz aber genau angegeben worden sind, dennoch ist mir jener Wunsch theuer, da er von der immer reger werdenden Liebe für Hutten zeugt. In einem Werke aber das die wichtigsten geistigen Thätigkeiten von drei Jahrhunderten und darüber zum Gegenstande der Darstellung hat, kann keine ausführliche Biographie des Einzelnen gefordert werden. Betrachten wir deshalb nur noch folgendes:

Es ist höchst befremdend, daß die zweite Hälfte des sechszehnten, das ganze siebzehnte, und die ersten zwei Drittel des achtzehnten Jahrhunderts so selten des vortrefflichen Mannes gedenken und noch seltner mit dem ihm gebührenden Ruhm.

Was war Schuld daran? die große Vergeßlichkeit die wir bei den Deutschen im Allgemeinen finden, der Undank so Vieler u. s. w. reicht hier zur Erklärung nicht aus, noch weniger der Umstand daß Huttens Schriften einzeln, in kleinen Quartheften, erschienen waren, die sich so leicht verstreuen, denn an Fleiß hat es den Deutschen nie gefehlt, und sie haben auch immer gern gesammelt und keine Mühe dabei gescheut. Nachtheiliger wirkte der Haß des Erasmus von Rotterdam, der bekanntlich noch gegen den tödtlich kranken Hutten eine nichtswürdige Schmähschrift schleuderte, und es ist immer bedenklich sich gegen die Meinung eines so schwer-berühmten in lauter Weihrauchwolken einher schreitenden Mannes zu setzen. Indessen haben die Deutschen doch auch ein schönes Streben nach Gerechtigkeit, und es bleibt immer verwunderungswürdig genug, daß Erasmus große Sünde gegen den deutschen Ritter so selten tadelnd berührt worden ist, obwohl freilich sich schon manche Deutsche ein für allemal daran gewöhnt haben, daß man gegen sie immer ungerecht ist.

§. 18.

Doch liegt der Grund tiefer. Edelsinn, Wissenschaftlichkeit, Religiosität, Gelehrsamkeit, Kunstübung: alles das findet und fand in Deutschland Gönner und Freunde, und selbst die größere Menge hat wenigstens nichts dagegen einzuwenden, wenn man ihr einige Achtung dafür abfordert. Wie aber wenn noch Genialität in ihrer ganzen Gewalt und flammende Jugendkraft sich zu jenen Eigenschaften gesellt? und der Besitzer von all' diesem Schönen wie ein donnernder Jupiter da steht? Dann wird es den meisten Deutschen (wie die Sprache kurz scherzend sagt) zu viel, sie ziehen sich zurück und wollen wenigstens — das Ende abwarten. Dieses Ende war aber bei Hutten sehr traurig, ein Flüchtiger von Land zu Land sank seine

Kraft, ohnehin durch lange Kränklichkeit angegriffen, früh zusammen, und wie einst um dem Apoll eine Geburtstätte zu verschaffen, die Insel Delos sich aus der Tiefe des Meers heraufringen mußte, so fand sich hier nur die kleine Insel Ufnau, die dem müden Haupt des streitbaren Sängers und Redners ein ruhiges Grab bieten konnte. Seine Verlassenschaft bestand aus einer — Feder, die freilich viel Schönes geschrieben, nachher aber solide Leute kein sonderliches Verlangen tragen. Rührend bleibt indessen diese ganze Geschichte auch für solche Solide, und einige unter ihnen hätten gewiß für das Andenken des armen Hutten manches gethan, wäre es nur nicht zu gefährlich gewesen. Z. B. eine lateinische Lobschrift auf ihn wäre ohne Zweifel in Holland bekannt geworden, das in früheren Jahrhunderten literarisch viel galt, und von dort aus hätte man gefragt, was denn das solle? Erasmus habe ja bereits mit seinem „Schwamm" den Ruhm des Ritters verwischt, — ein hypergenialer Hitzkopf sei er gewesen, mehr nicht. Französische Kritiker hätten vielleicht noch ein Bonmot und Englische eine Derbheit hinzu gefügt; da wäre denn wohl der arme deutsche Gelehrte für sein mühsames Werk verschüchtert und vielleicht gar von seinem Minister, Oberbürgermeister oder Scholarchen angefahren worden, wie er denn so auffallende Sachen habe zu Tage fördern können. — Muthigere Männer, die all' dergleichen Ungebührlichkeiten mit gelassener Scherzhaftigkeit zu nehmen verstehen, waren vielleicht nie zu dem Besitz der Huttenschen Schriften gelangt, die freilich auch selten genug waren.

§. 19.

Es giebt aber noch eine sehr wichtige Ursach, daß sie in späterer Zeit nicht bekannter wurden. Luther selbst nämlich schätzte zwar Hutten, aber nicht genügend; worüber manche

Stellen in seinen Briefen Auskunft geben. So schreibt er z. B. an Spalatin: „Hutten hat an mich Briefe gefertigt, voll Eifer und hitziger Brunst gegen den Papst, und schreibt, daß er nun sowol mit Schrift als mit Waffen wider der Pfaffen Tyranney losgehe. Er ist dadurch erregt worden, daß der Papst ihm mit Dolchen und Gift nachstellet, und dem Bischof in Maynz befohlen, er solle ihn gefangen und gebunden gen Rom schicken. Wobei er ausruft: O eine Thorheit die sich wohl schicket für einen blinden Papst (— —). Es wird noch ärger Ding um den bösen Handel, daß der Bischof von Maynz hat Befehl geben, man solle in Predigten, mit ausdrücklicher Anführung des Namens des Huttens, verbieten, daß niemand seine Bücher wider den Papst weder lesen noch kaufen solle, bei Strafe des Bannes, und sollte am Ende hinzugethan werden, daß es eben so auch andern Büchern gehen solle; wormit er meiner heimlich stochert. Ob er nun wohl mich nicht also namentlich hat mishandelt, will ich doch auch meinen Geist zu Huttens seinem fügen, und mich so verantworten, daß ich den Bischof zu Maynz wohl eben nicht werde erfreuen." (Vom 11. Sept. 1520). Ferner: „Hutten macht sich mit großem Geist auf wider den Papst und versucht sein Heil mit Waffen und mit der Feder." (3. Oct. 1520.).

§. 20.

Aehnliche Stellen finden sich auch in den Briefen der nächst folgenden Jahre, und wer sie obenhin liest könnte vielleicht das Gegentheil schließen von dem was ich daraus geschlossen; wer aber Luthern im Ganzen betrachtet hat, weiß, daß der „Eifer" und die „Brunst" ihm nicht zusagte sobald dabei eine persönliche Kränkung waltete, die er bei Hutten wenigstens für mitwirkend hielt. Das Wort vom „Zusammenfügen seines Geistes mit Huttens seinem" ist nur eine

Ergießung des Augenblicks, da er nie etwas ähnliches gethan, und stets seinen Weg im höhern Sinn ganz allein gegangen ist. Ganz vorzüglich aber wehrten ihm die „Waffen" mit denen der treffliche Hutten auch das Evangelium beschützen wollte, eine innigere Vereinigung mit ihm, indem er wie bekannt von solchem Schutz nichts wissen wollte. Spätere Schritte des Ritters scheint Luther sogar misbilligt zu haben, und wie sehr ihm auch Erasmus Unwerth, sobald es sich um göttliche Dinge handelt, zuwider war (worüber er sich oft eben so wahr als derb erklärt hat) so konnte er doch auch der Huttenschen Expostulatio cum Erasmo Roterodamo keinen vollen Beifall schenken. Erasmus Gegenschrift, Spongia, vernichtete vollends noch den letzten Rest von Hoffnung den er für Erasmus hegen konnte, wenn anders ein solcher Rest noch vorhanden war; doch seine Ansicht über Hutten blieb dieselbe. Er erschien ihm, dünkt mich, nur wie ein gutes und nothwendiges Glied in der „Bildungskette" der deutschen Reformationszeit; (was freilich sehr preiswürdig ist) aber jene reine Ritterlichkeit, jener schöne Verein von Genialität und Gelehrsamkeit, von edler Flamme und edler Wehmuth ist ihm wahrscheinlich niemals deutlich geworden. Dafür ist Luther nicht anzuklagen, sondern wir dürfen nur bedauern, daß ihm die namenlose Fülle von Arbeiten und Geschäften aller Art die Zeit raubte, einen so herrlichen Mitkämpfer ganz kennen zu lernen.

Und so ist es denn gekommen, daß erst im Jahre 1776 ein völlig würdiges Wort über Hutten von Herder ausgesprochen worden ist. Was seitdem von andern regsamen Männern für sein Andenken geschehen, ist meistens löblich, und wenn auch eine vollständige Ausgabe der Huttenschen Werke frühерhin an der Theilnehmungslosigkeit des größern Publikums scheiterte, so scheint doch das neueste Unternehmen des Dr. Münch sich eines günstigen Erfolgs zu erfreuen.

§. 21.

Zu Martin Opitz.

(S. Bd. I. Seite 166. ff.)

Was man auch mit ganzem oder halbem Recht an Opitz tadeln oder vermissen möge: des Ruhmwürdigen ist so viel, daß man kaum dazu gelangt seiner Fehler zu gedenken. Vor allem verdient er Dank, daß er überhaupt deutsch schrieb, wozu damals ohne Zweifel Muth gehörte. Die großen Dichter des ältern Deutschlands waren vergessen, Hans Sachsens harmlose Liebenswürdigkeit ward gänzlich verkannt, und die späteren Meistersänger zeigten sich geistlos genug. Rollenhagen kann wohl mit Lobe erwähnt werden, allein die einzelnen ächten Witztropfen schwimmen in einem so breiten Gewässer, daß deutsche Geduld dazu gehört, sich der glücklichen Stellen zu bemächtigen. Opitz fühlte nur zu deutlich was in ihm wohnte und verlangte von Hunderttausenden gelesen zu werden, ja ganz Europa sollte, wo möglich, der Schauplatz seines Ruhmes werden. Um das zu erreichen hätte er müssen lateinisch schreiben, und nichts wäre ihm, dem eben so gewandten als reichgelehrten Stylisten leichter gewesen. Aber er war zum Glück kein Namensdeutscher sondern ein wirklicher, und so konnte er nur deutsch fühlen, lieben, beten, zuletzt auch überhaupt nur deutsch denken. Es ist im hohen Grade merkwürdig, was er, anfangs einzeln stehend, durch sein bloßes reines Deutschschreiben gewirkt hat, denn da es Jedermann bald deutlich wurde, daß er, der sinnreiche und gelehrte Mann, sich auch wohl mancher anderen beliebigen Sprache hätte bedienen können, wenn es ihm bloß um die materielle Mittheilung zu thun gewesen wäre, so erschien es schon als poetischer Tact, daß er durch innere Nothwendigkeit getrieben, die deutsche Sprache wählte.

§. 22.

Diese innere Nöthigung ist uns weit interessanter als der Umstand, daß er, der nur einseitig Treffliche und Tiefe, sich auch auf die Mannigfaltigkeit poetischer Formen legte und Oden, Satiren, Elegien, Sonette, Schäfer- und Trauerspiele u. s. w. lieferte, (was freilich jeder sehen kann der auch nur einmal in seinen Werken blättert) denn streng genommen hat er doch eigentlich mit Ausnahme einiger, früherhin immer übersehener herrlicher Lieder — nichts geliefert als lehrende und beschreibende Gedichte in denen Gesinnung und Sprache das Beste ist. Er ahnete, ja er erfaßte die Würdigkeit unserer Sprache, und das ward ihm durch die Theilnahme mancher wackern Zeitgenossen, so wie durch einige spätere auf eine, man darf sagen bewunderungswürdige Weise belohnt, da feuriger Eifer bei uns zu den Seltenheiten gehört. — Woher kam es, daß der Herzog von Liegnitz ihm eine Liebe schenkte, wie die äußerliche Steifheit der Zeit sie sonst nicht leicht aufkommen ließ? Daß der Fürst von Siebenbürgen Gabriel Bethlem ihn den Fremdling so glänzend begünstigte? woher die Sorgfalt, ihn wie ein köstliches Kleinod stets den Gefahren des Kriegs zu entziehen? woher endlich die Gunst des streng katholischen und papistischen Ferdinand II. die so weit ging, daß er Adelsbrief und Wappen, ihm, dem reinen Protestanten ertheilte? Ich weiß nicht, ob sich diese Günstigen stets genaue Rechenschaft gaben über ihr Gefühl; in jedem Falle aber imponirte ihnen ein Mann, der selbst in der erbärmlichen Zeit gewagt hatte ein reiner Deutscher zu sein. Man hätte das freilich besser haben können wenn man nur an Luther gedacht; da man jedoch besagte Satiren, Elegien u. s. w. mithaben wollte, die sich bekanntlich unter dieser Ueberschrift unter Luthers Werken nicht finden, — und ohne Ueberschrift ist es

doch nur halber Genuß!! — so war es schon gut daß man sich wenigstens einen Mann aussuchte, der doch ein wenig von Luthers Geiste angehaucht war. In dieser Hinsicht sind selbst manche unbeholfene Lobreden und Lobgedichte auf Opitz historisch sehr anziehend, denn sie beweisen daß man nur mit Ungerechtigkeit unsern Vorfahren Gleichgültigkeit oder Mindersschätzung dieses Dichters vorgeworfen hat.

§. 23.

Wahrlich, es ging weit mit dem Bewundern! — August Buchner erklärt in einem lateinischen Skazon daß alles was Griechenland und Rom schönes habe auch Opitzens süße Muse singe, wobei er mit letztem Athem in einer Parenthese ausruft:

O rarum! o ingens! o sacrum ingenii monstrum!

Noch einen Schritt weiter steigt der wackere Julius Wilhelm Zinkgräf der in einem elegischen Gedichte auf Opitzens Bildniß den Griechen und Römern ein zwiefaches Cedite! zuruft, denn

Germanus, qui vos exsuperabit, adest.

Der feurig-liebenswürdige Flemming meint sogar im schönen Uebermaaß des Schmerzes um Opitzens Tod, man solle nunmehr alles bleiben lassen, da doch nichts Würdiges mehr zu beschreiben sei.

Tschernings kann freilich solchen Vorgängern nicht gleich kommen, und es klingt nur mittelmäßig wenn er sagt, daß ein solcher Opitz „nicht alle Jahre" geboren werde; doch wird er auch ein andermal ihm zu Liebe incorrect und ungrammatisch indem er den ehrlichen deutschen Mann zu einer Dame macht, zu einer zehnten Pierin nämlich. Zum Glück neigt er jedoch

bald wieder zur Ruhe, und begnügt sich zu erklären, daß Bunzlau durch Opitz eben so berühmt werde als Mantua durch Virgil. Wichtiger aber ist das Lob Anderer, das sich hauptsächlich auf Opitzens deutsche Sprachkunst richtet.

§. 24.

Hier ist z. B. Johann Rist — sonst nicht ohne Eitelkeit und Ueberfruchtbarkeit bei vieler Schwäche — mit Anerkennung zu nennen, weil er jenes große Verdienst schon 1638 laut anerkannt hat. Er sagt, der edle und hochberühmte Poet Martin Opitz habe uns in seinen theils lustigen, theils nützlichen Schriften und Gedichten genugsam Anleitung gegeben, wie wir unsrer fast verderbten und durch so viel Fremdes in derselben gleichsam vermummten deutschen Sprache wieder auf die Beine helfen, ihr die unbekannten Larven wieder abziehen und derselben Glanz, Zier und Reinlichkeit in Aufnahme bringen könnten." Dasselbe wiederholt er mit andern Worten wenige Jahre darauf, vielleicht weil er wohl wußte, daß um den Deutschen verständlich zu werden, man häufig reden müsse, und, wo möglich, schreien.

Auf das ästhetische Urtheil des Caspar Barth würde wenig zu geben sein, wenn aber ein von Sprachkenntnissen fast erdrückter Mann, wie er, sich innig freut, daß doch nun endlich einmal wieder deutsch geredet werde, seit Opitz den Versuch so glücklich gewagt, so ist das nicht unbedeutend. Dasselbe gilt von dem Polyhistor Morhof, denn wenn er auch den Opitz zu sehr als Dichter rühmt *), so ist doch

*) Er führt unter anderm eignen Lobe auch August Buchners Worte an: Non potest ascendere altius Musa patria et necesse est ut acquiescat eo fastigio quo tu collocasti. Interim te sequemur longe et tua vestigia adorabimus: sic tamen non obscuri prorsus morituri und erkennt diesen Ausspruch als ge-

gerade ihm dem Sprachgelehrten am meisten zu trauen, daß er besonders den Dichter als deutschen Sprecher liebte.

§. 25.

Für uns ist indessen am wichtigsten Leibnitzens Urtheil. Dieser liebenswürdige, wenn auch zu nachgiebige Mann und treffliche Denker, der vielleicht nur um deswillen weniger tief dachte als er wohl vermocht hätte, weil er die lateinische und sogar die französische Sprache der vaterländischen in Beziehung auf seine eigene schriftstellerische Thätigkeit vorzog, hatte doch auch Stunden in denen er sich selbst um dieses Vergehens willen tadelte. In solchen wandte er sich zu der vernachlässigten Mutter nicht ohne Reue zurück, und schrieb unter anderm die „unvorgreiflichen Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache," welche in dem ersten Heft der Gottschedischen kritischen Beiträge (1732) wieder mitgetheilt worden sind. Hier zeigt Leibnitz freilich oft genug jene Schwäche, die, wenn hundert vornehme Leute ringsumher versichern, es stehe mit der deutschen Sprache (die sie natürlich nicht kennen) nur so und so, ein kraftvoll entscheidendes Nein nicht wagen mag. Dafür aber versucht er so unter der Hand manches Löbliche von ihr zu entdecken, und wenn wir auch erschrecken müssen vor dem ungeheuern Irrthum als sei sie für die Philosophie nicht wohl geeignet — sie die sogar den größten Mystikern: Tauler und Angelus genügte! — so wollen wir ihm doch danken, daß er den edeln Reichthum unsrer Sprache für das praktische Leben, so wie für die Gewerbe, und die technischen Künste aller Art, laut anerkannte. Die Sache war freilich sonnenklar genug, aber es hatte doch nun einmal niemand vor ihm so kräftig darauf aufmerksam gemacht.

---

recht, während er eher hätte bewundern sollen, daß Opitz bei solchen Kritiken bescheiden blieb.

Da indeß Leibnitz bei seinem zarten und rücksichtsvollen Geiste nicht gerne der Erste ist, der etwas Bedeutendes behauptet, weshalb er auch sich oft anlehnt ohne es nöthig zu haben, so ist ihm eine Autorität höchst willkommen. Eine solche ist ihm hier Opitz, von ihm räth er zu lernen, nicht bloß für „Verse", sondern auch für die freie Rede, welche Opitz in seiner Hercynia, so wie in der Uebersetzung der Argenis und Arcadia glücklich geübt habe. Er vertheidigt ihn zugleich, daß er manche treffliche sonst fremde Worte aufgenommen, z. B. — (mancher Leser wird erschrecken) — das Wort Poesie, da er — leider viel zu bescheiden — an Daniel Heinsius schreibt:

„Daß deine Poesie der meinen Mutter sei." „Damit hat er," fährt Liebnitz fort, „meines Erachtens, dies Wort Poesie, aus habender seiner Macht, einmal für allemal für deutsch erkläret, so gut und unwiderruflich als ob ein Act of Parliament über eine englische Naturalisirung ergangen."

Wie sehr ist zu beklagen, daß L. nur zur Erholung die deutsche Sprache studirte, doch soll ihm der Dank für manche gute Frucht jener Erholungsstunden unverkümmert bleiben.

§. 26.

Zu Friedrich v. Logau.

(S. Bd. I. S. 200.)

Der Abschnitt über ihn giebt nicht bloß eine ästhetisches Urtheil, sondern betrachtet ihn auch von der historischen Seite, deren früherhin kaum beiläufig gedacht wird. Nur in Beziehung eines einzigen aber wichtigen Worts bin ich angegriffen worden, ich habe nämlich gemeint, es sei Bescheidenheit die den Dichter veranlaßte sich in der Fruchtbringenden Gesellschaft den Namen des „Verkleinernden" mit dem Symbol des Milzkrauts anzueignen oder gefallen zu lassen. Wilhelm Müller im sechsten Theil seiner Bibliothek deutscher Dichter, Leipzig

1824, S. XIV. f., zürnt deshalb mit mir und meint, ich habe nicht gelesen was Logau selber sagt:

Das Milzkraut soll ich sein,
Verkleinern soll ich stets, soll helfen treiben ein
Den aufgeschwollnen Milz, die Art der stolzen Sinnen,
Die sich in ihnen selbst beherbergen nicht können,
Und denen viel zu eng ihr deutsches Vaterland.
Sie lassen eignen Werth, und wählen fremden Tand u. s. w.

Wie aber wenn hauptsächlich gerade diese Zeilen die Bescheidenheit des Dichters beurkundeten? wenn sich gerade hier ein abermaliger und ausdrücklicher Beleg fände, daß er, sich also beschränkend auf moralische Satire in Epigrammenform, seine herrlichen, mannigfaltigst reichen Dichteranlagen viel zu gering anschlug? — Darüber sollte, dünkt mich, kein Streit entstehen können, da die Sache mir sonnenklar vorkommt. Müller macht dabei noch die bedenkliche Anmerkung: „aber leider lesen manche Literatoren die Gedichte nicht ganz, über die und deren Verfasser sie ganze Bücher schreiben." Ach ja, darüber zu seufzen hat man oft Gelegenheit, doch ist es eine hübsche Sache um ein so gutes Gewissen, daß man solche Stellen einige Jahre lang sorglos ganz unbeantwortet lassen, und sie dann nur weil sie vielleicht historisch nicht unmerkwürdig sind, wieder abdrucken lassen kann, da sie in Beziehung auf mich ihre Widerlegung schon in sich selbst tragen. Wer, wie ich seit acht und zwanzig Jahren die Literargeschichte der Deutschen mit billiger Liebe und Anstrengung studiert hat, kann es sich mit dem Antworten auf einzelne irrige Bemerkungen schon etwas bequem machen.

Uebrigens glaube man ja nicht als wolle ich hiedurch Misfallen an der Müllerschen Bibliothek andeuten; im Gegentheil erkläre ich sehr gern, daß ich sie für ein im Ganzen wohlgelungenes Unternehmen halte. Einige Zufriedenheit

bezeigt der Verfasser auch mit meinen literarhistorischen Bemühungen, was denn doch immer als einiger Lohn anzusehen ist, da ich M's dichterische Anlagen stets anerkannt habe. — Auch getadelt hat er mich einmal mit Recht, und zwar durch die Behauptung, ich habe über Wekhrlin ein wenig „flau" gesprochen. So etwas kann begegnen und ist M. zum Beispiel in seiner Kritik des tiefsinnigen Angelus begegnet. Es sollte aber nicht begegnen und darum habe ich zu danken. Wenn der Himmel, bei dem ja kein Ding unmöglich ist, eine zweite Auflage meines Werks verstattet, so wird jener Tadel gewiß benutzt werden.

§. 27.

Poetische Gesellschaften.

(Zu Bd. I. S. 289 ff.)

Daß die mit löblichem Eifer begonnenen poetischen Gesellschaften der Deutschen während des siebzehnten Jahrhunderts nicht die gehofften Früchte trugen, obgleich die erste und wichtigste sogar von vorn herein sich selbst die „Fruchtbringende" nannte — dieser traurige Umstand ist nicht selten zur Sprache gekommen und auch so ziemlich erklärt worden. Indessen hat man einen Umstand übergangen, der sich unmittelbar auf den Charakter der Deutschen bezieht, dem zufolge das gesellige Talent überhaupt zu den Seltenheiten gehört. Die Menge freilich ist eine Collectivperson: die wird indeß keine poetische Gesellschaft stiften wollen; die Bedeutenden aber die das eigentliche Deutschland ausmachen, werden sich zwar, der Einzelne dem Einzelnen, in Liebe und Freundschaft begegnen, aber eine liebende Gesellschaft — und ohne die Liebe ist doch nun einmal nichts anzufangen — wird selten zu Stande kommen. Jeder ächte Sprachliebhaber, Redner und Dichter hat in gewissen Jahren seine entschiedene Ueberzeugung gewonnen,

von der er schwerlich abläßt. Das ist sehr preiswürdig; nur hat er leider oft den Fehler der Unzugänglichkeit und Versteinerung gleichfalls sich angeschafft. Selbst die besten Freunde sehen wir oft in poetischer Ansicht völlig verschieden und es ist bei uns so viel ich weiß noch nie ein Roman oder Drama von zwei Dichtern gemeinschaftlich verfaßt worden. England hat seinen Beaumont und Fletcher *), und Frankreich zeigt besonders in neueren Zeiten, wo manche Gattungen von Theaterstücken als bloße Luxusartikel betrachtet werden, eine ziemliche Anzahl von gemeinschaftlich arbeitenden Poeten.

Bei uns wurden jene früheren Gesellschaften nach und nach zu bloßen Gevatterschaften, und es war eine stillschweigende Verabredung sich unter einander zu loben, unverkennbar. Wer bei einiger poetischen Anlage die Gutmüthigkeit der schreibenden Mitglieder recht zu benutzen verstand, wie z. B. Johann Rist, ward dergestalt gepriesen, daß wir heut zu Tage das Lobgeschrei nicht ohne Ekel vernehmen können.

Dennoch sind poetische Gesellschaften in Deutschland stets wünschenswerth gefunden, und gewiß mit Recht, da wir der Zersplitterung der Kräfte nicht genug wehren können; und die Schwierigkeiten die sich bieten, sind denn doch nicht unbesiegbar. Die Liebe, ohne welche — man darf es wiederholen — das ganze Leben gehaltlos ist, wird uns nach und nach auch mit reinem Geselligkeitsgeiste erfüllen, und je sicherer es mit unsrer wissenschaftlichen und künstlerischen Ueberzeugung steht, je mehr werden wir lernen, jedes einzelne Talent, wie sehr es

sich

*) Selbst das bloße Gerücht daß das Schauspiel: „die beiden edlen Vettern" von Fletcher und Shakspear verfaßt worden sei, hat, so irrig es auch ist, in dieser Hinsicht einige Wichtigkeit, da ein ähnliches in Deutschland nie entstehen könnte, oder falls es ja entstehen wollte, augenblicklich würde niedergeschlagen werden.

sich auch von unsrer Ansicht entferne, in seiner Art und auf seinem Grund und Boden — der darf freilich nie fehlen — nach Würden zu schätzen. Bei solcher Gesinnung und der Erkenntniß, daß männliche Freundschaft der wissenschaftlichen und künstlerischen Unterlage nicht entstehen könne, erblühen denn auch ganz neue Freuden, die wir mit redlichem Eifer uns anzueignen streben wollen.

Was in neuerer Zeit in Berlin für jenen edlen Zweck geschehen, ist zu bedeutend aber auch noch zu neu, um schon jetzt beurtheilt werden zu können; doch soll ein herzlicher, freudiger Zuruf nicht fehlen.

§. 28.

Zu Christian Weise.

(Zu Bd. II. S. 95 ff.)

Um den Werth oder Unwerth eines dramatischen Werks darzuthun, müsste man es, wenn nicht zu hoffen steht daß der Leser es in der Hand und im Gedächtniß habe und vergleichen könne, vom Anfang bis zu Ende abdrucken lassen; denn kleine Auszüge können hier noch weniger helfen als bei anderen Gattungen von Gedichten, wo sie doch zuweilen als Epigramme gelten mögen. In Weise's Lustspiel „Jakobs Heyrath" ist bei sehr vielem Ungehörigen doch eine ächte Lustspiel-Ader, und die harmlose Ironie mit der er die ganze Geschichte nimmt, überrascht uns um so mehr je näher wir uns mit dem Verfasser vertraut machen. Die Liebe des trefflichen jungen Paars selbst ist ganz in weitläufig ehrbarem Styl des deutschen siebzehnten Jahrhunderts — als es sich von frühern Leiden ein wenig erholte — man sieht gleichsam bei dem schmachtenden Schäfer ein wenig Perücke, die bis auf die Kniee reichende Staatsweste u. s. w., doch auch ein tüchtiges Gemüth das sich aber jetzt besonders in der Nähe der Hochzeit sehr

die wahre Dorfluft athmen. Die meisten welche wir zu sehn bekommen, sind so tugendhaft, daß sie bei einer französischen Rosenvertheilung zur Sittlichkeitsbelohnung glänzen könnten; oder sie haben eine Gattung von Klugheit die sie recht wohl zu dem Bürgermeisteramt oder doch zu einem Syndicat in kleineren und mittleren Städten eignen würde, oder sie bringen nur Plumpheit im Allgemeinen mit, die niemand sehen mag. — Wahre Bauern scheinen den meisten Theaterdichtern nicht sitzen zu wollen, ein Umstand den man beklagen darf, da hier von einer so ausgebreiteten, höchst wichtigen und respectabeln Menschenklasse die Rede ist. Zu den seltenen besseren Ausnahmen gehört besonders der Schulze in Ifflands Jäger. Der ist vom Scheitel bis zur Ferse ein Bauer, und kann und will nie etwas anderes sein als ein ächter vornehmer deutscher Kernbauer, der deshalb auch mit vollem Recht schon längst zum Schulzen seines Dorfs ernannt worden ist.

In jedem Fall verdient Weise mehr Beachtung als ihm bisher geworden ist, schon um der Kühnheit willen mit der er sowohl den dramatischen Geschmack der Franzosen als den Lohensteinschen von sich abhielt. Man sieht überall, mit welcher Lust und Liebe er zu Werke gegangen, und wie das harmlose Vergnügen, welches er bei Verfertigung seiner Schauspiele fand, ihm Ersatz war für alle andere stets ermangelnde Aufmunterung. Alle Jahre wurden drei Tage hintereinander drei verschiedene Stücke, sämmtlich von ihm verfaßt, von seinen Schülern in Zittau aufgeführt, und er war völlig zufrieden, wenn die liebe „grünende" Jugend seine Sachen hübsch ordentlich darstellte, und die werthgeschätzten Eltern zuweilen klatschten. Er selbst fand so viel Wohlgefallen an seinen jungen Mimen, daß er sie den damaligen Schauspielergesellschaften (in so weit er sie zu sehen bekam) vorzog, ja er versichert, daß als einmal eine herumziehende Gesellschaft eines seiner

Lustspiele darstellte, er bald aus dem Theater habe herauslaufen müssen, weil er die seltsame Declamation nicht aushalten können.

Bei jenem Herkommen alle Jahr drei Stücke zu liefern (selbst wenn er sich zuweilen Wiederholungen erlaubte) muß seine Fruchtbarkeit auffallen, und es sind gewiß bei weitem nicht alle seine Comödien gedruckt worden. Ich selbst kenne außer den angegebenen bekannten Werken noch folgende: Ch. W. Neue Jugendlust, das ist drei Schauspiele: 1) Vom verfolgten David. 2) Von der Sicil. Argenis. 3) Von der verkehrten Welt. Wie selbige Anno MDCLXXXIII. von den gesammten Studirenden in Zittauischen Gymnasio aufgeführet worden. Frankfurt und Leipzig. 1684. Ferner: „Ungleich und gleich gepaarte Liebes-Alliance, wie solche vor einigen Jahren in einem Lust-spiele vorgestellet worden, nunmehr mit einer ausführlichen Vorrede herausgegeben. Görlitz 1708. — Curieuser Körbelmacher, wie solcher auf dem Zittauischen Theater den 26. October MDCCII. von etlichen Studirenden präsentiret worden, anjetzo aus gewissen Ursachen herausgegeben. Görlitz 1705. — Der gestürtzte Marggraff von Ancre, in einem Trauer-Spiele den XIV. Febr. M. DC. LXXIX. auf der Zittauischen Schaubühne vorgestellet. Leipzig 1681. — Bäurischer Machiavellus in einem Lust-Spiele vorgestellet. Dresden und Leipzig 1714. — Das Ebenbild eines gehorsamen Glaubens, welches Abraham in der vermeinten Opferung seines Isaacs beständig erwiesen, wie solches den 4. Mart. MDCLXXX. auf der Zittauischen Schaubühne vorgestellet worden. 1682. — Der Tochter-Mord, welchen Jephtha unter dem Vorwande eines Opfers begangen hat, den 13ten Febr. MDCLXXIX. auf der Zittauischen Schaubühne vorgestellet. 1680.

Ich habe die genaue Angabe dieser Titel nicht für überflüßig gehalten, da ich aus eigener Erfahrung weiß, wie selten

und versteckt sich diese Schauspiele halten, deren nähere Kenntniß für die Geschichte der deutschen Bühne wichtig ist.

Schließlich werde noch bemerkt, daß Weise auch für die Cultur der Musik auf seiner Schule und in seinen Comödien redlich sorgte, eine Bemühung der wir schon nun ihrer damaligen Seltenheit willen das gebührende Lob nicht versagen dürfen.

§. 31.

Zu Ph. J. Spener.

(S. Bd. II. S. 238.)

Nach dem bekannten Ausspruche des vortrefflichen Mannes ist das Gebet für die Seele was das stete lebendige Athemholen für den Leib ist. Nur wer sich in diese Verfassung versetzt hat, kann ohne Schrecken die Pflicht übernehmen zu gewissen stets wiederkehrenden Zeiten auch öffentlich zu beten, was sonst nothwendig der Gefahr aussetzen würde, zuweilen wol nur mit erborgter Exaltation, oder gleichsam historisch oder gar mechanisch zu beten. — — Ich las einmal in einer Recension als Lob einer Predigt: „Das Gebet ist vortrefflich gelungen" und gestehe, daß mich bei diesem unbeholfenen Ausdruck das Lächeln verläßt, das sonst häufig genug Lectüre jener Art belohnt. Gelungen! welch ein Wort in dieser Beziehung! — ein gelungenes Athemholen, eine gutgemachte Erhebung zu Gott, eine wohlstylisirte und anmuthig ausgeschmückte Versenkung in den göttlichen Willen! giebt es etwas Liebäugelnderes? und sollten nicht manche mit etwas Donnerwetter und Blitzschlägen versetzte — Flüche der Idee des Gebets, wenn auch noch so fern, dennoch ein wenig näher stehn, als manche jener Prunk- und Prachtgebete die wol gar für die gehörige Anzahl von Minuten berechnet sind, und

bei denen der Beter denkt: Wie trefflich wird sich das im Druck ausnehmen! —

Zum Glück ist jedoch dies Arge wol nur selten, und wir zweifeln durchaus nicht, daß gar manche der ärmsten Dorfpfarrer wie der vornehmsten Generalsuperintendenten, fast eben so gut und einfältig öffentlich und im Stillen zu beten verstehen als jener der zuerst das beste und zu allen Zeiten passende Wort aussprach: „Gott sei mir Sünder gnädig!" — Gebete dieser Art mögen immerhin recht häufig gedruckt werden, und ich will sogar dem getadelten Recensenten das Wort abborgen und gern mit ihm sagen, das sei vortrefflich gelungen.

§. 32.

Knüpfen wir an diese Bemerkung ein kleines Wort über den

Pietismus.

Eine Geschichte des deutschen Pietismus von einem der ihn rein schätzt und ihn übersieht, würde ein auch literarhistorisches wichtiges Werk sein. Die Formen des Lutherthums, so wie des Zwinglianismus und Calvinismus waren gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts erstarrt, denn der Geist der sie allein beleben kann hatte selbst seine Lebendigkeit verloren. Es war ein gewisses engbrüstiges, hartes, prosaisch-protestantisches Papstthum entstanden, das niemandem in der Welt verhaßter sein könnte als Luthern selbst, dem nach der reinsten Quelle dürstenden reinen Gottesmanne. So erzeugte sich bei zartern Geistern der Pietismus als Hülfe und Zuflucht, aber auch als Zeichen der Freien die im Besitze eines höhern Liebes-Glaubens sich dem gemachten Gesetz nicht unterwerfen wollen. Der Gipfel des Pietismus findet sich in den Urhebern selbst, Spener und Franke dem letzten Glaubenshelden

der Zeit rein und glänzend. Indessen ist das rasche Sinken dieser religiösen Erscheinung begreiflich, da sie sich nur in Individuen erhalten konnte die ihn selbst hätten erschaffen können. Dem Pietismus nachzusprechen ist außerordentlich leicht, aber gerade hierin liegt sein nothwendiger Fall, der selbst in den Schriften des einseitig frommen, doch unfreien Bogatzky schon sichtbar wird. Diese Einseitigkeit führt zur Wissenschaftlosigkeit und Kunstlosigkeit und somit leicht zur Ermüdung, die uns schon bei B. beschleicht, und wenn, wie späterhin, noch vollends Mechanismus in den Redensarten, und der Wechsel von Trockenheit und Süßlichkeit sich einmischt, so wendet man sich mit Unmuth, ja mit Ekel ab. Nur vergesse man nicht, daß der später hinzu gekommene Herrnhutismus kein integrirender Theil, sondern bei seinem Entstehen der völlige Gegensatz des Pietismus war, worüber Bogatzky's Schriften z. B. seine nicht genug gekannte Selbstbiographie den besten Beweis geben.

§. 33.

Hier kann dies alles nur leicht berührt werden, um daran die Frage zu knüpfen, wie diese geistige Richtung auf die Poesie und Redekunst wirkte. Wer möchte läugnen, daß Spener und Franke und ihre ächten selbstständigen Schüler und Freunde in reiner — wenn auch zuweilen enger — Poesie lebten, doch kann auch niemand in Abrede stellen, daß sie sich um das was wir literarisch Poesie nennen, wenig oder gar nicht bekümmerten, auch wol gar polemisch gegen dieselbe auftraten. Besonders war ihnen das Theater ein Stein des Anstoßes, worüber wir uns jedoch nicht sehr wundern wollen, da sie natürlich nur das Theater der damaligen Zeit vor Augen hatten. Ausdrücklich geistliche Lieder allein wurden von ihnen geschätzt und gepflegt; doch wüßte ich unter allen Pieti-

sten keinen zu nennen, dessen Lieder sich mit denen der anerkannten Heroen Luther, Flemming, Gerhard, Angelus u.s.w. messen dürften. Desto besser steht es mit der Redekunst dieser Pietisten, die oft in ihrer scheinbaren Kunstlosigkeit die Kunst nur verbirgt. Schon der einzige Umstand, daß sie etwas zu sagen hatten das ihr ganzes Herz erfüllte, und an das sie selbst mit ganzer Seele glaubten, stellt sie weit über die meisten ihrer starren Gegner, die sich nur in alten längst zersprochenen gelehrten Bücherphrasen umhertreiben. Ihre Sprache war sehr sanft aber herzlich und nicht unkräftig, ihre Bescheidenheit macht sich gewissermaßen von selbst, indem der Pietismus weit entfernt jemals eine herrschende Partei werden zu können, nur im Gegensatz aller Parteien entstehen konnte. Das Große, Erhabene, Heitere, Frisch-fröhliche und Humoristische haben sie nie erreicht, und nur das konnte dem gesunkenen Styl der Deutschen wahrhaft helfen. Auch würden sie bei ihrer moralischen Aengstlichkeit (Spener und Franke hatten Höheres) jenes Ziel als etwas höchst Wichtiges nicht anerkannt haben. Sprache und Styl war nie Gegenstand ihres ernstern Studiums. Vergleichen wir sie aber mit den meisten Poeten und Rednern der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, so finden wir ihre anspruchlose Darstellung bei weitem vorzüglicher. Das pseudo-lutherische Bonzenthum, dann die Wolfische, bei den Nachahmern immer dürrer werdende Metaphysik und sogenannte mathemathische Methode, endlich der flache Gottschedianismus und nicht minder flache und rohe Bodmerianismus, die Leipziger Rednergesellschaft u. s. w., was konnten sie, die kein Leben hatten, Lebendiges wirken für Styl und Darstellung? Ein solches Lebendiges vermissen wir bei jenen Führern des Pietismus, so wie bei Spangenberg, ja selbst bei Bogatzky keineswegs.

§. 34.

Es ist mir nicht unbekannt, daß Spener selbst in seiner unendlichen Bescheidenheit häufig über seinen weitschweifigen und verwickelten Styl klagte. Es ist mir aber auch gleichfalls bekannt, daß er sich oft und besonders in Vergleich mit dem bekannten Berlinischen Prediger Schade einen kalten und dürren Geist zuschrieb, was wol noch niemand dem trefflichen gegen sich selbst harten Manne geglaubt haben wird. Sein Styl ist allerdings zuweilen weitschweifig, doch geht dieser Fehler nicht aus Unkenntniß oder Mangel an Talent hervor, sondern er wird veranlaßt durch eine große Herzensgüte, die auch dem Schwachen alles recht deutlich machen, und durch die Gelindigkeit des Geistes der niemandem zu wenig sondern alles vollauf geben möchte. Fehler bleibt zwar immer Fehler; doch wollen wir ihn nicht zu hart rügen bei einem Manne der so Vieles und Wichtiges zu sagen hatte, wofür der epigrammatische Styl sich gewiß nicht eignete. Hier soll nur das stets Uebersehene bemerkt werden, daß die Schriften der Pietisten wenigstens Leben hatten, und frei waren von pedantischer Zierlichkeit, todter Gelahrtheit, hölzerner Abgemessenheit u. s. w. Wo aber Leben, selbst nur Leben der unteren Grade, statt findet, da läßt sich Umfassenderes und Freieres anknüpfen, wie es späterhin durch Reichere und Freiere als Speners und Frankes Schüler waren, geschah.

§. 35.

Zu Abraham a Sancta Clara.

(S. Bd. II. S. 172 ff.)

Bei der Genauigkeit mit der an dem angegebenen Orte über ihn geredet worden, scheinen Zusätze entbehrlich, dennoch möge, da in den dort ausgezogenen Stellen die historische Be-

ziehung vorwaltete, noch Folgendes hinzu gesetzt werden. Die meisten deutschen Literarhistoriker sind mit ihrer Kritik über Abraham bald fertig geworden, sie nannten ihn einen geschmacklosen Scribenten, der seine Mönchsmoral mit Späßen aufstutze, gaben dann ein paar Stellen die gewöhnlich einer dem andern nachschrieb — was freilich bequemer ist als in dem Werke des Autors selbst nachzuschlagen — und waren dann zu Ende. Was die Geschmacklosigkeit betrifft, so hätte sie wenigstens näher bezeichnet werden sollen und zwar als die bunteste und in sich vollendetste die vielleicht jemals vorhanden gewesen, wodurch sie aber interessant werden kann, ja interessant werden muß, weil alles in sich Vollendete auf diesen Namen Anspruch machen darf. Jene Auszüge zeigten ihn fast immer nur von einer Seite, der Spaßmacherei, und man vergaß dabei, daß ein religiöser Volksredner und Humorist gar vielen Raum gebraucht, und daß sein ganzes Wesen aus einzelnen Stellen, und wären es ihrer funfzig, nicht erkannt werden kann. Folgende Stellen scheinen mir jedoch geeignet von seiner Gesinnung und Manier ein neues und wenigstens schattenähnliches Abbild zu geben. — Abraham zeigt hier zuvörderst, daß die erste Ursache warum Judas ein Dieb geworden, in seinem mangelhaften Vertrauen auf Gott zu suchen sei, und erzählt dann mehrere erbauliche Geschichten, wie wunderbar Gott für uns sorge.

„Mücken-Brüter, Grillen-Vögt, Sorgen-Kramer, Lethfeigen, Melancholey-Schmidt, Kummerhansen, Trauer-Nest seyed ihr noch mit Aengsten angefüllet wie das Trojanische Pferd mit Soldaten? Glaubt ihr noch, ihr werdet euch ins künftige nicht können erhalten? Fürcht ihr euch noch, euer Brodkasten werde die Schwindsucht bekommen? O Spott-Gesellen! derjenig Gott, welcher den Daniel in der Löwen-Gruben, welcher den Bilas in der Wüsten, welcher die Israe-

liter in der Einöde gespeist hat, dieser Gott lebet noch. Warum verlaßt dich nit auf ihn? Derjenig Gott welcher durch ein Fisch dem Apostel Petro Geld hat geschickt, derjenig Gott welcher Brod dem H. Einsiedler Paulo durch den Raben hat geschickt, derjenig Gott welcher der Wittib zu Sarepta ihr Geschirr mit Oel wunderbarlich angefüllet, derjenig Gott lebt noch, warum verlaßt dich nit auf ihn? er verlaßt nit den Wolf, warum soll er verlassen einen Wolfgang? er verlaßt nit den Bären, warum soll er verlassen einen Bernhard? er verlaßt nit den Adler, warum soll er verlassen den Adlbert? er verlaßt nit die Aendten, warum soll er verlassen Antonium? er verlaßt nit den Basiliſc, warum soll er verlassen Basilium? er verlaßt nit die Henn, warum soll er verlassen den Henrich? er verlaßt nit den Löwen, warum soll er verlassen einen Leonhardum? er verlaßt nit den Luchsen, warum soll er verlassen den Lucam? ich will sagen er verlaßt kein einiges Thierl, sondern speist dieselbige. Implet omne animal Benedictione. Warum soll er dich verlassen, den du täglich für deinen Vatter erkennst und bittest: „Vatter unser, der du bist im Himmel?“ —

„Wie Gott der Allmächtige die Welt erschaffen, hat er allerlei Bäume mit den edelsten Früchten und stattlichstem Obst hervorgebracht, ehender und bevor er den Adam als ersten Menschen formiret und also der mildherzige Vatter schon das Essen, gute Bißl und das beste Confect in die Bereitschaft gestellt, ehe der Mensch gewest, auf daß Adam Gott nicht habe können nachsagen, er habe einmal einen Abgang gelitten.“ (S. Judas der Erz-Schelm: Th. I. S. 224. Salzburg 1710.)

§. 36.

Nicht selten veranlaßt ihn seine Lebhaftigkeit auch in seinen Predigten wirkliche oder gedachte Zuhörer anzureden, wobei

denn die auffallendste Wortstellung, nicht selten mit komischen Schlagreimen verbunden, die Wirkung erhöhen muß. So sagt er z. B. um seinen Lieblingsgedanken — des fröhlichen Gottvertrauens — neu hervorzuheben: „Willkomm Herr Balthauser, warum seyet ihr ein solcher Phnauser? guten Morgen Herr Ruprecht, warum ist euch heut um das Herz nicht recht? guten Abend Herr Willibald, weswegen macht ihr so traurige Gestalt? wie gehts?" — Wie wolts gehen? hart genug, es seynd nie so schlechte Zeiten gewesen, es geschicht mir gar zu hart, ich kans nit mehr erschwingen." Ei du linder Lapp mit deinen harten Zeiten und Zeitung!" u. s. w.

Lichtenberg erzählt, daß er einmal eine zankende magere Frau zu einer ungebührlich fetten auf der Straße haben sagen hören: „Sie zweischläfriges Mensch!" Das, meint er, sei ein Wort, dessen sich selbst Falstaff nicht zu schämen brauchte. Ich gebe es allenfalls zu, doch scheint mir, daß auch das treffliche „Ei du linder Lapp mit deinen harten Zeiten und Zeitung!" wie aus einer ächt lustigen altenglischen Comödie herüber tönt.

§. 37.

Verhältniß des Theaters zu den Geistlichen.

(Zu Bd. II. S. 291 ff.)

Wie weit in früherer Zeit die starre Abneigung der meisten deutschen Geistlichen gegen das Theater ging, darüber giebt es genug bekannte Belege, am traurigsten aber ist der Umstand, daß sie ihren Haß durch mehrere Sprüche aus der Bibel, besonders aber durch den vierten Vers des fünften Kapitels der Epistel Pauli an die Epheser zu bevorworten suchten. Und wie lautet jener Spruch? Der Apostel warnt die Ephesische Gemeinde vor einzelnen Unsittlichkeiten und nennt

dann unter andern auch „schandbare Wort und Narrentheidinge oder Scherz, welche euch nicht ziemen, sondern vielmehr Danksagung.“ Aus einem solchen Spruche ein Anathem für die Bühne herzuschreiben ist 1828 kaum glaublich und doch geschah es. So verdammte z. B. ein sehr berühmter und in seiner Sphäre mächtiger Geistlicher Israel Clauder 1697 mit Anführung jenes Spruches sämmtliche Comödien. Doch ward ihm einst von einem „vornehmen“ Manne widersprochen, welcher sehr richtig erklärte, jener Spruch gehe nur auf die unsittlichen heidnischen Gaukelspiele der damaligen Zeit, besonders in den kleineren Städten, worüber jedoch Clauder so hitzig wurde, daß er jenem seine „Blöße im Christenthum“ vorwarf. Der Edelmann blieb gelassen und fragte lächelnd, ob Clauder es etwa verschmähen würde in den Himmel zu kommen in welchen er zu gelangen hoffe. Weit entfernt aber auch die gewöhnlichste Ironie zu verstehen, erwiederte der Prediger: „Ich will in den Himmel da Paulus ist.“

Ein andermal da jener Edelmann auch das Spielen vertheidigen wollte, (der Ausdruck „spielen“ ist sehr unbestimmt *), doch kann ich ihn nicht anders geben als ich ihn gefunden) erwiederte Clauder: „Auf dem Wege den Sie gehen, treffe ich Sie nicht im Himmel an.“ Man muß diese Antworten als wahrhaft vortrefflich angesehen haben, denn ich finde sie noch in einem sonst schätzbaren Werke: „Die letzten Stunden u. s. w. von dem Grafen von Henkel.“ Halle 1733. Theil IV. S. 101. als sehr löbliche Aeußerungen mitgetheilt.

---

*) Auch das „Vertheidigen“ spricht nicht deutlich, da es doch am wichtigsten wäre den Standpunkt zu kennen, von wo aus der Gentleman die Vertheidigung unternahm.

§. 38.

Einzeln betrachtet ist diese Anekdote vielleicht kaum interessant genug; sie wird aber wichtig, wenn wir erwägen, daß die Ansicht welche sie ausspricht von den meisten Geistlichen jener Zeit getheilt wurde. Da sie die Heiterkeit des Christenthums, wenigstens nicht in ihrer ganzen Fülle erkannten, so erschien ihnen das Leben selbst oft nur wie eine „dunkle Sackgasse" in der Vorstadt, und die Freude überhaupt als gefährlich oder doch bedenklich. Die Wissenschaft sollte dem Bedürfnisse und die Wissenschaft der Wissenschaften, die Philosophie, lediglich als Magd dienen. Wo möglich noch mehr mußten sich die Künste gefallen lassen, die Baukunst war zu einem Handwerk geworden, dem nur die deutsche Charakter-Solidität zu einiger Solidität verhelfen konnte; doch für Schönheit und Würde, selbst der Kirchen, ward wenig gesorgt. Die Malerei durfte nur Fürsten, Helden, Bürgermeister und Prediger portraitiren, und war deshalb gewissermaßen nur ein Theil der Spezial-Geschichte. Die Musik hielt sich noch am meisten in Achtung, da Luther, ihre ganze Tiefe erkennend, sie häufig gepriesen hatte. Auch war es fast zu schwer, den herrlichen alten Chorälen, so wie dem großartigen Wirken jener schaffenden Tonkünstler zu widerstehen, die Deutschland schon in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts besaß; und so war auch die Poesie willkommen, so bald sie nur hauptsächlich für die Gesangbücher dichtete. Die Tonkunst jedoch und die Schauspielkunst betrachtete man als gänzlich sündhaft, da man leider nicht vermochte, sie auf das Höhere zu beziehen. — Noch in den sechsziger Jahren konnte der berühmte Melchior Goeze öffentlich fragen, ob die Freunde des Theaters ihm wol einen einzigen deutschen Prediger nennen könnten, der das Theater besucht habe, und in der That fand sich nur

Einer den man nennen konnte. Dieser Eine aber gilt für viele; es war der vortreffliche Mosheim *).

Gottscheds leidenschaftliche Empfehlung des Theaters half wenig, so wie auch Gellerts milde Ansicht nicht fruchtete, da er sich späterhin von dem Theaterwesen ganz zurückzog. — Durchgreifend wirkte hierin nur Lessing.

§. 39.

Zu v. Canitz.

(Zu Bd. II. S. 311.)

Bei dem erhöhten Interesse, das dieser Dichter in neueren Zeiten erworben hat, möge noch das Zeugniß des bekannten Joachim Lange, der bei ihm im Hause drei Jahre als Hofmeister seines noch sehr jungen Sohnes lebte, mitgetheilt werden. Nachdem er zuvörderst seinen noch sehr zarten „Discipel" (der sehr früh starb) überaus gerühmt hat, fährt er fort: „Die Frau Mutter" (die durch ihre Schönheit und Tugend bekannte Doris) „war eine besonders gute Freundin von denen beyden rechtschaffenen Knechten Gottes, Herrn Dr. Spener und Herrn M. Schaden, und fürchtete Gott von Herzen. Der Herr Vater, ein vornehmer Staats-Minister, stunde zwar in solchem Stande noch nicht, aber doch war er nicht allein auch nicht ohne Furcht Gottes, sondern dabei der Natur nach von einem sehr liebreichen, sanften, gütigen und gutthätigen Wesen, so sich bei ihm auch zuletzt immermehr hat heiligen lassen. Und also war ich bei ihnen wohl aufgehoben: wie sie mir denn nicht allein ein gutes Salarium gaben, sondern auch noch ein mehreres thaten, als sie ver-

*) So berichtet Loewen in den Klotzischen Briefen Th. II. S. 11., Mosheim habe 1749 die Schönemannsche Schaubühne in Göttingen mehr als einmal besucht.

versprochen hatten. Und da der Herr Geheimte Rath gar ofte pflegte offne Tafel zu halten, und ich mich nebst dem Discipulo dabei mit finden lassen mußte; so hatte ich Gelegenheit, mit vornehmen Bedienten des Civil- und Militair-Standes bekannt zu werden."

Auch der trefflichen, selbst mit theologischen Werken wohl versehenen Bibliothek des Dichters erwähnt er genau; (Siehe Dr. Joachim Langens Lebenslauf. Halle und Leipzig 1744. S. 33.) zeigt sich aber als den ungeübtesten Menschenmahler, indem er, der eine so beträchtliche Zeit in diesem Hause lebte, uns von der edlen, fein gebildeten Familie nur so dürftige allgemeine Nachricht giebt.

Ueber seine Ausgabe der Canitzschen Gedichte sagt er nur, er habe aus dessen Manuscripten diejenigen Gedichte, welche unter dem Titel der „Nebenstunden" ausgefertiget und mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurden, ausgesucht. Was aber in einigen Auflagen sich dabei in einem „ärgerlichen Anhange" befinde, sei nicht aus der Canitzschen Feder geflossen.

§. 40.

Diese Klage ist allerdings gegründet, denn als jene erste Ausgabe, (Berlin 1700) welche nur in sieben einem halben Bogen bestand, vergriffen war, wurde schon 1702 ein Anhang ganz fremdartiger Gedichte unter Canitzens Namen beigefügt, welcher bis zur achten Auflage 1718 fortdauerte, ohne daß, so viel ich weiß, irgend ein öffentliches Wort dagegen laut wurde, bis endlich in der neunten Edition der Freiherr Hildebrand von Canstein mit gerechtem Eifer die gehörige Aufklärung ertheilte; nur daß er leider in seiner Strenge zu weit ging, indem er aus den ächten Papieren, die ihm zu Gebote standen, nicht genug gab, ja sogar die längst bekannte und in mancher Hinsicht wirklich ausgezeichnete ächte Klagrede über

das „Absterben der brandenburgischen Kurprinzessin“ (der ersten Gemahlin Friedrichs III.) gleichfalls ausschloß. Wie es aber damals mit der Kritik der deutschen Leser beschaffen war, zeigt der Umstand, daß man sich siebzehn Jahre lang Gedichte der verschiedenartigsten Poeten und Reimer: Simon Dach, Johann von Besser, Benjamin Neukirch u. s. w. als Canitz'sche Productionen hatte aufreden lassen, bis endlich Ulrich König in seiner bekannten, sehr weitläufigen aber sorgfältigen Ausgabe der Canitz'schen Gedichte (Leipzig und Berlin 1727) die ganze Sache in das Reine brachte.

Dennoch könnte man bei näherer Ansicht jener etwas unbestimmten Stelle in dem angeführten Langeschen Buch (S. 57.) zu der Frage veranlaßt werden, ob auch wirklich sämmtliche von König aufgenommenen Gedichte Canitzen gehören, da Lange der Königschen Ausgabe, als einer bessern gar nicht erwähnt. Hatte der steife Mann schlechthin keine Notiz von derselben genommen? So scheint es wirklich, denn sonst hätte wohl der fleißige K. eine lobende Erwähnung verdient *). Wer übrigens L. genau kennt, was nicht schwer ist, wird leicht vermuthen, daß er überhaupt nur „geistliche“

*) Während König mit der Arbeit selbst beschäftigt war, zeigte sich Lange allerdings theilnehmend, und da K. sich einige Zeit in Halle aufhielt, lediglich in der Hoffnung, dort noch einige Ausbeute für sein Unternehmen zu finden, erzählte ihm L., der Freiherr von Canstein habe ein starkes Heft ungedruckter Canitz'scher Gedichte in's Feuer geworfen, weshalb auch nichts weiter mehr sich werde auftreiben lassen. (S. die Vorrede in Königs Ausgabe.) Obwohl nun diese Aussage keinem Zweifel unterworfen ist, so entscheidet sie doch nichts gegen Herders Vermuthung, da jenes verbrannte Heft schwerlich das einzige war. Die Gedichte eines so ausgezeichneten liebenswürdigen Mannes gingen gewiß in dem großen Kreise seiner Freunde und Bekannten in mehreren Abschriften herum, und C. selbst klagt zuweilen

Gedichte anerkannte, und weit entfernt war von dem Gedanken, daß jedes gute Gedicht nothwendig auch ein geistliches sei.

§. 41.

So kann uns also die kurze Langesche Bemerkung nicht hindern, Herdern beizustimmen, der bekanntlich in der Adrastea behauptete, es gebe noch eine Anzahl von ungedruckten Canitz'schen Satiren und andern Gedichten, deren Bekanntmachung sehr zu wünschen sei. Auch König kannte einige, die er mitzutheilen Bedenken trägt, weil sie nicht den sittsamen Ausdruck und erbaulichen Inhalt hätten, der die andern Werke des Dichters selbst für das „Frauenzimmer" preiswürdig machte. Er fühlt sich groß in dieser kritischen Enthaltsamkeit und vergleicht sich deshalb mit dem stoischen Weltweisen Cornutus, der als Herausgeber des Persius, um bei der Auswahl völlig freie Hand zu haben, die ihm von dem Dichter vermachten 25,000 Thaler den Erben zurückgab. — Wozu diese Feierlichkeit? — Waren die zurückbehaltenen Gedichte wirklich unsittlich, so that König allerdings wohl sie nicht aufzunehmen. Jener Vergleich aber ist völlig gehaltlos, da König Canitzen nie gekannt, nie auch nur gesehen, von ihm nichts geerbt und überhaupt bei der Ausgabe nicht die mindeste Schwierigkeit von Seiten der Erben zu besiegen hatte. Dennoch war die Sache erzählenswerth, weil gerade solche prunkende Vergleiche als Geschmackszeichen jener Zeit zu betrachten sind, indem selbst der mehrseitig gebildete K. nach dergleichen Zierrathen hascht. Je ärmer sich ein Schriftsteller innerlich fühlt, je mehr ringt er nach scheinbar reichem Ausdruck und prachtvoller

---

über seine ihm lästig werdende Berühmtheit, wovon besonders sein Freund Brand Schuld sei, der, seine Gedichte überschätzend, überall mittheile.

Rede. L. besonders möchte gern groß und überaus erhaben scheinen *).

Ueber Canizens Bilde vor der gedruckten Leichenpredigt steht folgendes Sinngedicht:

Vultu quem cernis placidum, suavem atque benignum,
Magnus judicio consiliisque fuit.
Sordida, dicebat moriens, est gloria mundi;
Gloria quae crucis est, nunc mihi sola placet.
Quique lubens morior, fateor, me vivere velle,
Ut tantum Christo vivere posse detur.

Es ist von Lange und verdient auch hier mitgetheilt zu werden, da in demselben die letzten Worte des Sterbenden angedeutet werden. L. wiederholte die Verse in seiner Lebensbeschreibung (d. h. 45 Jahre nach Canizens Tode) und versichert, daß sie nur Wahrheit enthalten, was wir ihm gern glauben.

§. 42.

Zu Günther.

(Vergl. Bd. II. S. 327 ff.)

Da ich glücklicher Weise — denn des Glückes will ich zuvörderst gedenken — am frühsten den theils misachteten, theils vergessenen Günther in die ihm gebührenden Rechte gesetzt, und durch gar manche bald kürzere, bald ausführlichere Kritiken über ihn die Deutschen auf ihn aufmerksam gemacht hatte, so konnte es nicht fehlen, daß man mir zuweilen Ueberschätzung desselben vorgeworfen. Ich ließ das dahin gestellt sein, wie früherhin bei anderen, z. B. bei Gryphius und An-

*) Späterhin als Hofpoet legte sich das, er ward leichtfertig genug, aber auch faltenreich steif, wie es gerade die Zuschauer und Hörer wollten.

gelus, wo ein ähnlicher Fall eintrat, obwohl schon jetzt so ziemlich alle über jene Poeten mit mir einig geworden sind. Indessen ist mir jetzt zur Abwechselung auf einmal das Gegentheil begegnet, was in gewisser Hinsicht recht gut sein mag, da man als Literarhistoriker sich an Vieles gewöhnen soll, um es entweder leichthin als unbedeutend zu ignoriren oder als nicht unwichtig zu bestreiten und zu beseitigen. Hier gilt das Letztere. Ein reich begabter Dichter — als solchen zeigt er sich besonders in seinen Griechenliedern, Wilhelm Müller, dessen Talente ich nicht nur nie verkannt, sondern auch öffentlich anerkannt habe, — widmet den zehnten Theil seiner Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, den auf dem Titel angegebenen Zeitraum überschreitend, unserm Günther. Er erzählt zuvörderst dessen Leben in der Hauptsache völlig so, wie ich es sowohl in meinen „freundlichen Schriften" als in dem zweiten Theil dieses Werks S. 327 ff. ausführlich mitgetheilt habe. Ein wenig Dank für meine Vorarbeit möchte ich wohl verdient haben, doch ist es diesmal eben ausgeblieben, was sich wol zuweilen zuträgt. Späterhin aber ist Wilhelm Müller vollends unzufrieden mit meiner ersten Kritik über Günther, welche ich im Jahre 1812 in dem Werk" „die schöne Literatur Deutschlands während des achtzehnten Jahrhunders Theil I. lieferte." „Franz Horn, welcher späterhin kein Ende finden konnte, Günther's Genialität zu charakterisiren, fällt dort ein wegwerfendes Urtheil über ihn: er habe mehrere sehr glückliche Talente besessen, und dennoch unreif kaum theilweise genießbare Gedichte geliefert. Seine Zeitgenossen und späteren Nachkommen hätten ihm Viel vergeben, weil sie ihn für ein besonderes Genie gehalten, worein man damals demüthig genug sich noch nicht recht habe finden können. Aus einem ganz andern Tone räsonnirt (!!) derselbe Kritiker über Günther in seinen Freundlichen Schriften und

in seiner neuesten literarhistorischen Arbeit. Doch habe freilich Goethe diesen Ton angegeben." Also Müller.

§. 43.

Ich gestehe, daß ich diese mich betreffende Stelle einigemal habe durchlesen müssen, um mich nur zu überzeugen, daß ich recht gelesen. Sollte denn der durchgehend ironische Ton, in welchem gerade dieses aus dem Zusammenhange genommene Fragment über Günther geschrieben worden, nicht deutlich genug sprechen? sollte denn jenes „demüthig genug" jenes „besondere Genie in das man sich nicht finden konnte," u. s. w. in Verbindung mit dem „mehrere sehr glückliche Talente" nicht deutlich genug zeigen, daß ich ihn auch damals schon für ein ächt dichterisches, aber verwildertes Talent hielt? und durfte ich nicht, da ich in der Vorrede der angeführten in einigen beinahe möchte ich sagen überehrlichen Zeilen ausdrücklich der Ironie gedacht hatte, ohne welche ein Buch dieser Art gar nicht bestehen könne, hoffen, es werde nun jedes Misverständniß unmöglich sein? Und doch hat es sich also begeben. Es muß mir indessen so etwas dunkel geahnet haben, denn schon im zweiten Theil jener „schönen Literatur" (1813) ging ich auch in der Wörterfügung ernster zu Werke und gab über Günther Genaueres an.

Indessen bleibt es dabei, daß ich von „theilweiser Ungenießbarkeit" und „Unreifheit" Günthers, bei anderweitigem Lobe gleichfalls gesprochen, und ich nehme diese Ausdrücke nicht zurück, obwohl das oben angeführte Wort „kaum" in „nur" verwandelt werden möchte, was sich jedoch durch den Zusammenhang von selbst versteht. Lautet denn aber das Urtheil bei M. anders? Mit nichten, denn wie sehr er auch den Poeten im Allgemeinen preist, so sagt er doch von dessen Gedichten, sie seien ein „Wust roher und leichter Arbeit,"

und „ganz in sich vollendet und abgerundet sehr Weniges.“ Das Letzte ist sehr richtig aber von einem „Wust“ würde ich doch aus Liebe für Günthers Talent nie gesprochen haben. Dennoch will M. den Dichter mehr gelobt haben als ich, und giebt deutlich zu verstehen, daß Goethes Urtheil meine spätere größere Neigung für denselben veranlaßt habe; eine Neigung, die allerdings unendlich fein müßte, wenn ich wirklich „kein Ende gefunden“ haben sollte sein Genie zu charakterisiren. Ich verdanke Goethen so viel und habe stets so gern gestanden, daß ich ihm sehr viel verdanke, daß es mir eine wahre Lust sein sollte zu erklären, ich sei ihm auch die nähere Kenntniß der Güntherschen Gedichte schuldig; allein ich muß doch einmal bei der Wahrheit bleiben und deshalb erklären, daß ich bereits im Jahre 1804 Günthern als das größte deutsche Talent während der ganzen ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts genau erkannte und häufig Freunde und Bekannte auf den bei weitem nicht genug gewürdigten Poeten aufmerksam machte. Ich pflegte schon damals herzlich zu bedauern, daß er seinen Genius gleichsam wie ein Wunderthier habe zeigen oder Ihm aus Noth die Flügel ausrupfen müssen, um in der deutschen Kälte sich das Kopfkissen und Deckbette damit auszustopfen. M. nennt sehr kurz aber nicht sehr erfreulich G's. Muse eine Almosenbettlerin, was ohne Zweifel dasselbe sagt. Ich habe ferner in dem Gedichte an Phyllis eine gewisse künstliche Gefühlserhebung gefunden; M. findet sie nicht, sondern wahres und tiefes Gefühl, wobei ihn die feierliche Anstalt, (der Verlobungsring mit einem Todtenkopfe) nicht befremdet. Da er aber in Günthers Leben auch einen „Abgrund gemeiner Wollust“ anzutreffen glaubt, den ich nicht gefunden, so ließe sich fragen, wie ein aus solchem Abgrunde Zurückkehrender so schnell eines wahren und tiefen Gefühls der Liebe sollte fähig geworden sein. Ich, der ich ihm

nur die Sünden der Verzweiflung, der Ueberkraft und der daraus entspringenden Schwäche, nie aber gemeine Wollust zutraue, vermag dennoch nicht ihm eine reine Liebesfähigkeit zuzusprechen, schon um deswillen nicht, weil eine solche ihn nothwendig würde gebessert haben. Wir finden aber nach jener Verlobung ihn nur noch tiefer sinkend.

§. 44.

Auch über Günthers Vater scheint M. mit mir nicht einig. Er nennt ihn einen „christlich strengen Vater," einen „praktischen Mann" einen „braven und tüchtigen Vater," schreibt ihm aber dann auch wieder einen harten Starrsinn zu, der sich freilich nicht abläugnen läßt. Er sagt selbst: „sollte auch dieses Aeußerste" (das lange Nächte liegen vor der verschlossenen Thür und das mit Gewalt vertrieben werden) sich nicht ereignet haben, so brach doch der Fluch des väterlichen Hasses den Stab über dem Haupte des unglücklichen Jünglings."

Das giebt aber kein zusammenhängendes Bild. Ein christlich strenger Vater hat doch, eben weil er christlich streng ist, auch ein christlich mildes Herz. Er flucht dem verirrten Sohne nicht, ja sollte er wirklich einmal in einem finstern sündhaften Augenblicke ihm geflucht haben, so wird ihn doch bald ein späterer besserer Augenblick von seinem großen Vergehen überzeugen. Und hier nun vollends väterlicher Haß, dauernder Haß! — Welch ein Gedanke! aber er ist leider in Beziehung auf diesen unväterlichen Vater richtig; nur fällt dann wieder der christlich strenge Vater weg, denn ein solcher bricht nicht den Stab, sondern er kräftigt, hebt und tröstet, wie jener ächt christliche Vater im Evangelium, der dem reuig Rückkehrenden vergebend Thür und Arme öffnet. Dieser ist wahrlich nicht als Ideal hingestellt, sondern als ein ein-

facher und schlichter und muthig hoffender Christ, wie es deren Gottlob noch viele tausende giebt. Günthers Vater ist leider durchaus anders. Er klagt viel zu oft über Armuth, was dem Manne nicht ziemt, ja es ist erlaubt zu fragen, ob diese Klagen auch wahr sind, da ein geschickter, thätiger und dürftiger Arzt gewiß zu den allerseltensten Ausnahmen gehört. Er hat in seiner Lebensangst nur Sinn für Broderwerb u. s. w. Mit einem Worte das alles ausspricht: es fehlt ihm die Liebe, und so glaube ich noch sehr sanft über ihn geurtheilt zu haben, wenn ich nur von seiner „Gemüthszähheit" rede. Genug; — Nur noch die Erinnerung, daß hier von keiner gewöhnlichen Fehde die Rede sei, sondern lediglich von der Feststellung eines Urtheils über einen eben so genialen als unglücklichen Dichter, der auch in dem — viel zu früh geschiedenen — Müller einen lebhaften Freund gefunden hat.

§. 45.

Möge folgendes Fragment, das insonderheit sich mit G. beschäftigt, hier noch eine Stelle finden. Vielleicht kann es hie und da als wohlgemeinte Warnung gelten:

Daß der Zorn Verse mache, wissen wir alle und gewiß nicht erst durch Juvenal, der freilich in einzelnen Satyren als ein guter Repräsentant des Zorns dasteht. Aber nur der edle Zorn dichtet Verse und zwar nicht selten vortreffliche, ja der größte Theil der wahren Jünglingspoesie hat durch ihn die Flügel empfangen, denn wie nahe liegt dem edlen Zorn die edle Wehmuth! — Was aber macht keine Verse? oder vielmehr was sollte nie Verse machen, und macht doch leider so häufig welche? Die Wuth und die ihr so nahe stehende und sie häufig ablösende matte Wehmuth oder gar die kalte Desperation.

Dennoch giebt es auch eine gewisse bachische Wuth,

§. 47.

Endlich frage ich — denn einer Vertheidigung von Klopstocks Oden bedarf es hier nicht — wozu soll den sanftern Lesern die in der Pietät leben, die kalte Notiz, daß Solger, ein trefflicher Grieche und Uebersetzer und merkwürdiger Philosoph, Klopstocken gehaßt, und bei manchen seiner Oden an das Tollhaus gedacht habe? Soll er sich in seiner stillen Stube darüber betrüben oder gar — wir wollen nicht hoffen — ärgern? Unmöglich kann das die Absicht sein, da wir verpflichtet sind, jedem rechtlichen Manne nur Gutes zuzutrauen, allein jene Wirkung wird doch sich zeigen und wir es denn überhaupt eine zarte Sache ist mit der Freude, so besonders mit der Freude an einzelnen poetischen Erzeugnissen, die, wie der leichte Staub auf den Schmetterlingsflügeln, leicht verweht werden kann. Das Urtheil freilich, so bald es ein rechtes ist, kann natürlich nie erschüttert, aber jenes sanfte Vergnügen kann gestört werden, denn wer bürgt uns dafür, daß uns nicht einmal bei der wiederholten Lesung Klopstockischer Oden plötzlich der grelle Gedanke einfällt: der sehr schätzbare S. und der noch bei weitem trefflichere ausgezeichnete Tiek lieben sie nicht nur nicht, sondern meinen auch u. s. w. Dann dürfte wohl, wie schön auch „auf die Wipfel des Hains der Tag sieht“ oder wie ruhig erhaben „die schwarze Wolke langsam wandele“ die alte Freude darüber ein wenig zurück treten. — Es fehlt bloß, daß auch noch andere werthe Männer (denn unwerthe können natürlich sagen was sie wollen) öffentlich äußern, dergleichen Empfindung, wie ich sie eben angedeutet, sei doch zu weich, und die Störung ist vollständig.

Ganz anders würde es sich verhalten, wenn hier von einer Belehrung die Rede sein könnte, denn um der höhern Bildung willen sollen wir billig jede nicht ganz statthafte Liebe

opfern, mithin auch ein paar geliebte Lieder — schlachten können. Wo aber ist hier die Belehrung? Die übeln Töne „Haß" „Widerwillen" „Tollhaus" können es unmöglich ausmachen, und was später von der „verzweifelten" Art der Odenpoesie gesagt wird, kann gleichfalls nicht als lehrhaft, sondern nur als hingeworfener Unwille gelten.

Was bleibt also übrig? die historische Notiz, daß Solger und Tieck Klopstock nicht lieben. Das ist allerdings sehr wichtig, aber sehr erfreulich ist es nicht, wie es so dasteht; doch würde ich es mit der größten Ruhe und ausgezeichnetem Interesse lesen, ständen nur genaue und ausführliche Gründe dabei. Dann sollte von Klagen nicht die Rede sein, und am wenigsten von meiner Seite, da ich selbst ja unumwunden erklärt habe, daß Klopstock nur in einer bestimmten Begränzung mir werth und theuer sei.

§. 48.

Ueberhaupt sollte man bloß persiflirende Recensionen schon um deswillen gar nicht schreiben, weil es so leicht ist; denn seit zwanzig Jahren sind dergleichen so viele gemacht, daß sie sich nach gerade von selbst machen. Ein besserer Grund wäre jedoch der, daß sie in keinem Falle helfen, und in vielen Fällen schaden. Wenn z. B. Solger über ein bekanntes neues Trauerspiel zürnt, so hat er vollkommen Recht, und es ist mehrere Jahre vor der Herausgabe seiner Briefe schon die Mangelhaftigkeit jenes Drama erkannt worden, wenn er aber darüber nichts weiter vorbringt als eine persiflirende Erzählung, wie sich die Sache in besagter Tragödie mache, so spricht sich das recht hübsch hin, aber es spricht sich auch nur, und es ist schon auffallend, daß er, was nur durch mündlichen Vortrag Vergnügen machen kann, z. B. das Wort Interessantigkeit aufschrieb, weil es wie mich dünkt durch das Schrei-

den alle Lustigkeit verliert. Indessen sei es darum, der Brief an einen Freund ist ja etwas Unschuldiges und will nicht in die Presse, und der Schreiber ist wenigstens beruhigter am Schluß als am Anfang. Er hat sich den Verdruß wegge schrieben, und wenn der Brief sauber couvertirt und frankirt auf die Post gegeben ist, so denkt er schon an etwas Anderes. Wie aber wenn dergleichen gedruckt, d. h. den ewigen Lettern anvertraut wird. Wie, wenn dann der tief verletzte und erbit terte Tragödiensteller sich etwa also vernehmen ließe: Wer bist Du denn, daß Du glaubst mein Stück könne durch die ge ringste Gattung des Spottes gestürzt werden? Warst Du im Besitze von guten Gründen, warum sprachst Du sie nicht aus? Hast Du jemals auch nur versucht die Organisation eines Drama zu geben? Hast Du Dich je als Dichter gezeigt? Vermochtest Du jemals auch nur das kleinste kurzathmigste Gedicht zu schaffen und zu bilden? und weißt Du nicht, daß die ächte Kritik ein Oberons-Horn sein muß, dessen Blaser mittanzen kann, sobald er Lust hat? —

Steht es aber so und haben selbst verirrte Poeten, wie jener Tragöde — von dem ich jedoch für die Zukunft noch manches Gute hoffe — ein Recht bloße Persiflage zu ver schmähen, wie viel mehr Klopstock, der selbst einem Todfeinde, wenn er nur recht nachdenken will, wenigstens als ein in Deutschland nothwendiger Dichter und Schriftsteller erschei nen muß! —

Wir haben uns billig gewundert, daß Schlegel in seinen dramaturgischen Vorlesungen, Emilia Galotti als ein Hofgalla-Trauerspiel mit Galanteriedegen und chapeau-bas bezeichnet, denn wenn wir dem mäßigen Scherz ein halbes Lächeln gewid met haben, so fragen wir kalt: was soll das nun? Noch mehr gilt diese kurze Frage der Nachricht von dem Solgerschen Haß oder Widerwillen gegen Klopstock, einer Geschichte, die wir

zu nichts sonderlichem gebrauchen können, und die wenigstens ohne allen Schaden, aus der Druckerei weggeblieben wäre.

In dem ästhetischen Neu-Frankreich giebt es gewiß gar manche treffliche Männer, die Corneilles und Racines Mangelhaftigkeit einsehen, und sie werden hoffentlich nie anstehen ihren Tadel auszusprechen. Aber das Wie entscheidet, und ich zweifle sehr, ob wir jemals erleben werden, daß ein Franzose über jene Poeten so reden werde, wie Solger hier über den Dichter des Wingolf gesprochen hat.

§. 49.

Zu Gellert.

(Vergl. Bd. III. S. 58 ff.)

Ich habe nicht bloß in diesem Werke, sondern auch in früheren so oft über diesen als Fabel- und Erzählungsdichter unübertroffenen, als Lustspieldichter durchaus nicht unbedeutenden, und als geistlichen Liederdichter sehr verehrungswürdigen Autor mit liebender Anerkennung gesprochen, daß man schwerlich Zusätze erwarten wird. Darum nur Folgendes: Es ist mir zuweilen der Vorwurf gemacht, daß ich ihn überschätze. Meine Antwort darauf ist: Leset ihn nur von neuem, was vermuthlich Manche von euch seit geraumer Zeit versäumt haben, aber leset ihn wie man soll, in stillen rein empfänglichen Stunden oder in guter traulicher Gesellschaft von lieben Freunden und Freundinnen die noch Empfänglichkeit haben für harmlosen Witz, bescheidene Sinnigkeit, und Zierlichkeit der Verse; und es wird euch sicher aufgehen, warum Gellert der Mann des Volkes wurde. Was ihr etwa in einigen seiner geistlichen Gedichten an feuriger Gewalt vermissen könntet, möget ihr in andern edelflammenden Liedern suchen und finden; dem Grundzuge des Christenthums, der Steigerung unseres individuellen Willens zu dem höchsten Göttlichen Willen und der daraus

entſpringenden demüthigkräftigen Hingebung an die Rathſchlüſſe des Himmels werdet ihr bei Gellert ſtets begegnen.

Dagegen iſt von einer andern Seite misbilligend bemerkt worden, daß ich ſeiner moraliſchen Vorleſungen nicht mit gleichmäßigem Lob gedenke. Worauf ich erwiedere: dieſe Vorleſungen verdienen ihren Ruhm durch manche treffliche Einzelnheit, aber der Grad ihrer früheren Wirkſamkeit iſt für uns nicht zurückzurufen, da ſie ohne Zweifel durch den rührenden Vortrag ſelbſt, ſo wie durch die liebevolle Perſönlichkeit des Vortragenden, eine verſtärkte Eindringlichkeit erhielten. Erwägen wir die Zeit in welcher Gellert ſeine erſte gelehrte Bildung erhielt (die dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts) ſeinen ſpätern ſehr begreiflichen genauen Umgang mit Gottſched u. ſ. w., ſo werden wir ihn um ſo mehr bewundern müſſen, daß er im Geſchmack wie in der Geſammtrichtung ſeines Geiſtes über ſeine Umgebungen ſo weit hervorragte, wir werden jedoch leicht begreiflich finden, daß ſein ſanftes Gemüth einigen Einflüſſen der Zeit unterworfen war. Zuerſt als Dichter der Fabeln, welche die frühſten Jahrgänge der „Belustigungen des Verſtandes und Witzes“ enthielten. Sie waren bei weitem beſſer als was damals in der Schweiz und in Sachſen unter dem Titel „Fabeln“ erſchien, und entzückten die geſammte Lesewelt. Dennoch war Gellert nach wenigen Jahren ſchon ſo gereift, daß er dieſe erſten Verſuche für misglückt erklärte, und ſie ſpäterhin einer eben ſo ſtrengen und genauen als witzigen Selbſtkritik unterwarf.

§. 50.

In dieſer Hinſicht alſo kann Gellert nicht genug gerühmt werden, weniger in der Beredſamkeit. Hier waren rings um ihn her die deutſchen Formen derſelben entweder ganz erſtarrt oder locker und loſe. Der ſchwergelehrte, oft bieterne Styl herrſch-

herrschte mit wenigen Ausnahmen in den berühmteren Kanzelreden, der lockere in den populären Büchern, insonderheit aber in den häufigen Wochenschriften. Gellert hatte den Muth, seine Redekunst in der Mitte halten zu wollen, aber er konnte nicht vermeiden, daß ihn zuweilen einige gelehrte Steifheit, zuweilen einige populäre Lockerheit in der Darstellung beschlich. Um hier ganz neue Wege zu bahnen, war ein Lessing und Goethe vonnöthen, mit denen Gellerten vergleichen zu wollen völlig ungebührlich und unstatthaft sein würde. Dadurch aber wird sein großes und herrliches, ja einziges Verdienst nicht im Mindesten geschmälert, denn wie ausgezeichnet muß der gemüthliche Inhalt jener Vorträge sein, die selbst bei noch nicht musterhaftem Styl so mächtig wirken konnten.

Mit dem spöttischen Urtheile eines Staatsmanns, das Goethe in seiner Selbstbiographie anführt: Laissez le faire il nous forme des dupes, hat es nicht viel auf sich. Was etwa Treffendes darin ist, kann nur eine gewisse Aengstlichkeit bei einzelnen Gesetzeswerken angehen, von welcher der tugendhaft kränkliche Gellert nicht ganz frei war; die Strenge seiner Moral erreicht jedoch nicht die philosophische Eisernheit Kants und Fichte's, hätte also jener Staatsmann mit seiner wohlfeilen Redensart recht, so würde sich noch mehr von den letztgenannten Philosophen sagen lassen, sie hätten dupes formirt, und lediglich die Schüler der französischen Encyclopädisten der schlimmern Gattung würden keine dupes gewesen sein, die doch größtentheils um den Gehalt dieses Lebens wie um die Hoffnung des zukünftigen dupirt worden waren. Ueberhaupt liegt ein unseliges Nein in den Worten: Laissez le faire u. s. w., das niemandem weniger zusagen kann als unserm vortrefflichen Goethe, der die ganze Sache als Aeußerung der Zeit nur referirt. Als solche ist sie wichtig und — traurig genug.

§. 51.

Rührend ist die Betrachtung des allgemeinen Schmerzes in ganz Deutschland über Gellerts Tod, der sich freilich auch in vielen sehr unbeholfen jammernden Elegien aussprach. Hier aber zeigte sich leider auch eine Kälte und Härte bei manchen der damaligen heraufblühenden jüngern und mitteljährigen Männer; ja selbst Wieland ist nicht davon frei. Vous savez, schreibt er aus Erfurt vom 26. Dec. 1769 an Sophie von La Roche, que Gellert est mort, regretté de tout le monde, moins pour ses vertus et pour ses écrits, que parcequ'il ne s'est jamais trouvé en collision avec qui que se soit. C'est un homme de mérite de moins. Cependant il y a longtemps, qu'il étoit perdu pour les Muses et les Grâces. So schrieb er, als er nicht etwa bloß das Treffliche in Gleims und Georg Jacobi's Schriften liebte, sondern auch deren süßliche Grazien, Musen und Amoretten, mit welchen freilich Gellert nichts zu schaffen haben mochte.

Noch heftiger zürnt er aus Erfurt vom 6. Mai 1770: Vous avez vu par les gazettes publiques, quel diable de Gesinge, Geplerre, Geseufze und Geheule a été fait dans ces contrées à l'occasion de la mort de Gellert. L'enthousiasme a été poussé à un point presqu'incroyable. Les rimailleurs les plus pauvres et jusqu' aux écoliers avoient la fureur de chanter cette mort et de se donner des airs, comme s'ils avoient été des amis du défunt. Ce qui doit paroître le plus singulier à un étranger, qui ne connoit pas l'esprit des allemands septentrionnaux, c'est de voir un bel-esprit, un poëte faiseur de fables, de contes et de comédies, préconisé presqu' uniquement pour son exemplaire de piété et pour la ferveur de son christianisme. En vérité, c'est une pieuse nation que ces *** là. Cela fait mal au coeur à un honnête homme, qui a du bon

sens, que de voir ce Tartuffisme, qui fait un trait essentiel du caractère national des païs**. — Ce qui est le plus consolant dans l'affaire est que ce même esprit commence petit à petit à gagner les catholiques aussi. Si cela continue nous verrons de beaux temps encore. (——)

§. 52.

Der überaus großen Verworrenheit, die in diesen Zeilen enthalten ist, gar nicht gedenkend, da sie zu auffallend jedem aufmerksamen Leser wehe thun muß, begnügte ich mich bei der Herausgabe jener Briefe (Berlin 1820) nur etwa folgende Anmerkung beizufügen: „Der Kaltsinn, mit welchem Wieland hier in beiden Stellen, die ich noch dazu, aus Unmuth über die immer wachsende Unbilligkeit gegen Gellert, abgekürzt habe, kann freilich nicht überraschen; hat jedoch immer etwas Betrübendes, und ich würde sie ganz unterdrückt haben, wenn sie nicht zur Bezeichnung jener Zeit und einer gewissen lächelnden Uebervornehmheit, die in ihr ziemlich häufig erscheint, dienen könnte. Für Wieland darf der Verdruß über die Menge von schlechten und erbärmlichen Gedichten, welche durch Gellerts Tod veranlaßt wurden, als halbe Entschuldigung (?) dienen, und der Glaube an den Tartüffismus, der denn doch, Gottlob in Deutschland (damals wenigstens) nur zu den größten Seltenheiten gehörte, war gewiß dem redlichen W. lästig genug, um als — Strafe gelten zu können.

Für die Ausgezeichnetheit des Gellertschen Talentes bürgt der Umstand, daß er in der That und Wahrheit eine geraume Zeit der Mann des deutschen Volkes gewesen ist, welches bekanntlich gar sehr bedächtig wählt, ehe es sich entscheidet. Sein größtes Verdienst ist, daß er in einer Zeit, wo schon hoffärtig seichte Encyklopädisten-Metaphysik, und ein das Heilige negirender Halbwitz in Deutschland eingedrungen war,

in allen seinen Schriften nur das Reine und Aechte verkündete, und zwar auf eine Weise, die sich des Herzens der Nation bemächtigte. Das Volk selbst konnte überhaupt nicht angetastet werden durch jenes Gift; aber auch dem großen Haufen rettete er einige höhere Gefühle und Ahnungen von Religiosität: ein Verdienst, das, wie seine anderen, nicht möge vergessen werden."

Es würde mich freuen, wenn alle diese Gellert betreffenden Zeilen für überflüssig zu erachten wären, doch dürfte es schwer werden, den Beweis zu führen, daß es im heutigen Deutschland solcher Erinnerungen und Mahnungen nicht bedürfe. Zu viele Zeichen der Zeit sprechen dagegen.

§. 53.

Zu Lessing, nebst ihn betreffenden Sagen.

(Bd. III. S. 105 ff.)

Es ist über ihn, der unter den deutschen Schriftstellern par excellence einen der sichersten und glänzendsten Plätze einnimmt, so vieles und so häufig geredet worden, und zwar nicht selten so erhaben und feierlich, daß es vielleicht erlaubt sein kann, auch einmal ganz anspruchlos und unschuldig einen Blick auf ihn als Menschen zu werfen, oder auch nur durch die Zurückrufung kleiner Züge in seinem Bilde, die Erinnerung an ihn zu begleiten. Die Eintracht des Menschen und des Schriftstellers ist bei Lessing über jeden Zweifel erhaben, er war viel zu stolz zur Lüge, und selbst das bloße Schweigen zu dem, was er als unwürdig erkannte, war seiner Seele zuwider.

Als Kind und Knabe waren wenig Braunschweigische und Wolfenbüttelsche Bürger vor meinen Fragen nach Lessing sicher, und ich würde nichts lieber gesehen haben, als wenn mir jemand erzählt hätte, wie er den ganzen Tag zugebracht

und jede einzelne Stunde ausgefüllt habe. Ueberhaupt waren die Braunschweiger gewöhnt, Lessingen ganz als Braunschweiger anzusehen, so wie die Hannoveraner auf Leibnitz wie auf ihren Landsmann wiesen. Da Hannover und Braunschweig sich stets berühren, so kam es unter den sehr gelehrten Knaben nicht selten zu gewaltigem Streit, wer größer von beiden sei, und ein weitläuftiger Vetter von mir, der von hannöverschem Patriotismus fast starrte, ließ sich zwar ziemlich leicht besiegen, wenn von der Theodicee oder Emilia Galotti, deren Vortrefflichkeit gegen einander (!!) abgewogen wurde, die Rede war, aber er hatte leider stets am Ende noch eine prunkende Karte in der Hand, durch die er das Spiel zu gewinnen hoffte. Leibnitz sei doch ein bei weitem vornehmerer Mann gewesen, habe ein großes Vermögen gehabt, und täglich mit hohen Häuptern, Fürsten und Kurfürsten, Fürstinnen und Kurfürstinnen conversiren können, und bei Hofe wohl gelitten sein, setzte der feine Hannoveraner hinzu — er hatte es vermuthlich aus dem Boileau — das sei doch immer die Hauptsache. Wie trat dann der arme Lessing in den Schatten! Daß er nie mehr hatte, als was eben der Tag forderte, daß er noch in seinem vierzigsten Lebensjahre keinen andern Titel aufweisen konnte als den Magister, der freilich, wenn er überhaupt was sagt, recht viel sagen will, und daß endlich unter allen Aemtern kein anderes für ihn möglich war, als das eines Bibliothekars, wer weiß das nicht? aber alles dies vermehrte eben meine Liebe für ihn, und ich will es nur gestehn, meinen jugendlichen — Grimm gegen Leibnitz, so daß ich späterhin, als die Universitätsjahre heranrückten, redlich mit mir zu kämpfen hatte, wenn ich Leibnitz studierte, weil immer mein früherer Gegner mit seinen verwünschten Lobpreisungen mir vor Augen schwebte. Das Lustigste dabei war, daß wir als Knaben gänzlich ignorirten, daß Leibnitz aus Leip-

ßig („ein Leipziger Stadtkind!“ sagt Gottsched in einer feierlichen Prachtrede) und Lessing aus Camenz gebürtig sey. Ganz gewiß war uns auch damals diese leicht aufzutreibende Notiz schon zu Ohren gekommen, aber wir wollten sie nicht hören, wir wollten sie ignoriren.

§. 54.

Ich muß den Braunschweigern nachrühmen, daß sie nicht leicht übel nahmen, wenn man sie nach Lessing fragte, sollte auch der Fragende nur ein Knabe gewesen sein. Freilich kam dann meistens nur Exoterisches zum Vorschein; aber auch das war mir interessant. Zuweilen arbeitete er, hieß es, Wochen lang vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend ununterbrochen, ohne daß es seiner Gesundheit geschadet, dann plötzlich hatte er gar keine Lust mehr und schrieb keine Zeile, zuweilen war er sehr gesprächig und theilnehmend freundlich, dann aber brach er auch wohl schnell ab, und saß lange stumm und in sich gekehrt. Der Ausbruch seines Zorns war fürchterlich, denn er schien dabei ganz kalt, und die Flamme seines Unwillens knisterte stets in satirischem, witzigem Salz. Besonders ängstigten sich seine Hausgenossen und näheren Freunde in den letzten Lebensjahren des vortrefflichen Mannes vor den Briefen, die er oft in großer Anzahl aus allen Gegenden Deutschlands her empfing. Er las sie alle mit großer Genauigkeit durch, nickte bei manchen, schüttelte bei vielen den Kopf und lachte bei andern, theils mit wahrer Laune; zuweilen aber auch so hart und bitter, daß mehrere, die es gehört, versichern, sie hätten dergleichen sonst nie vernommen. Auch F. H. Jacobi'n fiel dieses Lachen so schmerzlich auf, daß er in einem Briefe vom Jahr 1780 einem Freunde schreibt: „Ach, nach einem solchen Lachen kann unser geliebter Lessing nicht lange mehr leben, wir verlieren ihn gewiß bald!“ Les-

ling selbst wollte natürlich nichts davon hören, wenn man ihn etwa am andern Tage theilnehmend fragte, warum er so schmerzlich gelacht habe, doch scheint er selbst den Zustand, in welchem allein ein solches Gelächter möglich ist, recht gut gekannt zu haben, wobei sich die meisten Leser vermuthlich von selbst an die bekannten Scenen in Minna von Barnhelm und Emilia Galotti erinnern werden. Dies Tellheimsche und Odoardische bittere Lachen machte auch auf der Bühne so viel Glück, daß spätere dramatische Dichter sich nicht leicht eine Gelegenheit entwischen ließen ihre Helden so lachen zu lassen, wodurch nach und nach die ganze Sache an Wirkung verlor, oder gar, wider die Absicht des Poeten, bei dem Publikum ein recht lustiges Lachen erregte.

§. 55.

Es war ein Glück, daß seine meisten Freunde ihn gänzlich verehrten und liebten und seine Launen kannten, sonst hätten sie sich oft durch einzelne Reden verletzt fühlen können; denn ungenirter und rascher hat vielleicht niemand gesprochen als Lessing. Man wußte, daß er im Ernst und Scherz, in Wissenschaft und Kunst, in Noth und Tod stets seinen Mann stand, und daß er seine Freunde stets lauter und innig liebte, obwohl er sie mitunter derb-ehrlich anfuhr oder, gleichsam zur Stärkung ein wenig in witziges Salzwasser tauchte. So liebte er z. B. den nicht arm begabten, jovialen, zuweilen vielleicht ein wenig selbstgefälligen Zachariä (den Verfasser des Renommisten) recht von Herzen, er suchte ihn sogar häufig auf, besonders wenn er sich erheitern wollte, und das „Weghaus" (zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel) nahm die beiden Freunde oft auf, wenn sie sich ein vertrauliches Stell-dich-ein gaben, und ihrer Amtsgeschäfte wegen die Hälfte der Reisezeit ersparen wollten. Und dennoch konnte Lessing den bekannten Scherz

über das zu brillante Z. an Zachariäs Wagen nicht unterdrücken. Hundertmal hat man dieses Bonmot erzählt, und zwar auf eine Weise, daß sämmtliche nicht näher unterrichtete Leser glauben mußten, Lessing habe Z. gering geschätzt oder gar verachtet. Dem ist aber durchaus nicht also. Ein muthwilliger Augenblick gab ihm den Spaß ein und nach einer Stunde war er vergessen. Hätte Z., der doch ohnk Zweifel den Lessingschen Witz sogleich erfuhr, dergleichen rasch genug von Mund zu Mund geht, sich wirklich dadurch gekränkt gefühlt, so brauchte er nur ein ernstfreundliches Wort zu Lessing selbst zu reden, und dieser hätte ihn augenblicklich zufrieden gestellt; doch würde er Mühe gehabt haben, sich seines Einfalls noch zu erinnern.

§. 56.

Mit dieser Vergeßlichkeit in Beziehung auf sich selbst, ging es in seinen letzten Lebensjahren in der That sehr weit, wie unter anderm Folgendes zeigen wird. Als ihm seine treffliche und sehr geliebte Gattin plötzlich starb, und wenige Tage darauf auch sein Kind, schrieb er an Eschenburg einen Brief, der vielleicht der bitter-tragischste ist, den er je geschrieben, — (er befindet sich in den bekannten Briefsammlungen und ist oft genug neu abgedruckt worden). — Eschenburg erschrak mit Recht über diesen beispiellos kalten, schneidenden Schmerz und den furchtbar witzigen Ausdruck desselben, und antwortete augenblicklich, seine Theilnahme und sein — Entsetzen auszudrücken. Lessing erwiederte bald darauf, er könne sich gar nicht besinnen, daß er etwas so Arges geschrieben habe, und der Freund müsse es überhaupt mit seinen Ausdrücken nicht genau nehmen.

Was er dagegen nie vergaß waren die traurigen Erfahrungen, die er bei der bekannten Hamburgischen Theaterunter-

nehmung 1767 bis 69 gemacht hatte. Er gab für's erste alle Hoffnungen für das Gedeihen des deutschen Theaters auf, da das Publikum und die Fürsten sich nicht theilnehmend genug zeigten. Er schrieb seine Emilia aus reiner Lust am Drama, aber um ihre Darstellung auf der Bühne bekümmerte er sich nicht im allermindesten. Sie wurde indeß, wie leicht voraus zu sehen war, sogleich und zwar mehrere Wochen hinter einander auf der Braunschweigischen Bühne aufgeführt, und nach dem Urtheile bedeutender Männer im Ganzen recht löblich. Der Beifall war eben so feurig als allgemein, manche Ueberschwengliche erklärten geradezu, es sei nie ein ähnliches Werk auf das Theater gekommen, und der treffliche, sonst strenge, diesmal aber freudetrunkene Ebert schrieb Lessingen, er könne diesmal keine Kritik liefern, sondern nur stammeln, wie einst ein Engländer bei der Aufführung eines Ben Jonsonschen Stücks: O rare Ben Jonson, o Ben Jonson rare! Aehnliche Briefe kamen jetzt von allen Seiten, und der auch von Lessing sehr geschätzte Erbprinz selbst, Karl Wilhelm Ferdinand, trotz seiner fast ausschließlichen Hinneigung zur französischen Literatur, glaubte dennoch diesmal eine Ausnahme machen zu müssen, und erklärte billigerweise das Werk für sehr geistreich. Ganz Deutschland nahm bald den lebhaftesten Antheil, alle Theater stellten es dar, alle Kritiker tauchten ihre Feder in Honigwasser u. s. w.

§. 57.

Lessing aber saß während dessen in tiefer Einsamkeit auf der Wolfenbüttler Bibliothek und suchte nach verlorenen — und nicht verloren sein sollenden — Schriften, deren er einige mit unsäglicher Mühe aus der tiefsten, staubigsten Nacht wieder an's Tageslicht förderte, z. B. das große und breite, nicht sehr poetische, doch historisch wichtige Gedicht, „die Nachti-

galt," das ihn, wie bekannt, noch ehe er es gesehen hatte, bloß deswegen heraus anzog, weil es einst auf dem Leipziger Markt durch den Henker verbrannt worden war. Diese bloß historische Notiz interessirte ihn bei weitem mehr als das Theaterschicksal seiner Emilia, er beantwortete daher die darüber Auskunft gebenden Briefe nur kurz oder mit leichter Ironie, und ging nur dann tiefer in die Sache ein, wenn von dem Organismus des Stücks selbst die Rede war. An eine durchgreifende Kritik war jedoch nicht zu denken, und der gerauschvollen Janitscharenmusik des Lobes ward er bald überdrüssig, ja es schien ihn sogar zu ängstigen, daß man seine Emilia so unbedingt rühme. Ueberhaupt erhielt in dem ganzen letzten Jahrzehnt seines Lebens nur ein einziges deutsches Drama seinen ganzen Beifall: Götz von Berlichingen, den er nicht bloß herzlich liebte, sondern auch gegen eine höchst einseitige Kritik seines sonst sehr geschätzten Rainler lebhaft, ja bitter vertheidigte. Nicht minder merkwürdig aber ist es, daß seine scharfe Kritik um diese Zeit doch einmal getäuscht wurde, indem er bei dem ersten Durchblättern des eben erschienenen Julius von Tarent in den höchsten Enthusiasmus gerieth, und laut erklärte, es sei von Goethe. Dagegen machte ein Freund Einwendungen, die er auch gelten ließ; dann aber rief er fröhlich aus: „Desto besser, so haben wir zwei Goethe's!" Es konnte nicht fehlen, daß ein Kritiker wie Lessing schon bei der zweiten Lektüre des Julius gewahr werden mußte, wie wenig dieses zwar geistreiche, doch mehr rhetorische als poetische Werk den von ihm selbst aufgestellten Grundsätzen genüge, allein gewogen blieb er dem Werke immer, und die Persönlichkeit des vortrefflichen Leisewitz, dem sich sein ganzes Herz zuwandte, trug nicht wenig bei, auch seinem Drama die alte Gunst zu erhalten.

§. 58.

Dagegen waren ihm die frühesten Dramen Klingers in hohem Grade fatal, und nur mit Mühe konnten ihn seine Freunde bereden, sie rein auszulesen, da er sie anfangs nach den ersten Acten fortgeworfen hatte. Er ließ sich erbitten, aber die Freunde hatten hinterher nichts davon als — Schelte, die sie freilich hätten vorher ahnen können. Ein wenig günstiger urtheilte er von Lenz, obwohl er meist nur verschwendetes und verirrtes Talent in ihm erblickte. Von andern Schauspielen jener Zeit wollte er gar nichts hören, er lehnte jedes Gespräch über das Theater ab, konnte er es nicht, so schlief er wohl darüber ein, und sagte, wenn man ihn endlich erweckte, jenes bekannt gewordene lakonisch-traurige Wort: „Sie genieren mich.“ — War aber vollends vom „Genie“ die Rede, welcher Ausdruck damals unglaublich gemißbraucht wurde, dann schlief er nicht, bediente sich auch keines kalten Witzwortes, sondern donnerte wie ein furchtbarer Löwe dazwischen, und — dürfte jemals mit ganzem Recht von einer „göttlichen Grobheit“ die Rede sein, so wäre es hier der Fall. Vollendetes dramatisches Genie schrieb er nur einem einzigen Dichter zu, dem von ihm selbst schon in den Jünglingsjahren erkannten und mit der feurigsten Beredsamkeit gepriesenen Shakspear. Für diesen theuern Meister blieb seine Liebe sich immer gleich, und selbst wenn er, von den unseligen theologischen Streitigkeiten halb erschöpft, sich in der trübsten Stimmung befand, so konnte doch ein geistreiches Gespräch über Hamlet, Romeo, Macbeth u. s. w. ihn bald wieder erheitern, wobei er, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Kosten des Gesprächs fast allein zu übernehmen pflegte. Zwei Monate vor seinem Tode schrieb er noch an Eschenburg um die Sendung des Stücks: The London-prodigal (der Londoner verlorne Sohn), welches

er sehr liebte und jetzt von neuem studieren wollte, um es zu bearbeiten *). Diese Notiz ist in jeder Hinsicht erfreulich, da man sicher sein kann, daß der vielgeprüfte Mann allen Kummer, der ihm ja leider in der letzten Zeit seines Lebens so reichlich zu Theil wurde, wenigstens so lange vergaß, als er sich mit jenem witzigen Stück beschäftigte.

§. 59.

Daß er, der Billige, auch Goethen wahrhaftes, nur noch nicht vollendetes Genie zuerkannte, ist bereits oben erzählt und versteht sich ohnehin ganz von selbst. Dennoch hatte er auch oft Lust, mit ihm „anzubinden," und es ist ein wahres Unglück, daß er es nicht gethan hat. Wie viel Treffliches würde bei einem edlen Kampf solcher Männer zur Sprache gekommen sein! und würde er nicht noch schöner geendet haben, als der zwischen Ajax und Hektor! — Warum er aber mit ihm anbinden wollte? Zuvörderst weil Lessing wünschte, Goethe möge jene heillose, wurmstichige Genielust öffentlich desavouiren, statt daß dieser sie lieber ihrem eigenen Schicksal, dem nothwendigen Falle überließ, oder gar in jugendlich-poetischer Fröhlichkeit sich an den Sprüngen der taumelnden Nachahmer ergötzen konnte. Sodann aber auch, weil er, wie bekannt, Werthers Leiden — so sehr er die Darstellung liebte und bewunderte — als ein ihm durchaus fremdartiges und deshalb unerfreuliches Werk betrachtete. Von der Liebe als

*) L. war überzeugt, dieses Drama (welches Schröder späterhin unter dem Titel „das Testament" bearbeitet hat) sei von Shakspear. W. Schlegel und Tieck scheinen gleichfalls dafür zu stimmen. Ich selbst gestehe, diese Ansicht nicht theilen zu können: weshalb, gehört nicht hierher, da ohnehin in keinem Fall von Gewißheit die Rede sein kann. Im vierten Band meines erläuterten Shakspear habe ich die Sache näher berührt

Leidenschaft wollte Lessing nun ein für allemal nichts wissen, sie war seiner ganzen Natur unbekannt, und er zürnte deshalb mit dem Talente, welches zu einer solchen Beschreibung aufgewandt worden war. Doch auch der eigentliche Mittelpunkt dieses unschätzbaren Werks, das Verhältniß des Menschen zur Natur, war ihm fremd, und jene oft erzählte Anekdote von Lessings Kälte gegen die eben so reizende als bedeutungsvolle Schönheit und Erhabenheit der äußern Natur ist allerdings wahr *), es müßten sonst die bewährtesten Männer und Frauen stets falsch gesehen und gehört haben. Nur ein einzigesmal hat Lessing in Hinsicht der Liebe eine Ausnahme gemacht, und zwar bei Romeo und Julia. Diese Darstellung zu rühmen hat er nie aufgehört, und wenn man ihn deshalb auf seine scheinbare Inconsequenz aufmerksam machte, erwiederte er mit witziger Gelassenheit: „ja, das ist ein anderes; das Stück hat die Liebe selbst dictirt," ein Wort, das in seinem Munde überaus wichtig ist, und, wie bekannt, auch in seiner — nicht genug zu rühmenden, aber auch nicht genug zu studirenden — Dramaturgie vorkommt.

§. 60.

Welch ein Reichthum von gediegenem Witz in Lessing wohnte, weiß jeder, aber er hatte ihn nicht blos, er liebte auch den Witz Anderer, und pflegte sich wohl bei seinen Freunden

*) Uebrigens ist auch, wie kaum zu erinnern nöthig sein möchte, bloße Neigung zur Natur und ein gewöhnliches Studium derselben nicht hinreichend, um uns das ganze Verständniß von Werthers Leiden zu eröffnen. Es bedarf einer Ahnung sämmtlicher Abgründe der Menschenbrust, um einzusehen, wie Werther, sonst so ganz in scheinbarem Einverständniß mit der Natur, bald genug wüthend in ihr das ewig wiederkäuende Ungeheuer zu finden wähnt.

zu erkundigen, wer etwa in Braunschweig, Wolfenbüttel, Helmstädt u. s. w. besonders Humor habe, wobei ihn vorzüglich interessirte, wenn er diese Eigenschaft bei einem Unstudirten, z. B. einem Handwerker fand. Wehe aber dem, der etwa im Besitze eines leichten Talents, aus dem Witze ein Gewerbe machend, sich zu Lessing drängte und mit Bonmots prunken wollte! Ein solcher war ihm, dem schon jede leere Geschwätzigkeit höchst mißfiel, ein wahrer Greuel, und er soll zuweilen solchen Leuten mit eigner hoher Hand die bequemen Ausgänge aus seiner Wohnung gezeigt haben. — Gewiß bedarf er deshalb der Entschuldigung nicht, denn sollte er nicht zürnen, wenn er den Witz, diesen herrlich geflügelten Sohn des Scharfsinns und der Wissenschaft, als ein Eigenthum flacher Gesellen nennen hören mußte? Konnte er das? — Ferner: Wer erkannte besser als er den ganzen Werth der Zeit? und wie war er dennoch immer bereit auch diese köstliche Zeit zum Opfer zu bringen, wenn es galt ein gutes Unternehmen zu befördern! Wie viel hundert Briefe schrieb er nicht jährlich als Bibliothekar, von denen sein Amt vielleicht kaum die Hälfte erforderte! — Mit welcher Lust und Liebe erfüllte er nicht jeden Wunsch, den Zacharia, Conrad Arnold Schmid und ähnliche Männer an ihn als Bücherspender richteten, und mit welcher liebenswürdigen Geduld behandelte er den redlichen und grundgelehrten Reiske, dessen literarischer Hunger und Durst freilich kaum zu stillen war. Ueberhaupt besaß Lessing die Tugend, ohne welche es gar keine Tugenden giebt, die Menschenliebe, im ächten Sinne des Worts, und sie war es, die aus ihm zürnte, sie war es, die ihn mild machte. Dafür giebt es tausend Belege, doch will ich nur an zwei erinnern, die besonders jeder regsame Schriftsteller zu würdigen wissen wird. Als er im achtzehnten Lebensjahre, nachdem er bereits durch die Erstlinge seines Talents in Leipzig einige Be-

rühmtheit gewonnen hatte, zu einem Besuche in das väterliche Haus gerufen wurde, wo man für das Seelenheil eines Comödienschreibers zitterte, erspähete seine fromme Schwester ein starkes Heft voll Liebes-, Wein- und Freudenlieder, die der muntere Jüngling für den Druck bestimmt hatte und (schon damals sorgsam) in den Ferien ausfeilen wollte. Die Schwester erschrak wie vor einem Gespenst, warf das köstliche Manuscript in's Feuer, und gestand sehr ehrlich ihre That, als habe sie etwas gar Gutes vollbracht. Was that der Bruder? Er warf ihr freundlich ein wenig Schnee in den Busen, gleichsam ein stummes, über die Sprache hinaus gehendes Epigramm. Damit war die ganze Geschichte vergeben und vergessen. Etwas ähnliches begab sich späterhin mit dem Logau, den Lessing bekanntlich entdeckt, erneuert und mit Ramler herausgegeben hatte. Er liebte diesen herrlichen Dichter so sehr, daß er ihn fast täglich las, indem gerade solche geistreiche Epigramme ihn, den stets rasch und scharf Denkenden, am meisten anregten. Er hatte mit der größten Mühe ein vollständiges Exemplar dieser Werke vom Jahr 1654 aufgetrieben, und bewahrte dasselbe wie einen Schatz, den er für einzig hielt, da bereits im Jahr 1702 in dem sogenannten „Neu aufgeweckten" (aber gänzlich verpfuschten) „Logau" der Beweis zu liegen schien, daß die früheren Auflagen fast aus der Welt gekommen wären *). Dennoch stand er nicht an, diesen Schatz sämmtlichen Freunden, die ein reines Interesse dafür hatten,

*) Selten ist allerdings jene Ausgabe, doch nicht so sehr, als Lessing es glaubte; wenigstens ist die allererste, aber sehr kleine, gleichsam nur zum Vorschmacke gegebene, von 1638 noch seltener. Indessen kommt es bei dieser Anekdote nur auf Lessings Meinung an, und schwerlich würden auch die wenigen, heut zu Tage sichtbar gewordenen Exemplare ohne Lessings Anregung an das Tageslicht gekommen seyn.

zu leihen; leztre aber ging er einem derselben auf der Reise von Berlin nach Breslau, wo Lessing sich damals befand, verloren. Er half dem Freunde, der erst beim Auspacken das Buch vermißte, stundenlang suchen, und tröstete ihn während dieses unangenehmen, fruchtlosen Geschäfts, indem er häufig wiederholte: „das hätte mir ja eben so gut und noch viel eher passiren können." — Das sind freilich nur kleine Züge; doch, dünkt mich, sprechen sie.

§. 61.

Daß Lessingen der große Genuß, den die Tonkunst ihren ächten Freunden zu gewähren im Stande ist, gänzlich mangelte, ist bekannt genug; er soll sogar, wenn er durch irgend einen Zufall in die Verlegenheit kam, eine lang dauernde Musik mit anhören zu müssen, in eine ganz eigene, ihm sonst völlig fremde, ängstliche Stimmung gerathen sein, die ihn auffallend matt machte, bis er endlich wieder in's Freie kam, wo dann, nach mehrmaligem tiefem Athemholen, ein Witz den andern jagte. — „Witz gegen die Musik?" allerdings; nicht minder aber gegen ihn selbst, der den Witz aussprach, denn das ist ja gerade einer der herrlichsten Charakterzüge bei Lessing, daß er sich selbst am wenigsten schonte. So soll er einmal nach der nothgedrungenen Anhörung einer von Kennern für trefflich erklärten aber lang dauernden Sonate, die freilich seinem ruhelos strebenden Geiste unmöglich zusagen konnte, geäußert haben, ihm sei zu Muthe gewesen, wie etwa einer Katze zu Muthe sein möge, die in der Angst kratzend an den Wänden hinauf zu laufen strebe. — Diese Anekdote ist freilich nicht verbürgt, doch dürfen wir auch der allgemeinen Sage als solcher einige Bedeutung zuschreiben, indem sie doch von irgend etwas Wahrem auszugehen pflegt. Das nackte Factum bleibt: Lessing liebte die Musik nicht, weil sie ihn unbefriedigend anregte

regte und deshalb keinen Genuß gewährte, was niemanden wundern kann, der Lessingen wirklich gelesen, und ihn in seiner ganzen strengen, scharfen und epigrammatischen Natur erkannt hat, die ich jedoch um deswillen noch nicht eine winterliche nennen möchte. Ich glaube vielmehr, ein wahrhaft liebender und geliebter Freund hätte ihm den Sinn für Musik nach und nach einhauchen können, denn hier ist ja von unserm großen Lessing, der die Allseitigkeit wenigstens liebte, die Rede, und nicht von dem beschränkten, und im Witz unmusikalisch-gemüthlosen Fontenelle, der mit seinem „Sonate, que me veux tu?“ (einem Worte, das leider oft genug paßt) wohl gar prunkte.

Ueberhaupt haben die meisten heutigen Leser schwerlich Notiz genommen, wie man ehedem über die Musik urtheilte. Gottsched verwarf die ganze Oper als solche, laut schreiend, sie gehöre gar nicht zur Kunst; ja, er haßte sie dergestalt, daß er Jahrzehnte lang sie als die heilloseste Verirrung darzustellen versuchte, und da sein eigner dürrer Geist ihm nicht genug Gründe lieh, seine abgeschmackte Behauptung zu unterstützen, so suchte er unermüdet in allen irgend zugänglichen Schriften nach neuen Stützen, und jeder musikhassende Schriftsteller, wenn er nur irgend einen schlechten Witz gegen die Oper lieferte, war ihm willkommen. Lessing — der sich zu Gottscheden verhält, wie etwa ein reicher Cardinal zu einem armen Dorfküster, liebte gleichfalls die Oper nicht, aber er war viel zu klug, um sie in ihrer Reinheit nicht anzuerkennen, und viel zu edel, um andern einen Genuß zu mißgönnen, der ihm versagt war. Zu platten Scherzen über die ganze Gattung stand er natürlich zu hoch.

§. 62.

Da bei einem solchen Manne auch Kleinigkeiten nicht ohne Interesse sind, so möge nicht unberührt bleiben, daß er

unter allen Spielen das Schachspiel am meisten liebte, weshalb auch einige Wolfenbüttelsche Bürger, die sich hierin besonders auszeichneten, in seiner großen Gunst standen. Gewann er, so war es ihm recht, verlor er, so freute er sich noch lebhafter, weil er dann nach seiner Behauptung noch mehr dabei gelernt habe. Daß er übrigens auch diese seine eigene Liebhaberei nicht selten bewitzelte, versteht sich bei seinem liebenswürdig-ironischen Charakter, den nichts mehr anwiderte, als trockner, einseitiger Ernst, ganz von selbst. Bei dieser Schachneigung war aber auch der Witz besonders nöthig, da sie sonst leicht zur Hemmung und Lähmung der Phantasie führen kann.

Höchst verhaßt war ihm das Tabakrauchen, niemals litt er, daß es in seinen Zimmern geschah, und trat er in ein fremdes, worin nur noch die kleinste Spur von Rauch zu entdecken war, so öffnete er sogleich Thüren und Fenster. Es giebt mehrere Anekdoten, in denen sich sein Abscheu vor dem Tabak auf die ungestümste und lustigste Weise zeigt; auch that er dem Rauchen nie die Ehre an, es also zu benennen, sondern bediente sich dafür eines bis zum Erschrecken widerlich klingenden Ausdrucks, den ich lieber nicht wiederholen will.

Ueberhaupt ist es merkwürdig, daß so manche große und bedeutende Dichter, z. B. Goethe und Tieck, ihren Haß gegen das Rauchen öffentlich erklärt haben, und Lichtenberg, der von Lessings äußerlichem Leben schwerlich etwas vernommen, sagt in seinen vermischten Schriften, er könne sich Lessingen oder Leibnitzen gar nicht rauchend denken. — Möge indessen auch hier das gute alte: Audiatur et altera pars gelten.

Da die Mittelmäßigkeit oder gar die Rohheit und Gemeinheit nichts lieber thut, als Fehler bei großen Männern erspähen, so ist sie, wie bekannt, in Beziehung auf Lessing ganz besonders geschäftig gewesen, und vorzüglich nach seinem Tode.

So hat man z. B. das Gerücht verbreitet, er habe sich durch übermäßigen Genuß des Weins seine Tage verkürzt und überhaupt ein höchst unordentliches Leben geführt, eine Behauptung, die, wenn sie mit pharisäischem Seufzen und einiger Salbung vorgetragen wird, bei schwachen Gemüthern ihre Wirkung nicht verfehlt. Es ist indessen kein wahres Wort daran, wie ich durch die Erzählung bewährter Männer, die ihn genau gekannt haben, unterrichtet worden bin. Als Jüngling genoß Lessing in der Regel wenig oder gar keinen Wein, als Mann sehr mäßig, am einsamen Mittagstische, fast nur wie Medizin, und mit Lust trank er nur bei einem lebhaften Gespräch mit Freunden. Man darf sogar sagen, er habe jedes Uebermaaß in dieser Hinsicht wahrhaft gehaßt. So hatte er z. B. in Hamburg gehört, Friedrich von Hagedorn habe sich durch zu große Liebhaberei für den Wein einen so frühen Tod zugezogen, und so sehr er auch diesen liebenswürdigen Dichter schätzte, so hatte er doch für diese Sünde keine Nachsicht. Zum Glücke konnte ein besser unterrichteter Freund das ganze Gerücht als grundlos zeigen, und Lessing dankte ihm herzlich für die erfreuliche Belehrung.

Endlich noch eine wichtige, fast beispiellose Eigenheit. L. konnte schlafen, wann er irgend wollte, und träumte nie. Welche Aegide gegen tausend Leiden — und doch — wer möchte die Träume hingeben!

Es wird mir schwer abzubrechen, doch soll man solcher kleinen Züge nicht zu viel geben.

§. 63.

Nathans Ring.

Ich habe einmal Lessing „unglücklich“ genannt, und ihn sehr gerühmt, daß er sein Unglück mit so hohem Anstande getragen habe. Hätte ich dabei hinzugesetzt, ich meinte nur

sein einsames und von gar zu vielen Geschäften geplagtes Leben, seine Armuth u. s. w., so würde niemand etwas dagegen gehabt haben, allein man sah wohl, ich meinte etwas Höheres, und das wollte man mir nicht zugeben. Ich habe darauf nur zwei harmlose Worte zu erwiedern.

Erstens: Kann man wohl mit Ueberzeugung das End-Resultat von Lessings Nachdenken, wie es im Nathan vorgetragen worden, und wie es sich besonders in dem Ausrufe:

„Der rechte Ring vermuthlich ging verloren!"

deutlich ausspricht, ein glückliches nennen? und sollte man deshalb nicht (zweitens) dem vortrefflichen Manne die ächte Glaubenskraft, wie wir sie z. B. im Luther finden, wünschen dürfen? — Genug von diesem trüben Punkt, gehen wir schnell zu etwas Vergnüglichem über.

§. 64.

Etwas, das Lessing gewünscht hat.

Lessing hatte in seinen früheren Jünglingsjahren, wo er der Beschäftigungen nie zu viel haben konnte, den Vorsatz gefaßt, ein Werk zu liefern unter dem Titel: „Das Gute aus schlechten Büchern," doch konnte er leider keinen Verleger dazu finden, weil die Buchhändler meinten, „das müsse ja ein endloses Buch werden." So mußte er die Sache aufgeben, aber den Gedanken hielt er fest, und noch in späteren sehr ernsten Jahren sprach er gern davon, und scherzte dabei mit der unbefangensten Laune über sich selbst, den unersättlich Lesenden und Schreibenden, über die armen schlechten Bücher, deren einzelnes Stattliche und Schöne nun nicht an den Tag kommen solle, und über die nicht verlegen wollenden Verleger, die in ihrer Furcht vor der Endlosigkeit eines solchen Unternehmens ein gar zu gutes, ehrenvolles Vertrauen zu den — schlechten Büchern an den Tag legten.

Beachtung verdient Lessings Gedanke in jeder Hinsicht, nur mögen ums Himmelswillen die Herren A. und B., Alpha und Beta u. s. w. nicht gleich zufahren, sondern zuvörderst bedenken, ob sie auch die gehörige Gutmüthigkeit, Sinnigkeit, Geschmack, Vielseitigkeit, Belesenheit, Geduld u. s. w. besitzen, Eigenschaften, die hier ganz unerläßlich sind. Besitzt aber Einer diese Tugenden alle, so wird er sich schwerlich auf das ganze Unternehmen einlassen, da ihm so manche bessere und fröhlichere Arbeit winkt, und unser theurer Lessing selbst würde gewiß in große Verlegenheit gerathen sein, wenn er sich durch einen Contrakt gebunden. Wort gehalten hätte er, der stets Worthaltende, gewiß; aber die wehmüthigen Seufzer und genialen Flüche bei der Arbeit würden kaum zu zählen gewesen sein, und hätten doch leider nicht — mit abgedruckt werden können. Zu einem Mitarbeiter an einem solchen Werke würde sich niemand besser geschickt haben, als er; aber zum Redacteur und Hauptarbeiter hätte es eines Mannes bedurft, der in der Schule der Geduld Jahrzehnte lang das erste Zeugniß der Reife erworben, und jetzt beinahe die Geduld selbst in die eigne Schule nehmen könnte.

Genug: Lessing hat uns den Gedanken hinterlassen, und ein Lessingscher Gedanke ist immer werth beachtet zu werden. Sehr nahe dabei liegt ein andrer, nämlich der: die Sache umzukehren, und „das Schlechte aus guten Büchern" zu schreiben, oder wenigstens anzudeuten. Es versteht sich: mit Geist und Witz, denn sonst möge uns der Himmel bewahren vor einem Buche, das nichts weiter enthielte, als die Specification der Fehltritte wackrer Männer. Nützlich wäre indeß ein solches Werk gewiß, doch gehörten abermals alle jene früher genannten Eigenschaften dazu, und eine Ueberwindung von so eigner Art, daß man nicht ohne innern Herzensschauder daran denken kann. Dabei wolle der etwanige Unterneh-

mer doch auch nicht vergessen, daß manches, was uns heute als Sonnenfleck vorkommen mag, morgen bei geschärftem Blicke uns wieder als ächte, reine Sonne erscheint. Erinnert Euch nur an die regnicht-finstern Frühlinge und Sommer der Jahre 1815 und 1816, da wurden viele sonst zierliche und reputirliche Leute ordentlich rebellisch gegen die Sonne, und meinten, sie, die ewig Gesunde, sei krank, und habe gräuliche Flecken, Risse und Löcher. Endlich prophezeihte man sogar (Julius 1816) den Untergang der Erde, die jedoch nach den Zeugnissen der schätzbarsten Männer und Frauen noch immer steht, vielleicht, um sich bei Göthe zu bedanken, der sie „die liebe Erde" nennt, auf der es „allerliebst" sei.

Nur wer das alles recht fühlt und durchdenkt, könnte ein Buch schreiben, wie das angedeutete. Ob er aber nicht etwas graues Haar dabei bekommen würde: dafür kann ich ihm nicht einstehen.

Zu seinem Bilde.

Lessings ganzes Leben war ein ununterbrochenes Ringen nach Wahrheit, ein steter Durst nach ihr, ohne die Hoffnung, ihn jemals zu stillen. Die Wahrheit selbst, ihren vollen Besitz und Genuß, meinte er, habe sich Gott allein vorbehalten. Sein Genuß war Forschen und Untersuchen, vielleicht sogar je dürftiger je besser, denn nichts war seinem Witz leichter, als die Dornen abzubrechen. So zeigt er sich in der Unterredung mit F. H. Jacobi.

Nehmen wir dazu jene oben genannte Traumlosigkeit *), so steht, dünkt mich, das Bild des edeln, unbeglückten Helden in den äußersten Umrissen vor uns.

---

*) Es versteht sich von selbst, daß nicht in Abrede gestellt werde, auch L. habe träumen können. Nur waren diese Träume

§. 65.

Zu Lessing und Herder.

Die Vergeßlichen.

Zwei Drittheile unserer heutigen Tagesrecensenten sind so unwissend und unbelesen, daß man selbst berühmte Bücher, z. B. Herders Fragmente vom Jahr 1767, größtentheils wieder abdrucken lassen könnte, ohne daß sie die Mystification merken würden. Man brauchte nur Namen und einiges andere unmittelbar an die Vergangenheit Erinnernde zu löschen, und die lustige Arbeit wäre vollbracht. Gienge Einer noch weiter, und ließe einige der bedeutsamsten und gerundetsten Reden aus Lohensteins Arminius von neuem drucken, etwa unter dem Titel: „Proben aus einem noch ungedruckten historischen Roman“ (wobei der günstige Redacteur hinzusetzen müßte, es sei ihm diese Arbeit von einem talentvollen Jüngling zugesandt worden, der, wenn er nur erst eine gewisse überflammende Ueberschwänglichkeit abgelegt haben sollte, ein Meister in der historischen Darstellung zu werden hoffen lasse, so würden vielleicht unter 10 Recensenten 9 und unter 20 Zeitungsbriefstellern 19 getäuscht werden.

In der frühern Zeit unserer Kritik, selbst in ihrer schwächsten Periode, hatte man doch wenigstens die Freude, auf jeder Seite ein paar Stellen aus Aristoteles, Horaz, Quintilian u. s. w. anzutreffen, und wenn man auch alles Uebrige, was der Recensent aus eignem Vermögen aufgetragen hatte, ungenießbar finden mußte, so war doch die Erinnerung an sinnvolle Sprüche jener Alten ein kleiner Trost. Der Himmel bewahre uns, jene Zeiten zurück wünschen zu müssen, denn immer ist

---

niemals so lebhaft, daß er am andern Morgen auch nur irgend etwas davon erzählen könnte.

und bleibt jene Pedanterie, auch den kleinsten und magersten Aufsatz mit Citaten aus den Klassikern zu füllen, höchst geschmacklos. Nur möge gleichfalls ums Himmelswillen nicht Unwissenheit die Nothwendigkeit herbei führen, jene Geschmacklosigkeit zu vermeiden! — Drängt sich aber nicht wirklich bei vielen unserer Recensenten der Gedanke auf, sie möchten wohl zu früh aus Tertia gelaufen und gar nicht bis zu Quintilian und Horaz — des Aristoteles ganz zu geschweigen — gedrungen sein? —

Mit diesen und ähnlichen Gedanken unterhielt ich in den letzten Jahren oftmals meine Freunde, zuweilen auch eine geschlossene Gesellschaft, die sich dieser hypochondrisch-lustigen Bemerkung noch erinnern wird; auch tändelte die Feder manches Aehnliche auf das Papier (z. B. in den „Umrissen"), aber ein Fragment dieser Art einzeln einer Zeitung zuzusenden, hielt ich doch für bedenklich. — Da fällt mir aber vor wenigen Tagen ein Blatt aus der neuen Dresdner Morgenzeitung in die Hand, in welchem Tieck ohne alle Umstände, und ohne von „zwei Dritteln" oder „neun Zehnteln" oder „neunzehn Zwanzigsteln" zu reden, geradehin behauptet, man könne Lessings Dramaturgie (!!) von neuem abdrucken lassen, und die Recensenten würden es für neu halten. So hole ich denn auch mein altes Fragment zurück, das nunmehr nicht bloß nicht zu hart, sondern eher zu sanft erscheinen wird, ich hole es zurück, um jene Ansicht der Morgenzeitung zu mildern. Zwar verstehen sich auch bei Tieck, sobald man ihn nur, wie billig, mit einem „Körnchen Salz" liest, jene „zwei Drittel" u. s. w. von selbst, allein die geradehin ausgesprochene Lessingsche Dramaturgie bleibt doch nach seiner Ansicht ein- für allemal als ungelesen stehen. So Gräßliches aber will ich wenigstens noch nicht glauben, denn wie groß auch der Tadel sein mag, daß Herders Fragmente (die bei allem Trefflichen doch auch man-

ches Unreife und Uebereilte enthalten) ungelesen in den Bibliotheken ruhen; das wäre doch zu entsetzlich, wenn die Deutschen auch das vortrefflichste kritische Werk des ganzen achtzehnten Jahrhunderts, das zum ersten Mal ihre kritische Mündigkeit aussprach, jemals vergessen könnten. So etwas wollen wir uns selbst zu denken verbieten.

§. 66.

Zu Adolf Klotz.

(Vergl. Bd. III. S. 155 ff.)

Nie hat es ein reineres Verhältniß gegeben zwischen den deutschen Schriftstellern und dem Publikum, als in der Zeit des wiederkehrenden *) Vorfrühlings unserer Poesie, in den Jahren 1740 ff. Man hatte längst angefangen zu ahnen, was man so lange entbehrt, man fühlte eine höhere Sehnsucht, man hoffte, man träumte, man liebte. Man fand in den Dichtern höhere, aber innig befreundete Wesen, kräftige und zarte Aussprecher für das schönste Gefühl der eigenen Brust, die noch keine Worte hatte. Man sah in ihnen edle Väter und Brüder, denen man sich mit Vertrauen hingeben dürfe, und an deren reiner Sittlichkeit zu zweifeln, als ein unverzeihliches Verbrechen würde betrachtet worden sein. Die Dichter und Redner hatten als solche ein ehrwürdiges, ja heiliges Amt, und ich brauche nur an Klopstock zu erinnern, und wie

*) Des „wiederkehrenden," man darf das überflüssig scheinende Wort nicht auslassen, weil es noch immer eine Unzahl von Deutschen giebt, welche von den früheren Frühlingen der deutschen Poesie nichts wissen, oder doch fast immer vergessen, wie reich sie blühten. In jedem Falle darf man sagen, daß die Opitz-Flemmingsche Periode eine größere Fülle von Talent offenbarte, als die Gärtner-Ebertsche, und doch war auch die letztgenannte sehr achtungswerth.

die Deutschen ihn liebten, um meine Behauptung als erwiesen anzusehen.

Dieses schöne Verhältniß endigte sich aber leider nur zu bald. Schon in den Literaturbriefen herrschte mitunter ein so roher, widrig witzelnder Ton *), daß man sich staunend ansah, wie es möglich sei, so ganz den Anstand zu verletzen, und doch hatte dieses Institut durch Lessings witzige Beiträge zu den ersten Bänden eine so große Berühmtheit gewonnen, daß man die letzten, fast ohne Ausnahme geistlosen, Theile doch noch mitlesen zu müssen glaubte.

Noch weit schlimmer stand es mit der deutschen Bibliothek, die, in der Mitte der sechsziger Jahre zuerst auftretend, Wissenschaftlosigkeit und Poesielosigkeit mit frecher Polemik gegen alles Positive in der Religion verband. Dieses Urtheil bedarf wohl jetzt nur für sehr wenige Leser eines Beweises, und für diese wenigen mag es genug sein hinzu zu setzen, daß Lessing selbst höchst ungünstig von dem ganzen Unternehmen dachte, und niemals zu bewegen war, auch nur eine Zeile für dasselbe beizutragen. Ja, er ging in seiner Abneigung so weit, daß er bei einem bloßen flüchtigen Gerüchte, welches ihn als Mitarbeiter nannte, von dem Herausgeber die ausdrückliche Versicherung des Gegentheils verlangte.

§. 67.

Endlich störten auch noch die Klotzischen Händel die alte Ehrerbietung des Publikums für seine Schriftsteller auf eine nur zu traurige Weise. Um den ganzen Werth des Lessingschen Witzes gegen Klotz zu begreifen, war man noch nicht

*) Sollte Jemand dies Urtheil zu hart finden, der lese nach, wie der mildeste aller Kritiker, Goethe, über dies literarische Institut spricht. S. dessen Selbstbiogr. Th. II.

gebildet genug. Man hörte nur heraus, daß er die alte Höflichkeit nicht wolle, ohne zu begreifen, daß er etwas viel Besseres wollte. Außerdem war dem Publikum von so vielen Seiten her zugerufen worden, Klotz sei doch ein gar vortrefflicher Gelehrter und Kunstkenner, daß es nicht so bald fassen konnte, es sei kein wahres Wort daran. Man schüttelte den Kopf und meinte, es fehle den deutschen Gelehrten theils an Vollgerechtigkeit, theils an guter Lebensart.

Noch schlimmer ward es nach Klotzens Tode, als die Briefe deutscher Gelehrten an ihn (zwei Theile, Halle 1773) erschienen. Man hatte sich nunmehr in den Gedanken gefunden, es sei doch mit Klotz nichts gewesen, und nach einem deutschen Lieblingsausdrucke sollte über der ganzen Sache Gras wachsen. Das aber ging nun wieder nicht an, denn man fand hier, daß die berühmtesten Deutschen, Sonnenfels, Weiße, Abbt, Gleim, Georg Jacobi, von Gabler, Löwen, Zachariä, Schlegel, Garve, Cramer, von Creuz, von Moser, Mastalier, Denis u. a., Jahre lang den Hallischen Kunstrichter wie ein höheres Wesen gepriesen und das kleinste Lob von ihm als den besten Lohn schriftstellerischer Thätigkeit betrachtet hatten *).

---

*) In welchem Tone selbst die berühmtesten Dichter zu ihm sprachen, darüber nur Gleims Beispiel: „Wie dürfte ich einen solchen Griechen und Römer, wie mein Klotz ist, nur irgend in Verdacht haben, aus der alten Literatur irgend etwas nicht zu wissen!“ (Aus einem Briefe vom 2. September 1766.) — Ferner: Nachdem er über den traurigen Winter geklagt, und daß ihn nur das Andenken an das Vergnügen, welches seine Freunde ihm im vorigen Sommer in Lauchstädt gemacht, erquickt habe: „Den mehrsten Antheil daran hatte mein großer gelehrter Klotz, eines noch hätte ich, ich las Ihr Urtheil über Lessings Laocoon Wie sehr zu beneiden sind Sie, mein theuerster Freund. Allen Ihren Schriften sieht man es an, daß Sie mit ganzer Seele bei Ihren lieben Musen sind, ohne durch eine Menge von Zer-

Seitdem aber Lessing ihn geächtet, war der Ton kälter und kälter geworden, und als endlich Klotz noch in den schönsten Lebensjahren mit seinem Ruhm und seinem Leben fertig geworden war, fand sich unter allen diesen Bewunderern nur ein Einziger (der sonst unbedeutende Gotthold Lange), der den Muth hatte, ein ehrendes Leichengedicht auf den Abgeschiedenen zu verfertigen. Dies alles war zu schreiend, und das Publikum fing an zu bedauern, daß es mit seiner Verehrung für manche Autoren etwas zu freigebig gewesen sei. Auf diesem Standpunkte hielt es sich aber nicht lange, es stieg tiefer herab, und die Mehrheit meinte, so gut und treu wie manche dieser Herren sei sie doch wohl auch. Der Schaden, den eine solche Sinnesart der Literatur brachte, ist nicht zu berechnen, doch ist der Nachtheil, den die so Urtheilenden sich selbst bringen, noch höher anzuschlagen. Hört die Menge einmal auf, die ausgezeichneten Schriftsteller als große, edle Lehrer zu be-

---

streuungen alle Augenblick einmal in dem Umgange mit ihnen gestöret zu werden. Wie wäre es sonst möglich, eine so erstaunliche Gelehrsamkeit zu besitzen! Wir andern geplagten Leute, wie selten können wir eine Schäferstunde mit den fürtrefflichen Mädchen ungestört verbringen! Mit Ihren Erinnerungen kann und wird Herr Lessing eben so zufrieden seyn, als mit Ihrem Lobe. Wenn Sie loben, mein liebster Freund, so hört man eine der Musen. Die Worte sind so harmonisch, eine Grazie vergäße zu erröthen, wenn sie in's Gesichte also gelobet würde! Herr Lessing selbst hat mir noch nichts darüber gesagt" u. s. w. (S. die angeführte Briefsammlung, Th. I. S. 105 ff.) Herr Lessing aber ließ sich ganz und gar anders vernehmen, als der gute, zuweilen etwas süße Gleim vermuthet hatte, und es möchte kaum einen schreiendern Contrast geben, als im Uebergang von diesen Briefen zu Lessings antiquarischen.

Uebrigens verdient Gleim die meiste Entschuldigung, und wenn er später aufhörte, Klotz zu rühmen, so war es gewiß nicht Furcht vor Lessing, sondern die Ueberzeugung früherhin geirrt zu haben.

trachten, so ist sie unwiederbringlich verloren: während wenigstens die größeren unter jenen großen Autoren sich noch retten können.

§. 68.

Zu Martin Miller, nebst Vorschlägen zu Gunsten deutscher Berühmtheit.

(Vergl. Band III. Seite 205 ff.)

Matthisson giebt eine traurige Nachricht aus Ulm: „— Nachher ging ich mit ihm (dem Prediger Neuffer) in den Gesellschaftsgarten, wo wir das Andenken Johann Martin Miller's wehmüthig feierten. Aber niemand konnte mir die Stätte zeigen, wo sie die Reste des lieblichen Sängers, von dessen Liedern sogar im Munde des Volks noch manche fortleben, der Erde wiedergaben. Nicht einmal ein schlichter Sandstein macht das Grab des Mannes kenntlich, der im Bundesvereine mit Bürger, Voß, den Stolbergen und Hölty zur Herbeiführung einer der erfreulichsten Epochen vaterländischer Poesie nicht unkräftig mitwirkte." (Siehe das Taschenbuch Minerva für 1828, S. 311 ff.) — Ich möchte hinzusetzen: Nicht bloß „nicht unkräftig," sondern durchaus original, denn jene Empfindsamkeit, die Miller hervorrief, ist an sich ein durchaus deutsches Element, und sein Hervorrufen war nur ein Wecken, zuweilen zwar ein unbeholfenes in breiten Romanen, in seinen Liedern aber oft ein leises und zartes.

Kehren wir zu Matthissons Nachricht zurück: Aehnliches haben wir schon oft gehört, die Leser rufen: „Nein, das ist doch zu arg!" oder härmen sich schweigend ab; wenige aber denken daran, daß es besser werden müsse. Man hat vorgeschlagen, Hotels in den Hauptstädten nach großen Poeten und Philosophen zu benennen, aber niemand ist dem löblichen Gedanken ernstlich nachgekommen, und noch immer fehlt es an

Gasthäusern zum „Herrn von Leibnitz," zum „Legationsrath Klopstock," zum „Hofrath von Schiller," zum „Professor extraordinarius Bürger" u. s. w. Wirthshäuser der zweiten und dritten Gattung, kleine Kaffee- und Kuchengärten; selbst — Ausspannungen könnten sich nach deutschen Poeten und Prosaikern nennen, doch müßte eine ästhetische Commission wachen, daß sie alle in ihren Schranken blieben, und nur ein bestimmtes Maaß von Berühmtheit verleihen und empfangen dürften. Noch zweckmäßiger scheint der Vorschlag, die verschiedenartigen Kunstwerke der Bäcker und Conditoren, das Roggenbrodt und Weizenbrodt, die Kuchen, Pasteten, Baisers u. s. w. nach unsern Poeten zu benennen. Auf diese Weise würde nicht bloß für deren Ruhm, sondern auch für die stete Erinnerung des Ruhms gesorgt, und niemand könnte mehr, selbst bei übelm Willen, vergeßlich und undankbar werden, weil selbst sein Magen dabei leiden möchte. Gefühlvollere Personen würden es in diesem Fall gut haben, und essend und trinkend, und seufzend und weinend über die Abgeschiedenen, die sie eben verzehrten, lieferten sie durch sich selbst ein anziehendes Gemälde. Da aber die Deutschen von jeher weniger gegessen als getrunken haben, so ist doch wohl die Vertauschung der Namen der verschiedenen Weinsorten mit denen der Schriftsteller der wirksamste Plan, das Bette der deutschen Ehre dauernd zu bereiten. Wir haben uns nur in unserer Gutmüthigkeit an Langoirans und Pujeaux, an Haut-Barsac und Haut-Sauterne de Madame de Lur-Saluces, an Hochheimer Dom-Dechant und Klaus-Johannisberger gewöhnt, aber wie ganz anders würden diese trefflichen Weine schmecken, wenn wir sie nach guten Romanen- und Tragödienschreibern benennen dürften! und sollten nicht Cramer und Spieß verdienen, daß wenigstens gute Liqueurs das Gedächtniß des Publikums auffrischen?

Indessen werden alle diese Vorschläge nichts helfen, denn man wird sie, wie bisher, für satyrisch ansehen, allein diese Satyre würde mit einemmale wegfallen, wenn wir nur bedenken wollten, daß wir nun doch einmal keinen Marmor und Alabaster, kein Gold und kein Silber übrig haben, und überhaupt so vergeßlich sind, daß wir selbst den unschuldigen Namen Miller in den Sandstein zu hauen versäumten *). Laßt uns deshalb aus der Noth eine Tugend, und nicht aus der Tugend eine Noth machen.

Da wir aber durch die vielen Melodramen und Criminaltragödien an das Entsetzliche gewöhnt sind, so ließe sich auch noch ein sehr heroisches Mittel, Unsterblichkeit zu begründen, vorschlagen. Man schneide nämlich jedem großen Schriftsteller — es versteht sich, nach seinem Tode — ganz gelassen den Kopf ab, und stelle ihn mit der Namensunterschrift in einem guten Museum auf. Der bloße Gedanke, einmal so geehrt zu werden, daß selbst Irokesen und Nadowessier nichts dagegen haben könnten, wird dem Leben zartgebildeter Autoren Jahre zusetzen.

§. 69.

Zu Chr. Fr. D. Schubart.

(Vergl. Bd. III. S. 334.)

Es ist beobachtenswerth, wie zuweilen bei angewöhnter und verschrobener Modepoesie dennoch im tiefen Herzen eine

---

*) Reisende erzählen und lassen auch wol drucken: man frage in Wien selbst nach Mozarts Grabmal — von einem Denkmal soll hier gar nicht die Rede seyn — vergeblich. — Ich hoffe noch immer und will gewaltsam hoffen, es walte dabei ein Irrthum, da hier, nach meiner unmaaßgeblichen Meinung, des, seit Shakspear, größten Genies der Erde gedacht wird.

gute Einfalt und richtiges Urtheil sich finden können. Wenigstens war es ehedem so, und z. B. bei Schubart dem Vater, von dem uns das Taschenbuch Minerva für 1828 einige anziehende Briefe mittheilt. Das Feuer in seinem Innern war gewiß rein, aber Form und Sprache für dieses Feuer in seinen gedruckten Gedichten gehört meistens jenem hyperboräischen Geschmack an, der Schwülstigkeit und Krampf für Erhabenheit ansieht. Wie rein, sinnig und gefühlvoll stellt er sich dagegen dar, sobald er diese Fesseln sprengt. So schreibt er z. B. an seinen Sohn: „Das servum pecus der Nachahmer und der kleingeistigen Acoluthen bildet schon eine ganze Heerde. Selbst Wieland ist in seinen neuesten Schriften, wie in den meisten alten — nur Nachahmer. Ich finde in seinem Peregrinus Proteus und in seinen Göttergesprächen nichts als das Wiederkäuen — schon tausendmal von ihm im Kreise herumgejagter Ideen."

Dieser Ausspruch ist nicht unwichtig, und läßt vermuthen, daß ähnliche Urtheile in Deutschland schon damals nicht selten waren, die nur noch das Tageslicht scheuten. Wer sich an die Polemik gegen Wieland vom Jahr 1798 an bis etwa 1800 und an ihren schnellen Erfolg erinnert, würde sich nicht gewundert haben, wenn er, wie jetzt, die Auskunft hätte haben können, daß die Schlegelsche Polemik, wenn auch nicht mit ihrem Witz und ihrer Bitterkeit, längst von Munde zu Munde ging. Nur dieser Witz und der Muth, die Kritik der Presse zu übergeben, entschied das Zusammenbrechen des Wielandischen Dichterthrones. Vergleiche man nun damit Schillers Dichtergeschick. Auch gegen ihn haben Reichbegabte, Gelehrte und Witzige, Jünglinge und Männer (an ihrer Spitze steht Herder) gewaltig angekämpft, aber seine poetischen Königshallen ruhen auf so festen Säulen, daß sie unerschüttert geblieben sind.

Der

Der Schluß des Schubartschen Briefes ist noch wichtiger und zeigt an, daß der wackern Herzenseinfalt auch ein sinnreiches Urtheil nicht fehlt:

„In der politischen Welt sieht es jämmerlich aus. Ich sehe in diesem Toben der Völker, in diesem Freiheitsgebrülle, in diesem überhand nehmenden Ungehorsam gegen göttliche und weltliche Gesetze — die Nacht der Zerrüttung und Barbarei sich nähern. Man stellt den Götzen Vernunft auf alle christliche Altäre und betet ihn an, wie die Japaner ihren Vitzliputzli. — Dieß alles läßt Gott geschehen, auf daß der Mensch bald aus den fürchterlichen Folgen einsehen lerne, was man ohne Gott vermag."

Und dieser Brief ist vom 9. Julius 1791! — Manches, was damals sich aussprach, und manche Handlung, die sich an den ausgesprochenen Gedanken rasch anknüpfte, mußte auch dem Bessern gefallen, sobald er sich mit der Geschichte des Tages begnügte. Aber Schubart blickte weiter vorwärts in die Zukunft, er ahnte die Jahre 1792, 93 ff., und wir dürfen sein Urtheil ein prophetisches nennen; im grellsten Widerspruch zu dem der lautesten Sprecher.

§. 70.

Zu K. Ph. Moritz, nebst Bemerkungen über einige frühere Urtheile über Göthe.

(Vergl. Bd. III. S. 393 ff.)

Wer ist wohl der deutsche Schriftsteller, der zuerst Goethe's Genialität und Eigenthümlichkeit ganz aufgefaßt hat? Nicht Wieland, wenn er gleich im Anfange sich höchst liebenswürdig gegen Goethe's höhern Genius benahm. Er las mit wahrer Herzenslust und Freude des Jünglings muthwillige Satyre: „Götter, Helden und Wieland," und pries sie in dem Kreise seiner Freunde und öffentlich als ein gutes aristophani-

sches Werkchen. Rührend ist es, wenn er um diese Zeit an seine erste Freundin schrieb, der Dichter, nach dessen Liebe er am meisten strebe, sei Goethe, und gerade der liebe ihn leider nicht. Ihm mußte unbekannt geblieben sein, daß Goethe sein Talent sehr ausgezeichnet finde, worüber dessen früheste Kritiken in den Frankfurter Zeitungen genugsam Aufschluß geben. Das Verhältniß, welches bald darauf zwischen beiden Männern entstand, war sehr freundlich; daß aber Wielanden das Verständniß der Göthischen Werke nicht ganz gelungen sei, zeigte sich bald, ja wir müssen ihm leider nachsagen, daß er schon das Höhere im Werther nicht erkannte, und gegen den sinnvollen Clavigo Scherze vorbrachte, denen man zu viel Ehre anthut, wenn man sie mittelmäßig nennt.

Herders Liebe für den Goethischen Genius würde reiner gewesen sein, wenn sie nicht durch das anfängliche fast unnatürliche Verhältniß, in dem er nicht selten den grämlichen Hofmeister spielte, getrübt worden wäre. (S. Goethe's Leben, Th. I.) Es ward ihm späterhin zu schwer, Goethe's Superiorität, so offenbar sie auch ist, öffentlich anzuerkennen. Was er im Stillen gethan haben mag, bleibe dahin gestellt; doch möchten sich bedeutende Zweifel erheben lassen, wenn man Herders Leben und Wirken im Ganzen kennt. Wie viel Edles auch in ihm war; das laute Anerkennen Goethe's finden wir nicht bei ihm.

Klopstock gefiel sich vielleicht zu sehr auf seinem poetischen Kaiserthrone, um den noch immer kritische Hofleute genug mit Weihrauchpfannen standen, als daß er sich hätte geneigt zeigen sollen, seinen Sitz mit einem Jünglinge zu theilen. An eigentliches Studium der Goethischen Werke war nicht zu denken, auch riß er sich nur zu bald von Goethe los, jenen „holden Leichtsinn" ganz verkennend, den Tasso als das schönste Geschenk der Vorsehung preist. Ueberhaupt hat Klopstock —

früherhin so liebenswürdig anerkennend — an allen deutschen Dichtern, die nach dem Jahre 1770 auftraten, (Leopold Stolberg vielleicht allein ausgenommen), wenig Wohlgefallen gehabt, was freilich leicht zu erklären ist, da er sie — fast gar nicht las, und wenig mehr studirte, als Tacitus, Luther und — Adelung. Die beiden ersten herrlichen Männer, um in Liebe, den letztern, um in Zorn und Haß stets jung zu bleiben.

Was Gleim, Uz und andere an sich sehr werthe Dichter über Goethe vorgebracht, haben sie wohl selbst nicht sehr wichtig gefunden, und wir wollen uns dabei wenigstens für jetzt nicht aufhalten.

§. 71.

Dagegen ist Lessings Ansicht von Göz von Berlichingen eben so kurz als erbaulich und entschieden, indem er (wie bereits oben erzählt worden) Ramlern nie verzieh, daß dieser das herrliche Werk nicht sonderlich liebte. Den Werther aber liebte Lessing nicht, worüber ein Brief an Eschenburg vom Jahre 1774 einen Aufschluß fast zum Erschrecken giebt, weshalb ich schnell davon abbrechen will, um endlich mit dem fast vergessenen Manne hervor zu treten, den ich wirklich für den ersten Versteher der Goethischen früheren Werke halte. Es ist niemand anders, als Karl Philipp Moritz. Dieser arme, kranke, von tausend wirklichen und eingebildeten Leiden gequälte, oft auch sehr verworrene Schriftsteller (man erinnere sich nur seines Benehmens bei dem Kampf über Spinoza) ist höchst anziehend, sobald er einen bestimmten psychologischen Gegenstand, z. B. sich selber, zu behandeln hat (s. Anton Reiser); und der so oft im Leben wie in der Kunst irrte, ist erfreulich klar, sobald er von Goethe's früheren Werken, oder wenigstens von einigen Einzelheiten in denselben redet, ja er

hat Stellen über Werther, die würdig wären mit in den Werther aufgenommen zu werden. Wer die „Leiden der Poesie" — ich brauche das Wort in Beziehung auf ihn nicht zu erklären — in ihrer furchtbaren Größe so innig fühlte wie er, der sah sich dafür auch zur schönsten Begeisterung erhoben, als er endlich Werke zum Genuß bekam, die alles das vereinten, wonach er als darstellender Dichter sein ganzes Leben hindurch vergeblich gestrebt hatte.

Es giebt einige, an sich nicht wichtige, doch oft erzählte Anekdoten, in denen Moritzens Liebe für Goethe sich in der Gestalt der Anbetung und Vergötterung unerfreulich und unbehülflich zeigt. Ich kann sie nicht widerlegen und muß sie als möglich dahin gestellt sein lassen; indessen wäre der Einwurf, den man etwa von jenen Geschichtchen her wider Moritz machen könnte, von keinem Belang. Goethe selbst ist dadurch keineswegs abgehalten worden, sich in seinen italienischen Briefen sehr günstig über ihn zu äußern, so wie nicht minder auch der strengere Herder in Briefen aus Rom an seine Familie ihn als einen sinnigen, liebevollen und lernbegierigen jungen Mann empfiehlt.

Vergessene Verdienste von neuem zur Sprache zu bringen, ist immer ein wohlthuendes Geschäft, und so möge auch diese kurze Notiz dem Leser nicht unwillkommen sein.

§. 72.

Zu Fr. H. Jacobi und M. Claudius.

(Vergl. Bd. III. S. 400 ff. und 279.)

Fr. Schlegel sagt in seiner weniger gründlichen als witzigen Recension des Woldemar, Jacobi gleiche, bei allen unbestrittenen Talenten, als Philosoph dem Romeo, der bekanntlich verlangt, daß die Philosophie eine Julia machen solle;

könne sie das nicht, so sei sie häggenswerth. Der Einfall ist ergötzlich genug; doch nur halb wahr.

Sollen wir in dem Gleichnisse bleiben, so würden wir sagen: Zwar maaßten sich die früheren deutschen Philosophen nicht an, eine Julia schaffen zu können, aber sie meinten doch, daß sie erst demonstrirt werden müsse, ehe wir sie glauben und lieben könnten. Niemand verstand diese Demonstrationen besser als Jacobi, und er zeigte mit großer Deutlichkeit, warum ihm alle jene mathematischen Demonstrationen (z. B. Christian Wolffs), sobald die Rede von göttlichen Dingen sei, nicht genügten. Er fühlte, jene Julia müsse ganz anders erworben werden, und jemehr sich dieses Gefühl dem Glauben näherte, je höher fühlte er sich, jenen Pseudo-Demonstrationen gegenüber. Er stand mit seiner Anschauung und seinem Glauben wenigstens ein Vierteljahrhundert ganz allein, und wie oft auch sein zartes Gefühl durch seine Widersacher verletzt worden ist, nie hat er sich irre machen lassen. Um so überzeugt zu sein, bedarf es einer Kraft, die wahrlich zu den Seltenheiten gehört.

Eher möchten wir Jacobi'n in seinen größern Momenten mit dem verbannten Herzog in „Wie es Euch gefällt" vergleichen. Dieser stattliche Herr befindet sich auf seinem blumigen Rasen im gesangreichen Walde so wohl, daß er darüber des Thrones vergißt, von dem man ihn vertrieben hat. Der Gedanke, daß er ihn doch jederzeit auch besitzen könnte, ist ohne Zweifel zu stolz, um ihn Jacobi'n zuzutrauen. Oft scheint es indessen, als sei er mit der Ahnung des Glaubens schon zufrieden; könne aber den alten, ächten, ganz einfachen Christenglauben vor lauter Bildung nicht finden. — Der herrlich einfache, schalkhafte und sinnvolle Matthias Claudius hatte, wenn ich mich so ausdrücken darf, beide Throne (jenen im Walde und in der Stadt) in einen verwandelt, er war König und Landmann, Jäger und Schäfer zugleich,

gleichsam ein aller äußerlichen Höheit entfremdeter Shakspear'scher fünfter Heinrich im Bürgerrock und mit dem Botenstab. Ihm, dem unscheinbaren Wandsbecker wie dem glänzenden Sieger bei Azincourt, stand alles gut, er mochte nun Spinoza prüfen oder den Frühling begrüßen u. s. w.

Friedrich Schlegeln möchten wir dagegen bescheiden fragen, ob die Julia, die er seit einer Reihe von Jahren gefunden zu haben glaubt, verdiene, daß er ihr Luthern und Goethen opferte.

§. 73.

Ueberhaupt ist der ganze Vorwurf, Jacobi habe von der Philosophie verlangt, daß sie ihm Julien machen solle, völlig unstatthaft, denn es war gerade sein größtes Bestreben zu beweisen, daß sie das nicht vermöge, und jene Julia, wenn wir noch einmal das Gleichniß festhalten sollen, ganz wo anders zu suchen sei. Daß er aber bei allem seinen Denken ein practisches Interesse hatte (man nehme dieses Wort im höchsten Sinn in Beziehung auf die göttlichen Dinge), soll ihm nur zur Ehre angerechnet werden, da der Gegensatz eines bloß und rein logischen Enthusiasmus in das Leere zerfällt.

Eine ganz andere Frage aber ist es, ob nicht J. zuweilen mit einer bloß gemalten Julia sich habe begnügen müssen.

Nicht minder wichtig ist der Umstand, daß J. nur durch äußere Anregung zum öffentlichen Schriftstellen veranlaßt wurde, und es knüpft sich daran die Frage, ob man ein bedeutender Schriftsteller zu werden vermöge, ohne lediglich durch innern Drang dazu getrieben zu werden? Dabei wolle man zuvörderst unterscheiden zwischen der schweigenden und redenden, der ungeschriebenen und geschriebenen, und der undruckbaren und der gedruckten Poesie. Warum sollte es nicht Männer geben, die im Besitz schönen Talentes sich selbst ganz im Stillen die in-

muthigsten Tragödien und Komödien vorspielen, aber der Lust entbehren sie aufzuschreiben. Ehe sie sich entschließen es zu thun, spielen sie schon neue Schauspiele sich selbst vor, und sind dabei so glücklich, daß sie keine Erhöhung ihres angenehmen Gefühls wünschen. Für diese Menschen ist allerdings eine bedeutende poetische Herausforderung wünschenswerth, dann geht es mit ihrem Schreiben oft recht rasch, und die Blüthen und Früchte fallen leicht von dem reichen Baume, der so lange geschont worden.

Ist auch Jacobi kein Dichter zu nennen, so gehört er dennoch als Charaktermaler und Philosoph hieher. Er, den die trefflichsten und berühmtesten Poeten und Philosophen schon als Jüngling mit Liebe und Verehrung betrachteten, und dessen Urtheil ihnen höchst wichtig war, fühlte sich dennoch bis zu seinem vierzigsten Jahre hinauf nur sehr selten gestimmt, seine Ansichten dem Drucke anzuvertrauen. Er war viel zu glücklich bei dem steten Gedeihen seiner eigenen innern Bildung, und viel früher als Goethe die schönen Worte seinem Tasso lieh, „sah er die Welt in seinen Freunden," und verlangte nicht, daß die anderweitige Welt sonderlich von ihm erfahre. Vielleicht kam auch eine gewisse Jungfräulichkeit der Empfindung, zuweilen wohl gar ein wenig Uebervornehmheit der Stimmung hinzu, die ihm verbot, sich als Schriftsteller mitten in die Menge hinein zu stürzen. So mußte denn jenes überaus wichtige Gespräch mit Lessing eintreten, und ihm als Gewissenssache erscheinen mitzutheilen, welche Bewandniß es mit Lessings philosophischen Studien gehabt habe. Er mußte dafür bekanntlich Anfeindungen aller Art erfahren, und in der edelsten Vertheidigung nicht etwa bloß sich — decken — daran war ihm nur wenig gelegen — sondern fechten für den reinen Heerd und Altar der Wissenschaft und des Glaubens, in so weit er ihn erkannte.

So zwang man ihn Schriftsteller zu werden, und daran thaten die Zwingenden vollkommen recht, welches dafür in ihrer eigenen zwanglosen Schriftstellerei nur selten auf ihrer Seite war.

Uebrigens ergiebt es sich deutlich, daß das höchste Ideal des Dichters dennoch nur in einer durchaus reinen innern Nothwendigkeit ruhen könne, wie bei Shakspeare, Cervantes u. a. Schrieb nicht der Letzte im Gefängniß und zu einer Zeit, wo er — kaum schreiben konnte, da er im großen Kampf bei Lepanto den Arm verloren; und würde er nicht selbst bei den Geten geschrieben haben, und zwar — ganz anders noch und besser als Ovid?

Dieselbe innere Nothwendigkeit besteht auch bei den Philosophen, Historikern und Rednern ersten Ranges immer.

§. 74.

Zu Jean Paul Fr. Richter.

(Vergl. Bd. III. S. 406 ff.)

Ein Wort über dessen Titan.

„Das ist zu interessant." — Dieser Vorwurf klingt sehr lustig, und tausend Schriftsteller möchten sich ihn wohl sehr gern gefallen lassen; in den meisten Fällen aber ist er Unsinn, oder streift doch wenigstens daran, während Ausdrücke wie „das ist zu gut" oder „zu schön" eben so unmoralisch als unwahr sind. Jenes „zu Interessante" trifft sich indessen doch wohl, und mich dünkt, der Titan leidet ein wenig an diesem süßesten aller Fehler. — Lianens Tod ist die vollendetste Schilderung einer seligen Himmelsleiter, und wir bedürfen der größten Ueberwindung, von dort aus wieder herab zu steigen in die finstern Thäler, wo die Menschen mit ihrem Jammer wandeln. Nur Schoppe und Roquairol tragen noch das letzte Drittheil des Buchs, vielleicht auch Linda, weil wir wis-

sen, daß diese drei gleichfalls untergehen müssen. Wie anziehend aber auch das Leben der anderen noch übrigen Personen sei, welches sich rettet, es ist doch nur an sich interessant, und was es dem Leser bietet, hält keinen Vergleich aus mit dem Gefühl, das wir auf dem angegebenen Gipfel des Buchs hatten. Möge Albano sich noch so sehr zu erheben suchen, und möge der Dichter ihn noch so sehr beschützen; nie werden wir glauben, daß er sich nach Linens Tod wieder erholt habe. Wie er nun einmal — und mit wie schöner Lebhaftigkeit! — geschildert worden ist und vor uns steht, vermag er das nicht.

§. 75.

Dessen Selbstbiographie.

Es ist vor kurzem das dritte Bändchen von „Wahrheit aus Jean Pauls Leben" (bei Josef Max in Breslau) erschienen. Diese kurze Anzeige sollte eigentlich genügend sein, um hunderttausend Leser und wo möglich auch Käufer anzureizen. Allein unser ruhiges Publikum ist nicht so leicht auf die Beine zu bringen, und will doch erst wissen quis? quid? cur? quomodo? quando? quibus auxillis? u. s. w. Man findet in früherer wie in neuerer Zeit recht artige Beispiele von kritischen Trompetenstößen, mit denen man die Schläfer hat wecken wollen; sie wachten auch wirklich auf, rieben sich aber dann verdrießlich die Augen und legten sich auf die andere Seite. Man hat sogar literarische Consular-Edikte erlassen, in denen das Studium und die Bewunderung gewisser Bücher weniger empfohlen als befohlen wurde, und es ließ z. B. der berühmte Thomasius dergleichen Imperative schon vor etwa 120 Jahren ergehen. „Meine Herren," sagte er einst zu seinen dreihundert Zuhörern, „es ist neulich ein vortreffliches Werk erschienen: „Arnolds Kirchen- und Ketzergeschichte." „Wer zwei Röcke hat, verkaufe einen und schaffe sich das Buch

an." — Die armen Einröckigen! doch vielleicht wären diese auch in der Weste und Hemdsärmeln dem eifrigen Manne willkommen gewesen.

Will ich nun das nachmachen? Mit nichten. Ich begnüge mich mit dem kritischen Optativus, da mir der Imperativ stets als unziemlich erschien. Auch bedarf es jetzt des Schreiens nicht mehr. Der größte Theil der Deutschen weiß oder ahnt wenigstens, was wir an Richter besaßen und ewig besitzen werden, und wenn auch noch die meisten den geliebten Dichter nur theilweise genießen, so scheint doch die Zeit nicht fern, wo Richter auch als wahrhafter Künstler in seiner Einheit und Ganzheit wird anerkannt werden. Man lese nur wie man lesen sollte: den Fixlein, den Siebenkäs, den Feldprediger Attila Schmelzle u. a., und man wird inne werden, daß auch der größte Reichthum an Menschenkenntniß und Humor nicht hinreichend ist, solche Werke zu schaffen. Dazu bedarf es eines Dichters.

Einst aber stand es in dieser Hinsicht sehr schlimm, und das ganze dritte Bändchen beschäftigt sich mit dieser für R. schlimmen Zeit. Richters Knabenzeit ging zu Ende, und fast niemand hatte das Genie in ihm geahnt. So geht es fast immer, ja ich will es nur gestehen, daß ich das höchste Mißtrauen zu den meisten als talentvoll ausgeschrieenen Knaben hege, es sind größtentheils leere, hohle Jüngelchen, und es wird wohl bei dem Goethischen Spruch: „es bildet ein Talent sich in der Stille," sein Bewenden haben. Aber im achtzehnten und neunzehnten Lebensjahre brach bei Richter die gährende Welt durch, und er mußte entweder ins Feld ziehen oder schreiben. Da es aber nicht gut möglich ist, um der einzelnen Genie's willen einen Krieg anzufangen, so muß die Feder statt des Schwertes dienen. Er schrieb die „Gröulandischen Prozesse" in zwei Theilen, und hatte auch das Glück einen

wackern Verleger für dieselben zu finden, den Buchhändler Voß in Berlin, einen Freund Lessings. Das war aber auch der einzige Sonnenblick für ihn in dieser Zeit, denn von dem Beifall und der Liebe, auf welche Richter durch sein Buch gerechnet hatte, war nicht nur nichts zu spüren, sondern es zeigte sich eher ein gewisses Mißgefühl bei dem Publikum, das den Autor als unheimlich betrachtete. Das Werk war vielleicht gar zu witzig.

Mögen denn die Deutschen den Witz nicht leiden? Sie mögen ihn sehr wohl leiden, aber mäßig, sparsam und nach gehöriger Vorbereitung. Schreibt jemand ein Buch von fünf- und zwanzig Bogen, so wird er gut thun, alle sechszehn Seiten einen Witz zuzuspitzen, der um so mehr wirken wird, wenn die vorhergehenden 15 Seiten eine gewisse ehrbare Nüchternheit und zierliche Langweiligkeit bei sich führen.

So sanft und behaglich eingedöset — verzeiht das plattdeutsche Wort — merkt man erst recht: „Nun kommt ein Witz!" und ein beträchtliches Lächeln bleibt nicht aus. So aber war es hier bei J. P. nicht; das ganze Buch glich einem unabsehlichen Meer von Salz, auf dem man nicht immer mit gleicher Fröhlichkeit im Schlitten fahren mag. R. selbst hat späterhin Aehnliches eingeräumt.

Was war nun zu thun? Richter schrieb fort und fort, trotz der Leerheit seines Zimmers und Magens, trotz des Mangels an Kleidung und Holz *). Wir wollen ihn deshalb zwar recht herzlich loben, doch nur mäßig, denn über der Wiege der deutschen Dichter hin haben sich sehr häufig Redlichkeit und Armuth die Hand gereicht, der rauhe Nord des Lebens hat sie umweht und stark gemacht, ja, wenn sie Humor ha-

*) Vergl. das Buch selbst und die Vorrede zu der neuen Auflage jener „Prozesse" und „der Teufelspapiere."

ben (und der ist deutschen Dichtern ganz unerläßlich), so bekränzten sie fröhlichen Muths den Altar der Göttin Penia mit den schönsten bunten Blumen. Wir Deutschen sind einmal ein armes Volk, und es macht uns Ehre, daß wir es sind; darum ziemt uns aber auch weder weichliche Klage noch täuschenwollender Prunk.

§. 76.

Unser Richter hatte jedoch bei seiner Armuth noch ganz andere und viel schlimmere Dinge zu ertragen. Zwar hatte er zwei Freunde gefunden, v. Oerthel und Vogel, die beide treugesinnt und wohlmeinend an ihm hingen, doch nicht im Stande waren für seine höhere Bildung thätig einzuwirken. Der Prediger Vogel zeigt sich als einen muntern, lebhaften Mann, der in Richter ein ungemeines, überreiches Genie sieht, dem aber dabei etwas wunderlich zu Muthe wird, weil er nicht recht erkennen kann, wo es jenem, der mit wahrhafter Innigkeit um strenge Kritik bittet, noch fehle. Oerthel erscheint überall sanft und liebenswürdig, läßt sich aber nicht auf Kritik ein, und will seinen Freund gar nicht anders haben, als wie es jenem gerade gefällt zu sein. Leider raffte ihn ein früher Tod noch in den Jünglingsjahren hinweg.

So schreibt denn Richter, wie gesagt, ohne alle höhere Ermunterung von außen, bald in Leipzig, bald in Hof immer frisch weiter, und eine Satyre nach der andern entströmt seinem Geiste. Sie machen alle, begleitet von den geistreichsten Briefen des Verfassers, die große Tour durch sämmtliche deutsche Buchläden, aber sie finden nirgends ein Unterkommen. Einige dieser Buchhändler werden auch hier genannt, und man sieht ordentlich, wie sie kopfschüttelnd in dem Manuscript blättern, und es dann rasch wieder einsiegeln, um nur der Sache los zu werden. Unser Dichter wird nicht ungeduldig, er schafft

immer neue Satyren und Empfehlungsbriefe, und kann ja, wenn nur erst wieder ein Packet auf der Post ist, von neuem hoffen, die unschuldigste Freude, die niemand wehren kann. Laßt uns die zurücksendenden Buchhändler nicht zu streng beurtheilen, denn allerdings mußte es in den achtziger Jahren manche Schwierigkeit haben, sich mit den Jean Paulschen Manuscripten sogleich zu befreunden. Nicht genug aber können die berühmten Gelehrten getadelt werden, denen Richter seine höchst bedeutenden Jugendwerke, begleitet von den liebenswürdigsten, offenherzigsten und wahrhaft bescheidenen Briefen, übersandte. Fast immer begegnete ihm Kälte, oder es erfolgte auch wol gar keine Antwort. — Hier möchte ich meine Feder nicht in Dinte, sondern in die ätzendste Lauge tauchen, um meinen ganzen Abscheu vor dem Betragen dieser sogenannten celebren Leute zu erkennen zu geben. Sind wir denn so überreich an genialen Schriftstellern, daß wir einem jungen, aufblühenden Talent kaltsinnig den Rücken zukehren dürfen? — „Aber es ist doch so manches widerstrebend in diesen jugendlich-unreifen Werken." Wohl; um so mehr habt ihr die Pflicht, dem Autor eure ehrliche Meinung, aber mit Liebe, zu sagen. Ein gutes Wort findet meistens eine gute Stelle, findet es sie einmal nicht, so thatet ihr doch eure Pflicht und könnt dann ruhig den Narren laufen lassen. Jene Pflicht aber sollt ihr thun, und in dem Soll sollt ihr die höchste Freiheit finden, ein Wort, das freilich nur durch die Liebe erklärt werden kann, die euch leider zuweilen fehlt, ohne welche jedoch nicht bloß jenes Wort, sondern — das ganze Leben unerklärt bleibt. Wollt ihr euch aber auf dieses höhere Prinzip nicht einlassen, so hört wenigstens die Stimme der Klugheit und fragt euch selbst: Was werden diese talentvollen Jünglinge, die ihr mit kalter Vornehmheit abwehrt oder gänzlich ignorirt, anfangen? werden nicht manche unter ihnen,

durch euer Beispiel verführt, zu heftiger Bitterkeit gegen euch sich aufgefordert fühlen? wie, wenn sich einmal ein großer Theil dieser Schaar verbrüderte, um nicht bloß gegen euch, sondern gegen die ganze alte Zeit anzukämpfen? Wärt ihr nicht an diesem ungeheuern Irrthum — in Beziehung auf das Object des Kampfes — mit Schuld? oder meint ihr etwa gar, es sei nicht viel daran verloren, wenn dergleichen Talente einen unrechten Weg einschlügen?

Jean Paul fühlte alle jene Schmerzen, die sowohl mit dem Ignorirtwerden als Mißverstandenwerden verbunden sein mögen; aber er ertrug sie wie ein ächter, körniger, genialer Jüngling, der in sich selbst die Kraft erzeugt, nicht bloß zu ertragen, sondern auch im Ertragen fortgesetzt thätig zu sein, thätig und heiter. Und so wage ich Richters Betragen in der Zeit von 1783 bis 95, in welcher er völlig unerkannt und doch kraftreich in dem kleinen Stübchen in Hof neben der spinnenden Mutter arbeitete, wahrhaft bedeutend und groß zu nennen. Ein langes, dürftiges Jahr verging nach dem andern, und er mußte sich fragen: Woher diese Kälte, diese Todesstille im Publikum in Beziehung auf Dich? während so manche geringhaltige geliebt und laut bewundert werden! wie, wenn Deine ganze Anschauung des Lebens und Deine Darstellungsweise den Deutschen so fremd wäre, daß sie dieselbe entweder gar nicht begreifen oder doch schlechthin nicht genießen möchten? und wenn auf diese Weise Dein ganzes Leben nicht der Gegenwart angehörte oder ihr feindlich gegenüber stände? — Ich will diesen Gedanken, der, wie ich glaube, sich unserm Richter zuweilen aufdrängen mußte, nicht weiter ausmalen; hat aber der Leser sich ihn ausgemalt, so wird er mir wahrscheinlich zugeben, daß ein solcher Gedanke bei einer minder kräftigen Natur völlig hinreichend gewesen wäre, das ganze Leben zu umnachten. Nicht also Er — laßt es mich wiederholen — er

bleibt in den Söhnen, dutzenden zwölf Jahren gesund und fröhlich, schaffend und lernbegierig, und — was alles entscheidet — menschenliebend.

§. 77.

Es giebt nur noch ein größeres literarisches Unglück, und das hat unser R. gottlob nicht erlebt. Dieses wühlet bei dem einst hochgefeierten Autor, dessen Dichterthron in späteren Lebensjahren erschüttert wird. Im Alter will der Mensch das Gesammelte, also auch des Ruhms rein genießen, und es ist gewiß ein großer Schmerz, sich darin gestört zu sehen *). Gewiß wird uns auch dann noch die Kraft bleiben, Unwürdiges abzuweisen; aber mit jener milden Freundlichkeit und vertraulichen Väterlichkeit, die dem Alter so wohl steht und immer neues Grün in die greisen Locken flicht, möchte es dann doch wohl vorbei sein. Zwar giebt es — und wer möchte zweifeln? — eine Jugend, die ewig ist, weil sie überhaupt ist, aber auch die Jugend nach dem Kalender ist wahrlich nicht zu verachten, sondern überaus reich an Trost, und wohl unserm R., daß seine Leiden in eine Zeit fielen, wo auch jene Kalenderjugend ihm tragen helfen konnte. Er stand über seinem Schmerz, und wie belohnend mußte das Gefühl sein, mit welchem er einst in der Blüthe seiner schönsten Manneskraft schreiben konnte: — „Ja in den kältesten Stunden des Daseins, in der letzten, ihr Menschen, die ihr mich so oft mißverstandet, kann ich meine Hand aufheben und schwören, daß ich vor meinem Schreibtisch nie etwas Anderes suchte als das Gute

*) Es bedarf wohl nur für wenige Leser des Zusatzes, daß hier von zwei sehr ausgezeichneten, mit Richter befreundeten deutschen Schriftstellern die Rede ist, die beide schon seit einer Reihe von Jahren heimgegangen sind.

und Schöne, so weit meine Lage und Kräfte mich etwas davon erreichen ließen, und daß ich vielleicht oft geirrt, aber selten gesündiget habe. Habt ihr wie ich dem zehnjährigen Schmerz eines verarmten, verhüllten Daseins, eines ganz versagten Beifalls widerstanden, und seid ihr, bekriegt von der Vergessenheit und Hülflosigkeit, so wie ich, der Schönheit, die ihr dafür erkanntet, treu geblieben?" (S. Jean Pauls Briefe und bevorstehender Lebenslauf, Gera und Leipzig 1799; in den gesammelten Werken, Theil 35, S. 187.) Und eine solche Stelle ist, wie es scheint, fast überlesen, und kein Recensent der damaligen Zeit, so viel ich auch nachgesehen, hat ihrer gedacht! — Hat nicht wirklich ein großer Theil des Publikums Aehnlichkeit mit der Königin Gertrud im Hamlet, von der selbst der eigene liebende Sohn sagen muß, daß sie des „Götterbettes müde werde und nach Wegwurf hasche."

§. 78.

Wie? eine Recension ganz ohne Tadel? geht das an? Soll ich etwa tadeln, daß hier auch zuweilen eines gewissen Details der Armuth gedacht worden ist? und soll ich etwa die wohlfeilen Späße mitmachen, die sich z. B. über die einmal mangelnden — Stiefeln so leicht bieten? dazu kann ich mich unmöglich entschließen, denn ich habe nun einmal jene Stellen mit wahrer Erbauung und Rührung gelesen. Alle irdische Dinge, bloß *als* irdisch und ohne höhere Beziehung betrachtet, sind Kleinigkeiten, das eine wie das andere, eine Million Goldstücke sowohl wie ein einziger Pfennig. Ihre Bedeutung gewinnen sie nur durch die Ansicht und Gesinnung des Betrachtenden, und so wird gerade der, der sich im Besitz der herrlichsten Seelenflügel weiß, jenen irdischen Quark am humoristischsten behandeln, aber auch zugleich dessen tragische Bedeutung, als nothwendig bedingenden Drang des Lebens, fühlen.

len. Kann nicht der Wunsch einen fernen Herzensfreund einmal wieder zu sehen unsere ganze Seele erfüllen? und ist es nicht schneidend-tragisch, so recht eigentlich modern tragisch, wenn wir dann durch den Mangel an Stiefeln gehindert werden ihn zu besuchen? der kerngesunde Richter wäre gewiß gern barfuß gegangen, aber wie würde das die spinnende Mutter gekränkt, wie würde dieser Aufzug eines theologischen Kandidaten die ganze Stadt Hof in Zornesflammen gesetzt haben!

Ueberhaupt sollten wir uns doch das Schicksal nicht gar zu aristokratisch gesinnt denken. Es waltet so gut in der Stube des Kandidaten Richter als im Palast des Dänenkönigs Hamlet, und sollte deshalb mancher es für sehr großstädtisch halten, die hier geschilderten Kleinstädtereien als der Darstellung unwürdig zu verwerfen, so würde ich meinerseits gerade jene Vornehmheit für ächt kleinstädtisch erklären.

Kann ich deshalb durchaus nicht in jenen Tadel des Buchs einstimmen, so will und muß ich dagegen einige wenige Blätter in dem Werk als sehr betrübend bezeichnen. Wir erfahren hier nämlich, daß der sonst so gründlich, tief und scharf denkende Richter als Jüngling und Kandidat der Theologie dennoch das eigentliche Wesen des Christenthums ganz verkannte. — — Traurige Zeit, die selbst auf einen Richter in dieser Hinsicht so einwirken konnte.

Hab' ich aber diesen Punkt erst rein vom Herzen weg und so kurz als möglich ausgesprochen, dann möcht' ich freilich wieder von vorn das freudigste Lob anfangen. Doch will ich mich begnügen hier nur noch einmal aufmerksam zu machen, mit welcher ächt teutschen Gründlichkeit und Sinnigkeit selbst schon der Knabe Richter sich der Poesie hingab. Ueberall waltet der Gedanke als Kern vor, und ein schönes Streben nach einer in Saft und Blut zu verwandelnden Gelehrsamkeit. — Ach wie anders heute! Wie oft werden uns jetzt

Gedichte als vortrefflich angepriesen, die gewissermaßen gar keinen Inhalt haben, oder wie ein matter Ton augenblicklich verhallen, oder wie Sperlingsgezwitscher lästig werden! es finden sich jedoch Kritiker, die dergleichen leere Lieder als ätherklar und Göthisch-rein (!) rühmen — Gott bessere es! und dieses Buch kann auch etwas dazu beitragen, indem es durch sich selbst erinnert, es sei doch eine hübsche Sache, sich schon in der Jugend um die ewige Jugend, und zu diesem Zwecke sich um ewige Ideen zu bemühen.

Endlich gebührt auch noch dem Verleger Dank für die Eleganz und Korrektheit des Druckes, ein Dank, zu dessen Abtragung man heut zu Tage nur selten Gelegenheit findet. Möge das vierte, fünfte u. s. w. Bändchen uns bald zu Theil werden! — Auch zu einem zwanzigsten Theile dürfte es an Stoff nicht fehlen.

Nachschrift. Und nun — so meldet die Zeitung — ist auch Otto, der Ordner und Herausgeber dieses Werks, dem verklärten Freunde gefolgt. Ich habe ihn nie gesehen, und kenne auch keine seiner wenigen Schriften. Wenn ich aber bedenke, daß ihn Richter bereits am Schlusse seiner unsichtbaren Loge bittend anredet, „hienieden immer bei ihm zu bleiben," und daß er liebend bei ihm blieb sein ganzes reiches Leben lang, so ist diese klar hervorgehende Tugend der Treue allein hinreichend, um ihn in seinem ganzen Werthe anzuerkennen. R. verstand sich auf die Freundschaft wie auf eine edle Wissenschaft und Kunst, und wer ihm Jahrzehnte lang als Freund vollkommen genügte, darf als sein würdiger Geistesbruder angesehen werden.

§. 79.

Zu Schiller.

(Vergl. Bd. III. S. 341 ff. Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands während der Jahre 1790 bis 1818. S. 39 ff.)

Es geht gewiß manchem Leser wie mir, dem es überaus schwer wird, Männer wie Jean Paul und Schiller zu den Todten zu rechnen. In dem Gemüth der Deutschen können sie nie sterben, und so ist es wohl am besten, d. h. am richtigsten, jene Dichter im höhern Sinn als ewig lebend zu betrachten. Hier aber mußte doch auch auf jenen Tod Rücksicht genommen werden, da wir jetzt nicht mehr sagen dürfen „Goethe und Schiller," sondern „Schiller und Goethe." Schillers Wirksamkeit ist jetzt noch so lebhaft, daß auch in den nicht bloß zunächst folgenden Blättern dieser Schrift oft auf ihn wird hingedeutet werden, sollte auch nicht immer sein Name genannt werden. Hier nur zuvörderst einige leichte Bemerkungen und Notizen über Schillers frühere Dramen, sodann ein paar kleine Fragmente, welche die Zeit und eines ihrer Urtheile über den Dichter angehen, oder doch in näherer Verbindung mit demselben stehen.

§. 80.

Geniale Unbeholfenheiten.

Sie finden sich besonders in den Jugendarbeiten trefflicher Dichter, und gewähren die köstlichste Ergötzung für diejenigen, die, selbst sittlich und ästhetisch gebildet, nur über Fehler der Vortrefflichen lächeln mögen. Schillers frühere Dramen öffnen hier eine reiche Quelle, aus der wir einige Tropfen schöpfen wollen.

In Kabale und Liebe rühmt sich die Lady, sie habe manche „gräßliche Ewigkeit auf den Galeeren" verkürzt. Wir haben uns vergeblich nach einem deutschen Fürsten umgesehen, welcher Galeeren gehalten, wäre aber wunderbarer Weise dennoch ein solcher aufgestanden, so würde ihm vermuthlich von Regensburg oder Wetzlar aus die Einführung solcher gräßlichen Ewigkeiten in unser liebes Deutschland versagt worden sein.

Im fünften Akt des Fiesco zieht der Graf von Lavagna um Mitternacht die Schelle (hier etwas vornehmer gesprochen: die Glocke) am Palast des alten Doria, der denn auch sogleich in eigener Person auf dem Balcon erscheint und mild anfragt: „Wer zog die Glocke?" — Ich gestehe, daß mich dieser Moment jedesmal zu großem Zorn und Mitleiden entflammt hat. Wo ist der Schweizer? Warum wartet er seines Amtes nicht? Wo stecken die anderen faulen Bedienten? welch' eine abscheuliche Wirthschaft herrscht in diesem Hause! Ist es nicht gottlos, daß der tugendhafte, achtzigjährige Greis (und noch dazu ein Herzog) in der Geisterstunde selbst aufstehen muß, um zuzusehen, wer draußen klingelt? aber wie bewunderungswürdig erscheint der alte Mann durch die Schnelligkeit, mit der er das Bette verlassen hat, und statt des Schlafrocks in den Purpurmantel gefahren ist! — Draußen warten seiner von Seiten des Fiesco überschwenglich hoffärtige Redensarten, die in der kühlen Nachtluft erhitzend doppelt schädlich auf die Nerven des werthen Greises einwirken müssen.

Daß in des Dichters genialstem Jugendwerke, den Räubern, die meisten Unbeholfenheiten vorkommen, ist bekannt genug; aber die größte von allen ist kaum öffentlich zur Sprache gekommen. Bei dem im höchsten Grade feindseligen Verhältnisse zwischen Franz und Amalia dürfte man vermuthen, sie werde sogleich nach dem Scheinbegräbnisse des alten Moor das Schloß des neuen Besitzers verlassen haben. Mit nichten.

Wir erfahren bald darauf, es seien bereits elf Monate seit jenem Scheintodesfalle verflossen, und das Fräulein ist gelassen geblieben wo es war, und hat diese ganze Zeit hindurch mit dem übel gesinnten und gefährlichen Franz unter Einem Dache gewohnt. Da sie, nach des Dichters Erklärung, sehr arm ist, so konnte von .... Miethzins oder anderweitigem Kostgeld natürlich nicht die Rede sein; weil sie aber, als tugendhafte Dame, von ihrem Feinde schwerlich etwas umsonst verlangt hat, so bleibt nichts übrig als anzunehmen, daß sie während dessen der Küche und dem Keller treulich vorgestanden. Ein Fräulein kann ferner nicht wohl täglich mit den Bedienten speisen, — obwohl sie ohne Zweifel die Gesellschaft des wackern alten Daniel nicht würde verschmäht haben. Die einzige ihrem Stande zukommende Gesellschaft im Schlosse, um mit ihr zur Tafel zu gehen, war deshalb nur der Graf Franz von Moor, und möge sie auch immerhin das Frühstück und den Abendthee still für sich eingenommen haben; das Mittagsmahl war doch nicht zu umgehen. Und so sehen wir deshalb diese beiden bedenklichen Personen mehr als dreihundertmal gemeinschaftlich speisen, wobei unsere Phantasie eine erfreuliche Arbeit bekommt, die Tischgespräche aufzuschreiben, mit denen sie sich ergötzt haben. Das anderweitige Gefährliche des so nahen Zusammenseins in Einem Hause wollen wir gar nicht einmal andeuten.

Genug für diesmal! doch möge noch wiederholt werden, daß nur, wer Schillers ganze Größe wahrhaft erkennt, und auch das letztgenannte großartige Titanenwerk *) wahrhaft zu

*) So nannte es der Schreiber dieser Zeilen schon zu einer Zeit, als manche, die es jetzt recht häufig so nennen, vielleicht noch kaum geboren waren, ein Umstand, den er angeführt, um sich darüber zu freuen, denn es kommt wenig darauf an, wer den Räubern zuerst Gerechtigkeit widerfahren ließ, wenn es nur überhaupt geschieht. Früherhin hatte man dieses ächt dramati-

achten im Stande ist, ein Recht habe, über jene einzelnen Unbeholfenheiten zu lächeln.

§. 81.

Notizen zur Geschichte von Schillers Räubern.

Im Jahre 1781 erschien bekanntlich die erste Ausgabe der Räuber; sie ward aber in Schwaben und der Umgegend so schnell verkauft, daß Norddeutschland nicht damit versehen werden konnte, und als noch in demselben Jahre ein Süddeutscher bei der alten (in Berlin erscheinenden) „Literatur- und Theaterzeitung" anfragte, ob nicht jenes Trauerspiel in dem genannten Blatte bald werde recensirt werden, empfing der feurige Mann, der nicht warten konnte, keine Antwort. Man bedurfte noch Monate, um sich von der ganzen Angelegenheit zu unterrichten, und erst am 16. Februar 1782 war die Redaction jenes Wochenblatts im Stande, folgende Nachricht über Schiller zu geben.

„Der Verfasser des Schauspiels: Die Räuber, welches nächstens zu Manheim auf Verlangen der dortigen Bühne bei „Schwan" ganz umgearbeitet erscheinen wird, ist der Regimentsdoctor Schiller zu Stuttgart, der eine neue Anthologie herausgeben wird, worin die meisten Gedichte von ihm selbst und von einem Feuer sein werden, wie man es vom Dichter der Räuber erwarten darf."

Jetzt ward nun auch das Stück, wie bekannt, wirklich in Manheim aufgeführt, und der Enthusiasmus loderte in lichten Flammen, denn die Mehrheit der Deutschen bewundert lesend nicht sonderlich; thut aber ein Uebriges, wenn sie etwas gesehen und gehört hat. So schreibt z. B. ein etwas

---

sche Drama meistens — vielleicht um sich als gebildet und fein zu zeigen — nur roh und gemein genannt.

unbehülflich gerührter Aesthetiker aus Manheim Folgendes: — — „Schwerlich hat je ein Stück in Deutschland mehr Wirkung auf dem Theater gemacht, als die Räuber; aber es ist auch noch kein Schauspiel in Manheim so gut gegeben worden als dieses, und Sie mögen denken was Sie wollen" — (wie leicht streift doch der Flammeneifer an die trockenste Grobheit!) — „ich zweifle, ob es an einem Orte in Deutschland so gegeben werden kann und wird, als hier. Iffland hat in der Rolle des Franz Wunder gethan, und daß Herr Böck den Räuber Moor ganz vortrefflich gemacht, daran werden Sie nicht zweifeln, denn das sind seine Rollen. (S. die genannte Zeitung vom 27. April 1782.)

Das Entzücken über das Werk selbst ward unter den deutschen Jünglingen fast allgemein, und nährte sich noch mehr an der Opposition mancher kältern Kritiker, die fast eben so albern tadelten als jene unbeholfen rühmten. Die tragische Wirkung mehrerer Aufführungen des Stücks zu Leipzig 1785 sind bekannt genug, doch meistens nicht ohne Uebertreibung erzählt worden. Das allgemeine Interesse für das Stück dauerte selbst 1789 noch unvermindert fort, und Goethe erzählt, daß er bei seiner damaligen Zurückkunft aus Italien fast in allen Gesellschaften von Franz Moor habe hören müssen, was den herrlichen Neuschöpfer Iphigeniens unendlich ermüden mußte.

Ich habe in den Andeutungen über Schillers sämmtliche Werke zu zeigen versucht, wo der Zauber in jenem kolossalen Werke liege, denn mit bloßem Achselzücken ist die Sache nicht abgemacht.

Wallenstein.

Das allereinfachste Wort über den Wallenstein steht im Wallenstein selbst. Sein äußeres Geschick erklärt sich durch seine eigene wie ein Richterspruch klingende Bemerkung:

— „mich verklagt der Doppelsinn des Lebens,"

so wie sein inneres Gesammtgeschick der furchtbare Ausruf entscheidend erhellt:

„verflucht wer mit dem Taufel spielt!"

Wir haben so viele ausführliche Kritiken über das genannte unschätzbare, zu stetem neuen Studium auffordernde Werk, daß diese Bemerkung vielleicht als die kürzeste gelten kann.

§. 82.

Reflexion über Reflexionen und Sentenzen.

Manche unserer neuern Poeten haben mit gar zu großem Vergnügen entweder selbst herausgebracht oder auch nur gehört, daß der Werth eines Gedichts keineswegs nach der Fülle von scharfsinnigen Reflexionen und geistreichen Sentenzen, die es enthält, bestimmt werden müsse. Die Sache verhält sich allerdings so, und es ist darüber unter den wirklich Stimmfähigen nie eine Uneinigkeit gewesen. Jetzt aber scheint es an der Zeit zu erinnern, daß es denn doch mit dem hellen Verstande, den Lessing z. B. in der Emilia Galotti zeigte, und der großartigen Vernunft, die Schillern im Wallenstein so manchen gediegenen tiefsinnigen Ausspruch eingab, gar keine üble Sache sei, und daß deshalb eigentlich nur die mit einem ähnlichen Verstand und ähnlicher Vernunft Begabten ein volles Recht haben tadelnd zu bemerken, wenn die Ueberfruchtung der Reflexion sich zu häufig in Sentenzen ausspricht. Bei Schiller und einigen verwandten großen Schriftstellern haben die Sentenzen auch oft eine ganz eigene allgemein menschlich tiefe Bedeutung, denn sie sind nicht durch einen bloßen philosophisch-witzigen Moment entstanden, sondern stehen da als Resultate seines ganzen Lebens, gleichsam als Leuchtthürme, die auch der erfahrenste Schiffer, selbst bei der ruhig-

sten Meerfahrt, wo er ihrer nicht bedarf, mit Rührung und Dank betrachtet. — Meint ihr, daß selbst die größte Menge von schlanken, netten, glatten, aber gedankenarmen Gedichten uns auch nur ein paar Acte der Piccolomini ersetzen können? Fragt nur gewisse alte kernhafte Deutsche, und ihr werdet schon vernehmen, warum ihnen Schiller so viel ist. — Vergeßt ferner nicht, daß, wenn ihr z. B. gelassen und leichtsinnig hinwerft, Schillers „Reich der Formen" sei kein rechtes Gedicht und gefalle euch nicht, dergleichen Aussprüche ganz unersprießlich sind und Keinem frommen, sobald ihr nicht auch beweist, daß ihr Kants Kritik der Urtheilskraft und Schillers Briefe über ästhetische Erziehung genau *versteht*, wozu, wie sehr ehrenwerthe Männer behaupten, außer dem philosophischen Genie auch noch eine besondere Anstrengung und *Zeit* gehöre.

§. 83.

„Aber jene kernhaften Deutschen, mit ihrer metaphysischen Tendenz, zeigen sich doch mitunter unpoetisch genug, und ziehen wohl gar Schillern Goethen vor!" Dieser Irrthum soll allerdings bekämpft werden, und ist auch zuweilen mit wahrem Glücke und siegender Kraft bekämpft worden; aber wie ihr es größtentheils anfangt, schadet ihr nur, oder erbittert gar zu der Antwort, ihr verständet nur Schillern nicht und glaubtet unbedingt an die unbefleckte Empfängniß *jedes* Goethischen Gedichts. Ihr könnt ohne Zweifel Goethe's Werke nie genug studiren; aber auch in dieser Beziehung möchte ich euch vor allen Dingen das „Leben" des größten Altmeisters zur Betrachtung empfehlen, in welchem er das höchste Muster von Gerechtigkeit und Milde gegeben, und jedes Talent, das ihm einst begegnete, wenn es nur ein bestimmtes Etwas ist, mit wahrer Lust und Freude anerkannt hat. — Wie meint ihr ferner wohl, daß Goethen zu Muthe sei, wenn ihr ihn so oft

auf Kosten seines edeln, so früh heim gegangenen Freundes lobt? Ihr glaubt gewiß selbst nicht, daß er sich darüber freuen könne, und thut es nur aus einem Ueberschwang der Liebe; nur solltet ihr auch nicht vergessen, daß es Aeußerungen der Liebe giebt, die selbst bei dem Geliebten Verdruß erregen müssen.

Das Beste und — Schwerste wäre jedoch, wenn wir uns sämmtlich so viel Verstand und Vernunft anzuschaffen suchten, um im Nothfalle auch in Sentenzen nicht bloß mit Seneca, sondern auch mit Schillern wetteifern zu können, damit man uns nicht etwa sage, wir wären nur zu metaphysisch schwach, um wie diese uns zu vergehen. Dann aber wollen wir erklären, daß Vergehen doch immer Vergehen sei, und die allerreinste Lebens- und Todesanschauung keiner so zahlreichen Leibwache von Sentenzen bedürfe. Sind wir aber Dramen- und Romanendichter, dann wollen wir gleichfalls bedenken, daß es Charaktere giebt, die wenigstens für eine gewisse Zeit bloß in Sentenzen leben, so lange ihnen das Handeln verboten oder unmöglich gemacht worden ist, z. B. Julius Cäsar in Shakspears Trauerspiel. Es gehört denn doch auch mit zu den Requisiten des Dichters, daß er solche Charaktere schildern könne; und welchen Genuß bereitet uns Shakspear, daß er auch dieser Aufgabe vollkommen gewachsen war.

Genug! ihr versteht ja, denk' ich, auch die leisesten Andeutungen, und so bedarf es keiner Ausführlichkeit.

§. 84.

Pestalozzi's letzte Schrift und Tod.

Die Berliner Zeitung vom 28. Februar 1827 erzählt ruhig, wie es einer Zeitung geziemt, daß Heinrich Pestalozzi in einem Alter von ein und achtzig Jahren seinen Lauf beendigt habe. Auch um die Leiche eines Kindes und Jünglings soll nie bitterer Schmerz laut werden; wie viel weniger um die

Leiche eines Greises, den wir uns ruhig einschlummernd denken dürfen. Dennoch ist der Schmerz um diesen Geschiedenen nicht ohne einen besonders scharfen Stachel. — Schreiber dieses hat nie zu seinen enthusiastischen Verehrern gehört, die von seiner Methode ein entschiedenes neues Heil für die Welt erwarteten, er hat weder ihn noch sein Institut jemals gesehen, und kann deshalb auch nicht beurtheilen, in wie weit diese Erziehungsanstalten den gerechten Wünschen entsprechen. — Das aber ist ihm stets deutlich gewesen, sowohl durch eigene Prüfung der früheren Schriften des Erziehers, als durch die Erzählung glaubwürdiger Männer, die ihn kannten, daß wir in Pestalozzi einen Mann besessen haben, der sich durch Verstandeshelle und Gefühlstiefe, durch Unermüdlichkeit in der Anstrengung und Uneigennützigkeit in allem Thun und Treiben auf das Rühmlichste auszeichnet, und daß (um doch auch einer Einzelnheit zu gedenken) die Darstellung in seinen Volksbüchern, z. B. Lienhardt und Gertrud, eine Einfachheit, Kraft und Lebendigkeit beurkundete, die über alles gewöhnliche Lob hinaus ist.

Ist er nun aber als Greis sanft eingeschlafen, woher noch jener oben angedeutete Stachel über den Verlust? Nicht deswegen hauptsächlich, weil die letzten fünf und zwanzig oder dreißig Jahre seines Lebens eine ununterbrochene Kette von Kummer und Verdruß bildeten (obwohl es allerdings ein sehr betrübender Gedanke ist, daß ein bejahrter Mann und Greis so sehr viel zu leiden hat), denn auch hier hilft und tröstet die Unantastbarkeit der Idee, die durch das Leben eines so ausgezeichneten Mannes hätte gehen können; sondern es wird jenes trübe Mitleid erzeugt durch sein eigenes letztes Buch (Leipzig, bei Fleischer, 1826). — In dieser traurigen Schrift läßt er uns die einzelnen Foltergrade seines Lebens mit durchmachen, lobt wie ein gutes Kind Viele, sehr Viele, die neben ihm

wirkten, und tadelt einige Wenige*) mit Wehmuth und wundem Herzen, um endlich die Waffen gegen sich selbst richten zu können. So hart, so bitter geht auch der heftigste Feind, wenn ihm noch der Anstand geblieben, mit einem rechtlichen Manne nicht um, als hier Pestalozzi der Greis mit sich selbst umgegangen ist, und die Wunden, die er sich selbst schlägt, sind kaum zu zählen. Es ist schmerzlich auch nur daran zu denken, und ich kann nicht verhehlen, daß mir bei der Lektüre dieses Buches — der König Lear eingefallen ist, welche Welttragödie mir freilich oft in die Gedanken kommt. Zwar war der brave Schweizer darin glücklicher, daß nicht seine eigenen Kinder gegen ihn wütheten, aber er hat doch auch Scenen erlebt, die an jene furchtbare Gewitterscene wenigstens erinnern können. Wenn endlich Lear die markdurchschneidenden Worte spricht: „ich gab euch Alles," so erhöht das freilich unser Mitgefühl gar sehr, allein er und wir haben doch den Trost, daß dieses „Alles" sowohl von ihm selbst, als von sämmtlichen übrigen Personen als etwas Großes anerkannt wird. Pestalozzi aber sagt — wenn auch mit andern Worten — „ich gab euch Alles, und fast Alles war ein Irrthum."

Möge irgend ein wohlgesinnter Mann, der ihn genau kannte, die gerechte, reine Grabrede über ihn halten; ich selbst kann es nicht; ich will nur meine lieben Landsleute bitten — was hoffentlich auch nur für wenige nöthig ist: Glaubt Pestalozzi'n nicht, wenn er in verworrenen Jammerstunden sich verurtheilt, sondern prüfet selbst mit Unbefangenheit und Gerechtigkeit. Es giebt Stunden, wo auch ein sonst starker

*). In wie weit P. in diesem Lob und diesem Tadel recht hatte, vermag ich nicht zu entscheiden. Hier ist lediglich von der trüben Empfindung die Rede, in welcher der sonst kerngesunde Mann unterging.

Mensch wie ein abgehetzter, wund geriebener, blutender Hirsch in sich zusammenstürzt, und wenn er dann sich selbst anklagt, wollen wir ihm nicht glauben, wenigstens nicht ohne die sorgfältigste Prüfung, ja es sei uns eine Freude, den Sachwalter für ihn — gegen ihn zu machen. — Laßt uns überhaupt wohl bedenken, daß der wahrhaft wackere Mensch immer am strengsten mit sich selbst verfährt, und daß diese Strenge ihn in gewissen Fällen sogar zur Härte verleiten kann. Nicht bloß der vielfach gekränkte Greis Pestalozzi bietet uns ein solches Beispiel, auch der starke, helle, fröhliche Jünglingsmann Lessing zeigt uns ein ähnliches, wenn er am Schluß seiner unschätzbaren Dramaturgie alles, was er bisher für die deutsche Bühne geleistet habe, für höchst unbedeutend erklärt, mit dem Zusatze, er danke Gott, daß er den ganzen „Plunder" vergessen habe. Darf ein solcher Ausspruch Einfluß auf unser Urtheil haben? Wahrlich, dann verdienten wir, daß wir auch im Gegensatze gezwungen würden, den Hinzen und Kunzen zu glauben, die ungenirt und laut genug ausschreien: „Wir haben euch herrliche, prächtige Sachen gegeben, bewundert doch!" — Wollt ihr ihnen den Willen thun?

§. 85.

Nachschrift.

Gehört aber Pestalozzi hieher? Ohne Zweifel, — weshalb auch in den frühern Theilen dieses Buchs, so wie in den „Umrissen" über die pädagogischen Richtungen bei den Deutschen einiges mitgetheilt wurde. Pestalozzi fand den Basedowianismus bei uns vor, er sah die unzusammenhängenden Bestrebungen, die Fetzen von Naturkunde, die man für Naturwissenschaft ausgab, das Physiko-theologische Geschwätz, das als Religion galt, u. s. w. und welches jetzt den frühern gründlichen Unterricht in der positiven Religion, in der Gram-

matik und den alten Sprachen ersetzen sollte. Ihm, dem Geistreicheren, konnte das unmöglich genügen; leider aber setzte er an dessen Stelle nur Besseres, nicht das Beste oder überhaupt das Rechte, das der frühern Erziehung wenigstens als Ahnung im Hintergrunde lag: die Erfassung des ganzen Menschen. — Die meisten dieser Erziehenden und ihrer Schüler wollten urtheilen, und konnten noch nicht einmal sinnlich anschauen, deshalb ging sein Streben zuerst auf dieses Anschauungsvermögen und dessen methodische Ausbildung, über welches sehr Nöthige er nur leider oft genug das Nöthigste, den reinen Geist und das poetische Gemüth vergaß. Die Naturwissenschaft, die ohne höhere Mathematik kaum denkbar ist (außer wenn etwa ein vollendetes Genie wie Goethe sie behandelt), wurde ihrem alten Adel doch etwas näher gebracht, und jenes Physiko-theologische Gerede, obwohl er es sich leider gefallen ließ, äußerte sich wenigstens verständiger. So steht P. den meisten seiner pädagogischen Zeitgenossen gegenüber, nicht ohne bedeutende Vorzüge da; mangelhaft aber in Beziehung auf das Ideal, so wie nicht minder auf die Idee, welche, wie gesagt, der frühern deutschen Erziehung zum Grunde lag. — Wer diese genau kennen lernen will, mache sich vertraut mit dem, was Luther über diesen Gegenstand ausgesprochen hat. Es sind freilich nur Andeutungen, im edlen, einfältigsten Ton geschrieben, aber von unschätzbarem Werth, weil sie den Mittelpunkt der großen Angelegenheit treffen.

§. 86.

Hochmuth und Kälte.

Es ist in diesem Werk zuweilen die Rede gewesen von der besondern Gunst, welche die Deutschen den Todten schenken, und wie selbst die solidest kältesten Personen, wenn sie von abgeschiedenen Poeten hören, einige Empfindsamkeit blicken

lassen, die man ihnen sonst gewiß nicht vorwerfen kann. Kommt es vollends an den Tag, daß jene todten Leute bei Lebzeiten viel Kummer und Herzeleid, kalte Stuben und kalte Speisen, und überhaupt nicht viel zu beißen und zu brechen gehabt haben (übelgesinnte Recensenten und zarte Herzen ausgenommen), so werden sie für den Augenblick ordentlich weichmüthig. Sie meinen, es sei doch Schade um die armen Schelme, und hätten sie nur früher von der Misere gehört, wer weiß was sie würden gethan haben! —

Heut zu Tage, in der gegenwärtigsten Gegenwart, scheint auch dieser letzte Tropfen von Sentimentalität selten zu werden, und man hat sich glücklich davon befreit. Die Sache ist auch so schwer nicht. Möge ein Mensch noch so groß und herrlich, ja, möge er von göttlichem Feuer beseelt gewesen sein; ist er todt, so hat er doch die schlimmste Eigenschaft, die man sich nur denken kann, das Todtsein nämlich, und der seichteste Gesell, der noch auf zwei gesunden Beinen steht, hat eine Eigenschaft und ein Besitzthum, das er auch für Luthers und Shakspears Nachruhm nicht hingeben möchte, — das Annoch-Vorhandensein.

Indessen bedarf es nicht immer einer so tiefen moralischen Versunkenheit, um das Andenken an edle Todte kalt abzulehnen oder mit sogenannter Philosophie zu verweigern. Wir leben in der Sonnenhelle des Moments: den wollen wir erfassen und genießen; die Todten hatten auch einmal so einen und haben sie ihn nicht genossen, so ist es ihre Schuld. Wir können nichts mehr dazu thun. — Schillers tiefer und schwerer Geist ist uns dabei freilich unangenehm genug, und wir beweisen häufig — es kostet uns bei einem Glas Zuckerwasser kaum fünf Minuten — daß er wenig oder gar keine Poesie hatte; zwei gute Zeilen hat er jedoch gemacht:

Wir, wir leben! unser sind die Stunden,
Und der Lebende hat Recht.

Wir brauchen freilich keine solchen Stammbuchsverse, um unsere Ansicht zu schützen; doch mag es diesmal darum sein u. s. w.

— Man sieht leicht, es waltet bei dieser Ansicht nichts weiter vor, als der pure, klare Egoismus; nur dickhäutiger wie sonst, weshalb er sogar sich nicht einmal mehr die Mühe giebt, seine Sünde ein wenig zu putzen, denn wie groß auch die Sünde der Heuchelei sein möge, immer beweist sie doch durch die Mühe, die sie sich giebt, einen gewissen Respekt für den Gedanken der Sittlichkeit, mit welcher Scheu man sich jedoch heut zu Tage nicht mehr sonderlich in Unkosten setzt.

Was das angeführte Schillers-Wort betrifft, so ist es auf seinen reinen Lippen ein sinnig wehmuthsvolles Wort. Auf den Lippen mancher momenthaschenden Leute von Jetzt ist es dem schrillenden Mißton einer ästhetischen Diebspfeife ähnlich.

Aber nicht bloß zu dem Andenken an edle Todte, sondern auch zur Dankbarkeit an dieselben möchte ich wohl aufmuntern, doch ist zu fürchten, daß Einige das bloße Wort Dankbarkeit nicht ohne Gähnen lesen können, ja es giebt auch heut zu Tage wohl noch Regans und Gonerills, die sich in ihrer Hoheit dadurch gekränkt fühlen. Wer weiß auch, ob wir nicht bald einmal eine scharfsinnige Schrift bekommen, in welcher bewiesen wird, daß jene weltbekannten, welthistorischen Damen gar so übel nicht gewesen sind, sondern gegen den alten grämlichen, sich selbst absetzenden König halb und halb recht gehabt haben. Zum Glücke wird es in Deutschland nie an Kents und Edgars fehlen, die die Sache anders ansehen, auch an Bessern und Klügern nicht, als jene sonst Wackern waren.

§. 87.

§ 87.

Zu Goethe.

Das vorige Fragment konnte eine gewisse Herbheit nicht ganz verläugnen, doch tröstete, hoffe ich, der Schluß, so wie der Gedanke an die Trefflichen, die nicht bloß einem engern Kreise der Gebildetsten, sondern dem gesammten wackern Deutschland nie verloren gehen können.

Aber in das volle Leben und in das süßeste Gefühl desselben ruft uns der Name Goethe, und der bloße Gedanke, daß er noch unter uns waltet, erfüllt jede Brust mit dankbarer Freude. Lassen wir die Reihe seiner Werke an uns vorüber gehen, so ergreift uns eine wohlthuende Bewunderung der überreichen Begabung eines Mannes, der so Herrliches vollenden konnte, und da wir bei ihm gewohnt sind, an Zeus und die Himmlischen alle zu denken, so mischt sich zuweilen gar einige Furcht ein, daß jene Unsterblichen ihren Genossen immer noch viel zu früh uns entreißen möchten, da er gewissermaßen schon auf Erden einer der Ihrigen geworden ist, und stets Theil an ihren Geheimnissen genommen hat. — Indessen weicht diese Phantasie zum Glück bald der bessern Idee, und der „Neid der Himmlischen" (ohnehin ein verletzender Gedanke) schwindet wie ein Nebelbild vor der reinen christlichen Hoffnung, daß die Vorsehung, die ihn so beispiellos reich ausstattete und die ihn uns so lange gönnte, auch noch lange uns erhalten werde, und so sei denn das alte Glück, welches wir durch seinen Besitz genossen, auch ein Pfand des neuen.

Goethe's Wirksamkeit hat sich seit seinem Greisenalter nicht nur nicht vermindert, sondern in gewisser Hinsicht sogar vergrößert. Er hat an Mittheilungslust gewonnen, und verschmäht nicht sein Urtheil abzugeben über einzelne Richtungen und Erscheinungen unserer jetzigen künstlerischen und wissen-

schaftlichen Zeit, und es hat sich nach und nach ein edel-vertrauliches Verhältniß zwischen ihm und dem Publikum gebildet.

Dieses schöne Verhältniß ist nicht ohne Anerkennung geblieben, und mancher laute Dank ist vernommen worden, aber auch Mißverständnisse sind zur Sprache gekommen, zu deren Lösung vielleicht ein kleines ernstes Wort beitragen könnte.

§. 88.

In Goethe's Werken sind bekanntlich nur wenige Sentenzen, und ich würde etwas sehr Ueberflüssiges thun, wenn ich ihn deshalb vertheidigen wollte. Aber unter den wenigen ist vielleicht keine berühmter geworden und hat so allgemein angesprochen als folgende:

Von jener Macht, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Sehen wir den Gedanken nur obenhin an, so finden wir darin nicht viel mehr als einen wohllautenden Nachhall der stoischen Lehre, und es fällt uns vermuthlich allen der bekannte Spruch ein:

Fortior est qui se quam qui fortissima vincit
Moenia nec virtus altius ire potest.

Betrachten wir ihn aber genauer, so fragen wir zu besserer Auflösung: „Was also soll der Mensch besiegen?" Sich selber. „Warum das? ist denn der Mensch sein eigener Feind?" Sobald er nur in sich selbst, auf sich selbst und durch sich selbst allein leben möchte. — Richard III. meint zwar, es sei eine unwiderlegliche Sache, Richard liebt Richard, doch irrt er sich schmählich; aber auch der reich begabteste, von allen Musen und Grazien getragene Mensch bedarf jener Selbstüberwindung, damit ihm durch seinen Sieg ein höheres Selbst werde, und zwar durch das Leben in Gott. „Wie aber können wir in Gott leben?" Nur die Liebe zeigt und bahnt

den Weg zu diesem seligen Leben, das in der Zeit schon die Zeit besiegt hat. — Goethe's Liebe, wie er sie jetzt seinen Deutschen zeigt, ist befruchtend wie ein warmer Frühlingsregen.

Lege ich etwa in jene herrlichen Zeilen zu viel hinein? Gewiß nicht. Goethe war nie Zeno's Anhänger, und hat deshalb sich nicht begnügt, dessen großartige Einseitigkeiten zu wiederholen. Er legte das schönste Allseitige hinein, und das sollen wir heraus lesen. Ob aber nicht andere Sentenzen oder ganze Blätter in seinen Werken auf andere Wege hinzudeuten scheinen? Diese Frage soll uns nicht irre machen, da die ganze unnachahmlich schöne Zueignung und jener Ausspruch als hauptsächliche Confession voll testamentarischer Wichtigkeit gelten dürfen.

Wenden wir uns jetzt zu einem der bedeutendsten Goethischen Verhältnisse, wie es von ihm in den neuesten Zeiten zur Sprache gebracht worden ist:

§. 89.

Goethe und Shakspear.

Es ist in Deutschland seit Lessings Zeit so viel Eifer und Fleiß für Shakspear sichtbar geworden, und die Liebe für ihn ist insonderheit in den letzten dreißig Jahren so sehr gewachsen, daß wir ihn nicht mehr als einen Fremden betrachten dürfen. Sollte es noch zu früh sein, ihn schon jetzt im Ganzen den Unsrigen zu nennen, so dürfen wir uns doch der Hoffnung überlassen, daß diese Zeit nicht mehr fern sein werde. Aber auch wie die Sachen jetzt stehen, ist er nebst Goethe der entschiedenste Genius der Deutschen, und man kann in der Geschichte der neuern deutschen Literatur keinen Schritt gehen, ohne Spuren seines edeln Wirkens oder — Spuren von Op-

position gegen ihn wahrzunehmen. Eine vortreffliche Uebersetzung, so wie manche geistreiche Kritiken sind selbst dem größern Publikum werth geworden, und die vorzüglichsten Bühnen haben mit glücklichem Erfolg gewagt, einige der ansprechendsten Werke des Dichters, ihrer Urgestalt genähert und nur mit bescheidenen Auslassungen, ganz wie es Lessing bereits 1758 wünschte, zu geben.

Während wir uns so einer gerechten Freude überlassen, erhebt sich mit einemmale das Gerücht, unser edler Altvater und Altmeister Goethe mißbillige Manches bei diesem deutschen Eifer, und insonderheit habe er keinen Gefallen an den möglichst unverkürzten Bühnendarstellungen der Shakspear'schen Werke. Es erhob sich darüber einiger Streit, und es gab Erhitzte, die — ganz gegen allen Goethischen Geist — mit dem bloßen Namen des geliebten Dichters schrecken wollten, was jedoch natürlich nicht gelang. Bei so bewandten Umständen soll man sich zuvörderst eine genaue Ansicht der Actenstücke selbst zu verschaffen suchen, weil, wie bekannt, die mündliche Sage durch Wiedersagen, selbst bei dem besten Willen genau zu referiren, gar leicht entstellt werden kann. Die Sache verhält sich also:

§. 90.

Goethe hatte, bereits als Jüngling im höchsten Grade reich begabt, nicht bloß ein edles Verständniß des brittischen Dichters bekundet, sondern es war ihm gelungen, bei tüchtig bewahrter reiner Selbstständigkeit, einen Roman und ein Drama zu geben, deren umfassender Geist und Darstellung zu der ehrenvollsten Vergleichung mit den Werken des Britten aufforderte. Auch in der Folgezeit zeigten sich überall Spuren seiner großen Liebe für den Dichter, bis er endlich im Wilhelm Meister, in dem Tone feiner, sinnvoller Geselligkeit, doch stets

in Beziehung auf die redenden und handelnden Personen, ausdrücklich den Weg zeigte, auf welchem Shakspear'sche Charaktere zu entwickeln sein möchten. Dann nach einer Reihe von Jahren gab er eine Bearbeitung von Romeo und Julia, die zwar nicht gedruckt, doch als Eigenthum des Publikums anzusehen ist, sodann auch einen Aufsatz über Shakspear als Dichter überhaupt*), mit den Alten und den Neuesten verglichen, bis endlich 1826 (s. „Kunst und Alterthum," Band V, Heft III, S. 69 ff.) die viel besprochenen Bemerkungen über Shakspear als Theaterdichter folgten. Wir geben hier die Quintessenz. — Weil man ihn als Dichter unbedingt verehren kann, so muß man in Beziehung auf das Theater die Bedingungen erwägen, in die er sich fügte u. s. w.; Bemerkungen über Epos, Dialog, Drama, Theaterstück. Er ist am meisten dramatisch, und durch seine Behandlungsart das innerste Leben hervorzukehren, gewinnt er den Leser; die theatralischen Formen erscheinen ihm nichtig, und so macht er sich's bequem, und man läßt sich's geistig genommen mit ihm bequem werden u. s. w. Wir wissen ihm Dank, daß er unsere Geisteskräfte auf eine so würdige Weise anregt. Genau aber genommen, so ist nichts theatralisch, als was für die Augen zugleich symbolisch ist: eine wichtige Handlung, die auf eine noch wichtigere deutet. Daß Shakspear auch diesen Gipfel zu erfassen gewußt, bezeugt jener Augenblick, wo dem todtkranken schlummernden König der Sohn und Nachfolger die Krone von seiner Seite wegnimmt, sie aufsetzt und damit fort-

*) Die Aufschrift: „Shakspear und kein Ende," kann befremden, doch nur wenn wir nicht bedenken, daß nach Jahrhunderten gewiß auch Aufsätze mit dem Titel: „Goethe und kein Ende," erscheinen werden. Unsere Nachkommen werden dabei gewiß auch sehr ruhig bleiben.

stolzirt. Dieses sind aber nur Momente, ausgesäete Juwelen, die durch viel Untheatralisches auseinander gehalten werden. Shakspear's ganze Verfahrungsart findet an der eigentlichen Bühne etwas Widerstrebendes; sein großes Talent ist das eines Epitomators, und da der Dichter überhaupt als Epitomator der Natur erscheint, so müssen wir auch hier Shakspear's großes Verdienst anerkennen, nur läugnen wir dabei, und zwar zu seinen Ehren, daß die Bühne ein würdiger Raum für sein Genie gewesen." —

§. 91.

Nach diesen Ansichten kann uns das Folgende kaum noch befremden, denn die sinnvoll kühne Vergleichung des alten Königs Lear mit dem neuern Shakspear'schen Schauspiele gleiches Namens gehört durchaus nicht zu den befremdenden, sondern ist ganz wie wir sie erwarten mußten. Ueberraschen aber kann es, daß Goethe annimmt, Shakspear habe jenes alte Stück nur redigirt, da doch im Gegentheil die Ueberzeugung nahe liegt, daß es von ihm als Jüngling verfaßt worden ist, eine Ansicht, die bekanntlich Tieck zum erstenmale mit Bestimmtheit ausgesprochen hat. Das Wort, welches Goethe ferner zu Gunsten des alten Lear vorbringt, muß mir wohl ganz aus der Seele gesprochen sein, da ich in meinem Werk über Shakspear gleichfalls eine innige Liebe für dies einfache, sanfte Stück ausgesprochen habe; nur beklage ich, daß Goethe es ein wenig auf Kosten des neuern Lear vorbringt. Zwar findet er nicht minder, daß durch die Weglassung der ersten Scenen (die Verschenkung des Reichs u. a. enthaltend) der Charakter des Stücks aufgehoben werde; dennoch soll Schröder recht behalten, daß er die Scene ausließ, denn in derselben erscheine Lear so „absurd," daß man seinen Töchtern in der Folge nicht ganz unrecht geben könne u. s. w. Ich

kann dieses Urtheil nicht theilen, denn wenn, wie eingeräumt worden, der Charakter des Stücks nunmehr „aufgehoben" worden ist, so können wir, selbst in dem — nicht zuzugebenden — Falle, es wäre uns nur durch jene Veränderung eine schöne, dem Mitleid bequemern Eingang bahnende Tragödie gegeben, doch unmöglich billigen, daß diese sich gleichfalls nach dem König Lear *nenne*, den man doch nun einmal um seinen Charakter gebracht hat. Was sich übrigens zur beruhigendsten Erklärung jener sogenannten Absurdität sagen läßt, ist bereits von mir früher auseinander gesetzt worden. Indessen erkennt ohne allen Zweifel Goethe mit längst gewohnter Tiefe und Klarheit, wie sehr recht Shakspear mit jener ersten Scene hatte, und es würde Eulen nach Athen tragen heißen, ihm darüber eine Vorlesung halten zu wollen. Er will jene Scene nur nicht auf der *Bühne*, wie sie einmal ist, und in dieser Hinsicht können allerdings getrennte Meinungen statt finden.

Goethe schließt den Aufsatz nicht ganz ohne Unmuth, er spricht von dem Vorurtheil, welches sich seit vielen Jahren auf der deutschen Bühne eingeschlichen, daß man Shakspear Wort für Wort aufführen müsse, und wenn „Schauspieler und Zuschauer daran erwürgen" sollten. — Wir erwiedern darauf mit billiger Bescheidenheit, aber auch bestimmt, daß wir trotz der sorgfältigsten Nachfragen keinen Autor haben auskundschaften können, der die Prätension des „Wort für Wort" gemacht habe, und selbst Wilhelm Schlegel, der in früherer Zeit (etwa um 1798) darin am weitesten gegangen ist, hat doch in dem Abdruck des Hamlet für die Berliner Bühne (1799) erklärt, daß einige — wie ich sie nennen möchte — ungenirte riesige Ausdrücke mit mäßigern könnten vertauscht, und die schlimme Unterredung des Prinzen mit Ophelien vor dem Anfang der „Mausfalle" sehr verkürzt oder ganz ausgelassen werden. Da aber Goethe ein für allemal die Sache behauptet,

so müssen wir ohne Zweifel zugeben, daß ihm mehrere solche Forderer begegnet sind. Im Unmuth über diese schlägt er deshalb zu unserm nicht geringen Erstaunen, als das einzige Mittel Shakspearn auf der Bühne zu behalten, vor, seine Schauspiele lediglich nach der ..... Schrödterschen Bearbeitung zu geben, wodurch gewissermaßen alles, was während der letzten Jahrzehnte für den Dichter in Beziehung auf die Bühne geschehen ist, unnütz gemacht sein würde. Bleibe man aber bei dem Eigensinn, so werde Shakspear in wenigen Jahren von der Bühne verdrängt sein, „welches denn auch kein Unglück wäre, denn der Einsame oder gesellige Leser werde an ihm desto reinere Freude empfinden."

§. 92.

Dieses letzte Wort ist für das Verständniß des ganzen Aufsatzes entscheidend, und hebt fast alles Erstaunen auf, welches er sonst erregen könnte. Goethe's Ansicht von Shakspear als Dichter, und namentlich als dramatischem Dichter, von ihm, den er noch vor wenigen Jahren den „Meister aller Meister" nannte, hat sich nicht geändert. Das verstand sich freilich von selbst, aber es ist doch vielleicht nicht überflüssig von neuem darauf aufmerksam zu machen, damit einige ganz arme, aber etwas kecke Scribenten, die nicht begreifen können, was man wohl so ganz besonders Vortreffliches am Shakspear finde, nicht etwa Muth bekommen zu meinen, Goethe denke wie sie. Er hat es lediglich (man verstatte die Wiederholung) mit dem Theater, wie es sich zuweilen im Raum und in der Zeit gestaltet, zu thun, und so sei mir denn erlaubt auch meine bescheidene Ansicht über den Bühnen-Shakspear mitzutheilen. Zuvörderst werde erwogen, daß man, um überhaupt über Shakspear mit einigem Erfolg zu reden, alle seine Werke ohne die mindeste Ausnahme dergestalt in sich aufgenommen haben

muß, daß sie zuletzt in Saft und Blut verwandelt und unser völliges Eigenthum werden. Ist dies geschehen, so wollen wir mit Liebe bedenken, was er wohl mit seiner Liebe in unserer Zeit für unsere Zeit gethan haben und ihr nachgegeben haben würde, um von den Brettern herab — die erst durch ihn die Welt bedeuten — zu dem Publikum reden zu können. Da aber der edle Todte schweigt, so müssen wir versuchen statt seiner zu antworten, und hier wird uns bei gehöriger unerläßlicher Pietät das einfachste Tactgefühl am sichersten leiten. Hat z. B. der Dichter im Hamlet zur Vervollständigung des Charakters seines Helden gezeigt, wie eine untergehende Seele selbst sein eigenes Heiliges, die Liebe zu Ophelien, grausam zerfetzt, indem er sogar die Geliebte zum Anhören zuchtloser Reden zwingt, so werden wir als denkende Leser das ganz vortrefflich finden; haben wir aber die Absicht das Stück auf die heutige Bühne zu bringen, so müssen wir es entweder ganz tilgen oder doch nur sehr vorsichtig andeuten, wohl wissend, daß diese Tiefe des Dichters mißverstanden werden oder wohl gar ein widerliches Gelächter hervorrufen würde. — Ist ferner Hamlet wirklich zu bewegen nach England zu schiffen, was wir bei seiner im vierten Acte vorwaltenden Erschöpfung vollkommen glauben, so müssen wir fürchten, daß diese Gabe der genauern Auffassung dem größern Publikum nicht gegeben sei, und daß vielleicht die Abentheuer auf jener Reise und die rasche Zurückkunft nach jenen Scenen Manche im Parterre zur Verdrießlichkeit bewegen werde u. s. w. Wir werden deshalb gezwungen sein, bei der Einrichtung des Stücks für das Theater diese Sachen zu tilgen.

§. 93.

Wenn nun auf diese, hier nur obenhin angedeutete Weise ein ächter, mit philosophischem Geist, Welt- und Theaterkennt-

niß, besonders aber mit Pietät ausgestatteter Bearbeiter die Sache unternähme, so hätten wir vielleicht nach fünf oder zehn Jahren sämmtliche Shakspearische Schauspiele auf unserer Bühne. — — Hat aber Schröder in seinen Bearbeitungen nach dieser Weise verfahren *)? Gewiß nicht. Er erkannte in Shakspear einen Mann, der, im Besitze der tiefsten Menschenkenntniß, treffliche Situationen anlegen und durchführen könne, die dem Schauspieler die schönste Gelegenheit geben seine ganze Macht zu zeigen. Das hat er redlich gethan, und dafür den gerechten Beifall der Theaterfreunde um das Jahr 1776 ff. richtig empfangen, während die heute lebenden gleichfalls nicht vergessen sollen, daß er sich dadurch auch um sie ein Verdienst erwarb. Jetzt aber, da jene Periode glücklich durchgemacht worden ist, ihn auch noch heute mit seinen Bearbeitungen auf die Bretter zurück zu rufen, würde, da so manchem im Parterre Shakspear selbst in der Ursprache bekannt geworden ist, ein erfolgloses Bestreben sein. Man kann doch auch wahrlich mit Recht sagen, daß dieser Hamlet, dieser Lear in ihrem Grund und Boden von Schröder angegriffen und verwundet worden sind, weshalb eigentlich der Komödienzettel am besten thun würde, den Namen Shakspear ganz auszulassen. Auch könnte allenfalls der Titel verändert werden und es heißen: „Hamlet, Titularprinz von Däne-

*) Daß Schröder ein sehr großer Schauspieler war, bezweifle ich durchaus nicht, da bewährte Kenner, die ihn gesehen, es versichern. Wie es aber mit seinem poetischen Geschmack im Allgemeinen aussah, darüber geben doch manche Umstände, z. B. daß er, obgleich von Schiller selbst ersucht, nie als Wallenstein auftreten wollte und auch das ganze Stück nicht aufführen ließ, daß er Kotzebuen weit über Iffland stellte, daß er den Menschenhasser, den Gouverneur in Benjowsky, den Syndicus in den „Verläumdern", häufig und mit besonderer Vorliebe für die Stücke selbst spielte u. s. w., unwillkommenen Aufschluß.

mark," „Lear, ein unglücklicher Bürger, der sich in seiner Gemüthskrankheit einbildet jemals König von Brittanien gewesen zu sein."

Will uns also Goethe ungeachtet dieses allen (was schwerlich Widerspruch finden wird) zu den Schröderschen Bearbeitungen zurückbringen, und ist es ihm ein Ernst damit, so bleibt mir nichts übrig als das aufrichtige Geständniß, den edeln, herrlichen Meister diesmal nicht zu verstehen. — Wie aber, wenn es eben nun nicht als baarer Ernst sollte aufgefaßt werden? Wenn hier ein Moment der Verstimmung — ein solcher kann ja auch wohl den größten Mann einmal berühren — mitgewirkt hätte, und dadurch eine Ironie gegen das deutsche Theater überhaupt erzeugt wäre, von der sich auch in den „Wanderjahren" einige Spuren finden? — Freilich kann, wer so unendlich viel für die Deutschen und nebstbei für ihr Theater gethan hat wie Goethe, Augenblicke haben, in denen er ungeduldig werden mag, und es ist in jedem Falle ein eben so einfacher als vortrefflicher Gedanke, daß, wenn es mißlingen sollte Shakspearn ganz für unsere Bühne zu eignen, das eigentliche Studium und der reine Genuß seiner Werke durchaus nicht leiden und das stille Lesekabinet durch ihn zu neuen Ehren kommen werde. Daher schreibt sich auch das kräftig kurze Urtheil über

Arden von Feversham, Shakspear's Jugendarbeit. Es ist der ganze reintreue Ernst des Auffassens und Wiedergebens, ohne Spur von Rücksicht auf den Effect, vollkommen dramatisch, ganz untheatralisch.

Und gleich darauf:

Shakspears trefflichsten Theaterstücken mangelt es hie und da an Facilität: sie sind etwas mehr als sie sein sollten, und eben deshalb deuten sie auf den großen Dichter. — So läßt Goethe uns also in keinem Falle ohne Trost, und ich

freue mich doppelt darüber, da ich ähnliches oft in meinem erläuterten Shakspear geäußert habe.

§. 94.

Woher aber diese geringe Hoffnung für die deutsche Bühne in Beziehung auf Shakspear? Wir finden am Schluß des Aufsatzes, daß — wie bekannt, in dem Sinne, der oben angedeutet wurde — ein Versuch gemacht worden ist, Romeo und Julia für das Weimarsche Theater zu redigiren, und es solle demnächst entwickelt werden, warum diese Redaction auf dem deutschen Theater nicht gegriffen. Hierin wage ich unserm edeln Meister zu widersprechen, denn obwohl ich selbst und manche andere für diese Redaction noch einige unerfüllte Wünsche hegte, so ist sie dennoch überall mit dem größten Erfolg und Dank aufgenommen worden. Auch hat sie seit dem Jahre 1816 auf der Bühne dergestalt „gegriffen," daß sie schon längst als Lieblingsstück des Publikums anzusehen ist, und wie es sich hier in Berlin ergeben, so hat auch das Wiener, Dresdener, Leipziger Publikum geurtheilt. Es möchte keinem Director zu rathen sein eine andere Bearbeitung unterschieben zu wollen, und selbst manche wünschenswerthe Veränderung, z. B. die Wiederherstellung der schönen, ironisch-milden Schlußscene, wo sich die grauen Häupter der beiden verarmten Häuser versöhnen, würde vielleicht Jahre brauchen, um sich dem Publikum anzugewöhnen. Indessen ist Romeo keineswegs das einzige zu einem Eigenthum des Publikums gewordene Shakspear'sche Schauspiel; Heinrich IV. erster Theil versammelt meistens eine zahlreiche Zuhörerschaft, der Kaufmann von Venedig, der nur mit geringen Auslassungen und bequemen Zusammenfügungen gegeben wird, hat seit 1810 sich völlig reine Bahn gebrochen, und auch das größere Publikum, durch den herrlichen Genius emporgehoben, nimmt den regsten und vollsten Antheil

an demselben, so daß es sich gewiß keine andere, weniger treue Bearbeitung würde gefallen lassen. Nicht minder erfreute, ja, man darf sagen: entzückte vor einigen Jahren in schnell hinter einander folgenden Darstellungen König Johann, und wenn dieses unschätzbare Drama späterhin wieder von der Bühne zu verschwinden schien, so sind daran gewiß nur Zufälligkeiten schuld, denn das Publikum hat seine Freude an dem Stück deutlich genug ausgesprochen, und wir dürfen deshalb diese unbestreitbaren Facta, so wie einen ähnlichen glücklichen Erfolg, den Julius Cäsar in Dresden gehabt haben soll, Goethe's ungünstigern Erfahrungen entgegensetzen. Möge er mit gewohnter Güte unsere fröhlichern Hoffnungen aufnehmen, die jedoch wahrlich keine sanguinischen Hoffnungen sein sollen. Es ist nur ein guter Anfang gemacht worden, und möge nur der Himmel, wie vor Schläfrigkeit, so vor zu großer Eilfertigkeit uns bewahren, damit nicht Rückschritte veranlaßt werden, die in einer Angelegenheit wie diese die schlimmsten Folgen haben könnten.

Traurig ist es und dem deutschen Charakter, demzufolge man doch unter andern guten Dingen immer gründlich lesen soll oder gar nicht, gänzlich zuwider, daß manche diesen Goethischen Aufsatz nur durchblättert und lediglich an einige zürnende Ausdrücke sich gehalten zu haben scheinen. Den überraschenden und hier merklich bedrohlichen Schröder ausgenommen, zeigt der Aufsatz nur von einem geringen Glauben an die deutsche Bühne, und in dieser Hinsicht mehr gute Hoffnung zu hegen, und diese Hoffnung mit freudiger Ehrerbietung gegen Goethe selbst auszusprechen, mag verstattet sein. Noch giebt es andere, hoffentlich nur wenige Leser, welche über den Aufsatz so sehr im Dunkel sind, daß sie meinen, Goethe habe überhaupt seine ehemalige Liebe für Shakspear nunmehr demselben zwar nicht gerade aufgekündigt, doch größtentheils zurück

genommen. So etwas spricht sich hie und da nach, es ist aber, wie sich von selbst versteht, kein wahres Wort daran. Eine Liebe, die sich verändern könnte, wäre nie eine gewesen.

§. 95.

Sind wir deshalb mit diesem vielleicht zu berühmt gewordenen Aufsatze in's Reine gekommen, — und er ist sehr bald zu verstehen, sobald wir ihn nur mit der Ironie lesen wollen, in der Goethe ihn geschrieben, — so will ich auf ein anderes Wort hinweisen, das gewiß schon vielen rechten Lesern Freude gemacht hat, und das ich für weit richtiger halte als das frühere. Es sind die wenigen, aber gehaltvollen Blätter über die vor kurzem der Welt geschenkte Ausgabe des Hamlet vom Jahr 1603, in welchen Goethe unter andern über das so schnell bekannt gewordene: Enter the ghost in his nightgowne (der Geist tritt ein in seinem Schlafkleide) mit einer Liebenswürdigkeit commentirt, daß wir das von ihm erklärte Wort gracious ganz auf ihn anwenden dürfen. Aber noch höher als selbst die Bedeutung dieses Ausdrucks stehen die Schlußworte, die, wie ihn, so alle abermals überzeugen werden, daß Shakspear, gleich dem Universum, das er darstellt, immer neue Seiten biete, und am Ende doch „unerforschlich bleibe: denn wir sämmtlich, wie wir auch sind, können weder seinem Buchstaben noch seinem Geiste genügen." (Kunst und Alterthum, Band VI, Heft I.) Hätte nicht Goethe diese Worte geschrieben, so wäre es möglich, daß selbst gewisse mystische Liebhaber und liebhabende Mystiker sich dieselben zum Trostblatt erwählten; so aber werden sie schwerlich den Muth dazu gewinnen, weil sie wenigstens so viel von Goethe wissen, daß er, in reiner Sonnenhelle lebend, niemals geneigt sein kann ihnen ihre Fahne vorzutragen. Auf der an-

dern Seite aber mögen jene engbrüstigen, Oellampenschimmer für Sonnenlicht haltenden Aufklärereitreiber, welche auch Shakspearn gerade so begreifen wollen wie sie das Einmaleins begriffen haben, über das Goethische Wort erschrecken. Dieser Schreck könnte heilsam sein. — Die Mittelstraße ist immer die beste, weshalb wir auch nicht scheuen sollen dies alte ehrliche Sprichwort zu rechter Zeit auch von neuem zu gebrauchen. Nur die Kritik, welche als Poesie selbst gelten darf, soll wagen den Epitomator der Natur zu commentiren.

Endlich aber soll es auch an die ächte Bescheidenheit erinnern, ohne die es keine Liebe giebt, und ohne die Shakspear schlechthin nicht zu erschauen ist.

§. 96.

Kurze Bemerkungen über einige der bekanntesten Shakspear-Uebersetzungen und Bearbeitungen.

Ist Shakspear oben der unsrige genannt oder wenigstens behauptet worden, daß wir hoffen dürfen ihn bald den unsrigen nennen zu dürfen, so ist es auch ohne Zweifel folgerecht, einige der deutschen Bemühungen um ihn näher zu bezeichnen, wenn auch nur in prosaischen Epigrammen. Seit Lessing wagte niemand mehr ihn zu ignoriren oder ihn mit herkömmlichen schlechten Witzen anzufallen; seit Goethe aber, der in seinem Götz so höchst ehrenvoll mit dem Alt-Britten gerungen hatte, war die Begierde zu wissen, was Sh. geleistet, in Deutschland allgemein geworden, und so ist denn seit jener Zeit mancher Versuch gemacht worden, ihn in deutscher Sprache reden zu lassen.

Wir haben eine deutsche Uebersetzung seiner Werke, in welcher der Dichter erscheint wie etwa ein genialer Knabe, der vor einer neumodigen vornehmen Gesellschaft deklamiren und Kunststücke machen muß. Das gefällt den Leuten so ziem-

lich; aber der Hofmeister (Uebersetzer), der ihn producirt, stört alle fünf Minuten durch vorlaute Anmerkungen, in denen er um Entschuldigung bittet, daß der sonst hübsche und kluge junge Mensch so entsetzlich roh sei.

In einer zweiten Uebersetzung spricht der Dichter seine trefflichen Sachen oft so seltsam unbehulfen und steif aus, daß man kaum begreift, wie er bei so köstlichen Gedanken und Bildern zu einem so farblosen Styl gekommen ist. — Die schlimmen Gesellen, mit denen Fallstaff gefochten haben will, sollen allerdings in Steifleinwand gekleidet gewesen sein; aber unsern lieben William wollen wir nicht so angethan sehen.

In Lenz's (Goethe's Jugendfreundes) Bearbeitung der „verlorenen Liebesmüh" ist Shakspear hie und da wirklich, wenn auch nicht en face, doch en profil zu sehen; allein viel öfter tritt Lenz dazwischen und zeigt sein eigenes Gesicht, das, wenn auch angenehm und geistvoll, doch nicht Ersatz gewähren kann für das verdrängte Shakspear'sche.

In des — sonst gar trefflichen und unersetzlichen Gottfried August Bürgers Macbeth scheint der Held bei Otto von Wittelsbach in die Schule gegangen zu sein. Die Hexen aber haben von gar keiner Schule (selbst von der schönen liberalen Shakspear'schen nicht) wissen wollen, und geberden sich deshalb so ungenirt, daß man sich wundern muß, es habe ein so vornehmer Herr wie der schottische Generalissimus sich mit ihnen abgeben mögen. An sich sind ihre Verse rasch, lebendig, bunt und kräftig; nur — wie gesagt — für Macbeth nicht gut genug.

In den Bearbeitungen des Othello, mit denen man sich während des achtzehnten Jahrhunderts behalf, ist dieser Feldherr — (in welchem jeder Pulsschlag und jeder Blutstropfen afrikanisch glüht, während er die europäische Bildung gleichsam

nur

nur historisch aufgefaßt hat) zu einem kranken Löwen geworden, dem man die Tatze beschuht und die Mähnen frisirt hat.

In einer neuern Uebersetzung der sämmtlichen Werke des Dichters erscheint derselbe zwar wie ein sehr interessanter Mann (denn der Uebersetzer verstand allerdings gut Englisch und arbeitete fleißig), aber wie etwa ein interessanter Schwindsüchtiger, der nur wenig Leben besitzt und alle Farbe verloren hat. In dieser Uebersetzung klingt die Sprache des Antonio nicht viel anders wie die des Shylock, Coriolans kriegerische Tuba tönt nicht stärker als Romeo's Liebesflöte, und dem Kaliban will das Fluchen, das er doch so lange schon geübt, nicht sonderlich gelingen.

Als den allergrausamsten Feind des Dichters aber zeigte sich der Gothaer Bearbeiter, denn er hat ihn, wie Othello Desdemonen, wenn auch nicht wirklich erdrosselt — das ist bei Achill und Shakspear nicht möglich — doch erdrosseln wollen. Dieser Mann hatte in meinem erläuterten Shakspear gelesen, daß zwischen Macbeth und seiner Gattin eine geheimnißvoll bedeutsame Neigung walte, die der Dichter mit tiefem Gefühl, aber auch mit weiser Besonnenheit nur leise angedeutet habe, und es sei hier kein Wort zu wenig und keins zu viel. Der Gothaer aber läßt sich nicht warnen, und hilft dem von dem armen Dichter viel zu kümmerlich ausgestatteten Macbeth und der nicht minder dürftigen Lady mit seinem Reichthum aus, indem er ihnen bald ein: „O mein geliebtester, theuerster Gemahl!" bald ein „O meine geliebteste, theuerste Gemahlin!" leihet. Ich weiß nicht, ob dergleichen Mißgriffe lächerlich sind, denn ich habe erst nach langem Schauder und Entsetzen zum Lachen kommen können.

§. 97.

Die Schlegelsche Uebersetzung bietet zu viel Schönes und Löbliches, als daß sie in dieser Reihe, und noch dazu in klei-

nen prosaischen Epigrammen könnte würdig anerkannt werden; nur der traurige Umstand, daß Schlegel es hat über das Herz bringen können, mit dem siebzehnten Stück abzubrechen, möchte vielleicht als trübes, bitteres Epigramm betrachtet werden. Schreiber dieses, wenn er ein solches Uebersetzertalent hätte wie S., würde sich selbst durch die interessantesten indischen Studien nicht haben abhalten lassen fortzufahren. „Unvollständige Sprecher" liebt bekanntlich auch Macbeth nicht (Act I), und es wäre wohl möglich, daß Shakspear einst diese Worte gegen Schlegel geltend machte. Doch wir wollen nicht weiter an so Trauriges denken, sondern dem trefflichsten poetischen Uebersetzer Glück wünschen, daß ihm ein Freund geschenkt worden ist, der auf dem von ihm gebahnten Wege fröhlich fortzuarbeiten vermag *).

Wie? und kein Wort über die Voßische Uebersetzung? Es scheint gefährlich, denn nachdem ein paar überschwenglich rühmende Recensionen vor etwa acht Jahren getönt hatten, läßt sich auch nicht Eine Stimme mehr über dieselbe vernehmen.

Und Schall und Knall und Jagdgebrülle
Verstummt! — auf einmal Todesstille!

Das ist in keinem Fall zu billigen, aber mit Epigrammen ist es hier nicht abgethan. Ich selbst will für jetzt nichts weiter thun als Folgendes: Vor mir liegt des siebenten Bandes erste Abtheilung, die ich redlich nicht bloß durchgelesen, sondern durchstudirt habe. Dabei gab es viel Freude über die große Gelehrsamkeit der gesammten Voßischen Familie, über die Auf-

*) So schrieb ich vor etwa einem halben Jahre; jetzt (Mai 1827) vernehmen wir, daß Schlegel dennoch seine herrliche Arbeit fortsetzen werde. Möge, was wir hoffen, Erfüllung finden. Späterer Zusatz. Die Hoffnung scheint verschwunden. —!

hellung mancher schweren Stellen u. s. w. — aber die Sprache! was man so die deutsche Sprache, sodann die dramatische Sprache überhaupt und die Shakspear-Sprache insbesondere nennt, wie steht es mit der? Ich lasse das Buch auseinander fallen und finde zufällig (es ist keine Redensart, sondern wirklich zufällig) S. 60: „Cassio. Lieber wollt' ich selbst bitten um meine Verwerfung, als betrügen einen so guten Befehlshaber mit einem so schlechten, so versoffenen und so unbesonnenen Officier. Saufen! und wie ein Staar plappern! krakeelen!" u. s. w. Sollte Cassio wohl das Zeitwort so seltsam gestellt und — ein so ausgezeichneter Officier! — das widrige Wort „krakeelen" gebraucht haben? — Consequent aber ist er, denn S. 61 sagt er: „Zu sein jetzt ein vernünftiger Mann, gleich darauf ein Narr und plötzlich ein Vieh! O entsetzlich!" — Ja wohl ist dieses voranschreitende „zu sein," wenn auch nicht entsetzlich, doch recht wunderbar! — Jago hat die nämlichen Sprachgesetze: „Unsers Generals Frau ist nun General; ich darf dies sagen, in so fern als er sich ganz gewidmet hat der Betrachtung, der Wahrnehmung und Beherzigung ihrer Reize und Vorzüge."

Es entsteht deshalb billig die Frage: Redet man also in der wirklichen, wahren und poetischen Welt — die ja doch im Grunde eins sind — und darf man so reden? Ich denke, diese bescheidene Frage aufzuwerfen wird erlaubt sein.

§. 98.

Von einigen Mißverständnissen und retrograden Bewegungen.

Es ist schon eine alte Klage, daß die Mehrheit der deutschen Leser sich nicht besonders auf die Ironie versteht, und es ist nicht unmöglich, daß einmal aus dem bekannten Scherze, man müsse, um sich vor jeder Mißdeutung zu sichern, aus-

drücklich über manche humoristische Parthie setzen: „hier wird gescherzt" oder gar „satyrisirt" — bitterer Ernst werde. Für diesen Fall wäre indessen zur Schonung des Styls und Ersparung des Papiers die Erfindung eines neuen Buchdruckerzeichens, wodurch jene Ueberschrift angedeutet würde, wünschenswerth. Indessen würde der kummervolle Zustand mancher Autoren dadurch noch nicht ganz gehoben, denn nicht bloß Scherz und Satyre wird häufig mißverstanden, sondern auch die Aussprüche in Romanen und Schauspielen, welche lediglich den Charakter einer bestimmten Person abspiegeln sollen, werden nicht selten den Verfassern (!) angedichtet. So hat man — um sogleich eines der schlagendsten Belege zu gedenken — tausend und wieder tausendmal erzählt, Shakspear sage: „Schwachheit, dein Name ist Weib," obwohl kein wahres Wort daran ist. Denn nicht der Kenner und Darsteller der höchsten weiblichen Tugend und Anmuth hat jenen trüben Gedanken gehabt, sondern er hat ihn dem verirrten Prinzen Hamlet geliehen, um dessen unselige Trübheit durch diesen Pinselstrich mit zu schildern. Ist nun das dem größten Dramatiker begegnet, so bleibt für die andern Dichter kaum mehr etwas übrig, als bei jedem verfänglichen Worte klüglich hinzu zu sezzen: Nicht ich, o theuerster Leser, meine solches, sondern der etwas seltsame und wunderliche Held oder Nichtheld, und ich beschwöre dich inständigst, traue doch mir harmlosen Bürgersmann dergleichen nicht zu.

Es ist sehr möglich, daß hier ein gutmüthiger Leser durch den Ausspruch unterbricht, er hoffe es stehe so schlimm nicht. Ich erwiedere darauf zuvörderst, daß ich nur von der Mehrheit der Leser gesprochen, und die anderweitige gute Hoffnung, so schwer sie auch gemacht wird, für eine wahrhafte Tugend halte.

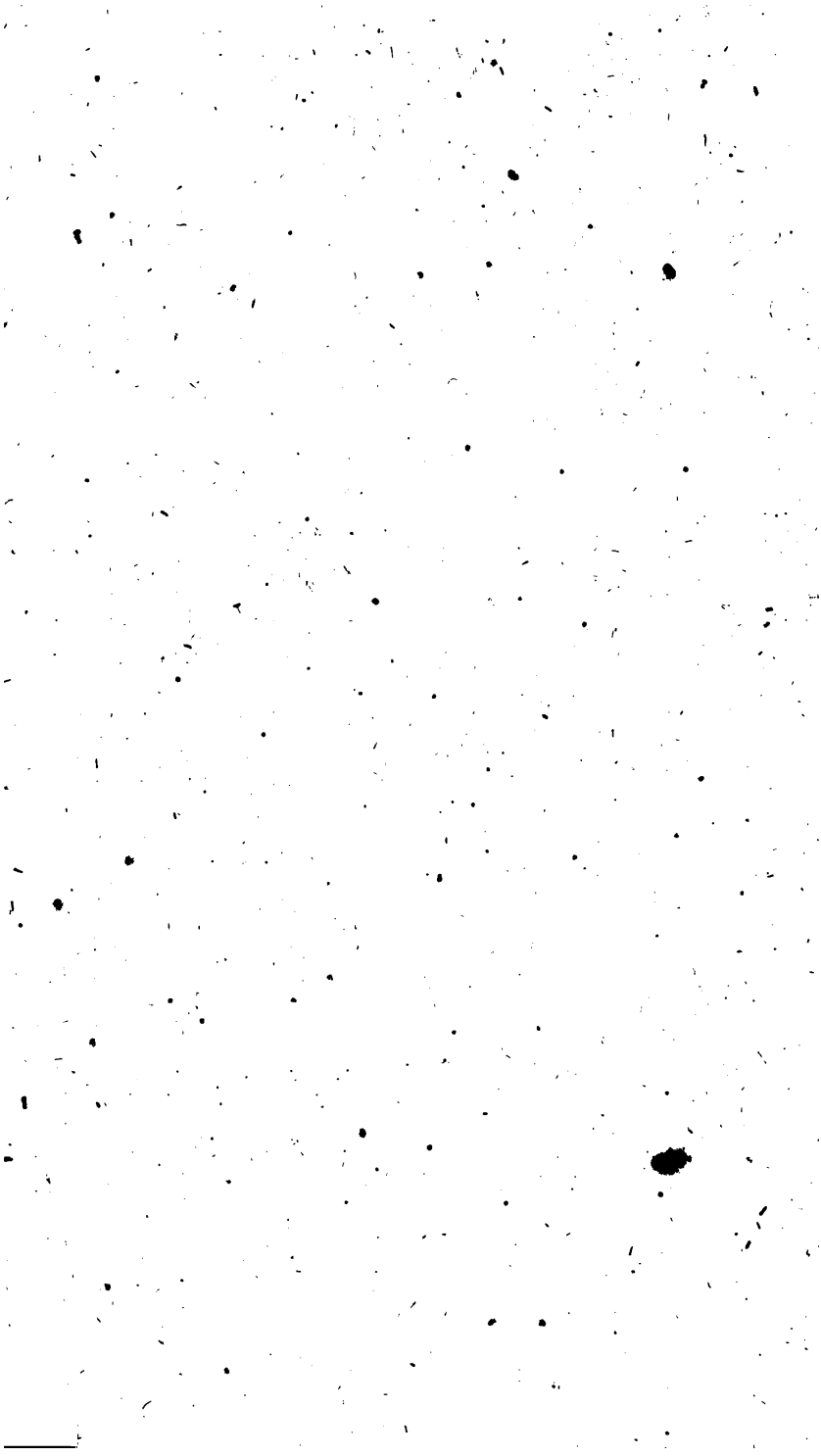
Indessen sprechen doch manche Zeichen der Zeit auch gar zu trübselig an. Denken wir z. B. nur zurück, was wir seit einigen Jahren in Beziehung der Urtheile über Goethe erlebt haben. Ich meine hier nicht hauptsächlich jene entschiedenen Rohheiten und Frechheiten, mit denen man hie und da den edlen Meister vom Stuhl angefahren. Dergleichen hat es von jeher gegeben, und wenn man es auch in neuern Zeiten darin weiter gebracht, d. h. noch roher und frecher geworden ist, so hat doch dergleichen nicht viel auf sich, da jeder nur einigermaßen rechtliche Leser solche Unwürdigkeiten schnell abthut und beseitigt. Ich meine weit mehr jene nicht selten zum Vorschein gekommenen Mißverständnisse tieferer Art, welche deutlich verrathen, daß man das Gesammtwesen der Poesie überhaupt, und insonderheit der Goethischen, nicht nur nicht begreift, sondern sich mit derselben in völliger Opposition befindet. — Wer die Ironie als Grundlage fast aller Goethischen Werke nicht erkennt, versteht alles in ihnen falsch, und es ist nichts begreiflicher, als daß dann so ganz verkehrte Urtheile an den Tag kommen, als wir erlebt haben. Aber auch darüber würde ich kein großes Aufheben machen, wenn nur nicht eine solche verkehrte Ansicht so viele redende und — stille Anhänger gefunden hätte. Es war ihnen als hörten sie ihre innerste Herzensmeinung ausgesprochen, und sie jubelten laut, daß es doch nun endlich einmal zur Sprache komme, wovon sie längst überzeugt gewesen, z. B. nichts Großes und Erhabenes, nichts wahrhaft Schönes und Solides sei im Wilhelm Meister zu finden, und was des jammervollen Geschwätzes mehr war. Diese Herzensergießungen sind leider nicht ganz unbedeutend, weil sie so häufig vorgekommen sind, und wenn wir etwa am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts zu hoffen wagten, es sei mit dem Verständniß Goethe's im Allgemeinen ziemlich weit gekommen, so müssen wir leider bekennen, daß Manche

zurück gegangen sind, und — weil sie zurück gehen konnten, auch niemals sicher standen.

Gedenken wir ferner so mancher widrig gespreizter, gehaltloser, ja durch und durch seichter Produkte, die schon seit Jahren von Vielen geschätzt, geliebt und bewundert werden, so müssen wir abermals manche früher gehegte Hoffnung aufgeben. Wer möchte läugnen, daß auch sonst und immer manches Verfehlte bewundert worden ist; aber auch unter dem Verfehlten giebt es eine gar große Verschiedenheit und Stufenfolge. — Menschenhaß und Reue z. B. ist ohne Zweifel nichts weniger als ein poetisches Werk, aber die Summe von Talent, welche zur Hervorbringung dieses seltsam verkehrten Stücks angewandt wurde, ist kaum zu vergleichen mit der ärmlichen Ausstattung und widerlichen Nachlässigkeit, die uns so häufig in neuern Komödien begegnet. — Von Iffland will ich in dieser Beziehung gar nicht reden, denn wenn auch die schöne Ahnung von wahrer Herzenspoesie, die in den Jägern, Hagestolzen u. a. waltet, späterhin in das Unbestimmte verschwamm, so ist doch selbst in seinen verfehltesten Stücken wenigstens ein leidlich gezeichneter Charakter, nebst tüchtigen Ansichten von der Bürgerwelt, und wenn auch nur selten gestaltete, doch oft richtig angedeutete Figuren, die der Zeit angehörten. Die Nachwelt wird Ifflands Schauspiele besonders als historisch nicht unwichtige Ueberlieferung nützen, und manche Seite des deutschen Bürgerlebens durch sie ahnen lernen. Ja, wenn selbst der Spott hinzusetzen sollte, das heiße doch nur: eine Galerie von Hofräthen, Commerzienräthen, Amtleuten u. s. w., würde nicht selbst in dieser wohlfeil gewordenen Satyre ein bedeutendes Lob für ihn liegen? — Was aber soll die Nachwelt aus den Schauspielen der beliebten Herren X, Y u. s. w. lernen? Ohne Zweifel auch etwas sehr Bedeutendes, aber etwas sehr Trauriges, und das würde etwa also

lauten: es gab eine Zeit, wo viele Deutsche leben konnten und leben mochten, ohne das eigentliche Element der deutschen Poesie: Charaktertiefe, und zuweilen wohl gar so überlustig sich geberdeten, daß sie darüber die wahre Lustigkeit und mithin auch den wahren Ernst einzubüßen Gefahr liefen. Und doch lebte Goethe unter ihnen und arbeitete fleißig für sie. — Möge denn aber auch nur die Nachwelt stets so gerecht sein, über jenen Vielen die Manchen bessern und einzelnen Meister nicht zu vergessen.

Achtes Buch.



§. 1.

Wahre Liebe.

Erhitztheit ist nicht Liebe, denn sie kann sogar bei der Seichtigkeit bestehen. Ich habe eine Menge Jünglinge gekannt, die den Namen Goethe nie aussprechen konnten, ohne ein von den Göttern und vom Himmel hergenommenes Beiwort; fragte man sie aber, ob sie sich auch in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten," im „Großcophta," den „Aufgeregten" u. s. w. zurecht finden könnten, so gestanden die Ehrlichern, dergleichen weniger berühmte Sachen hätten sie entweder übersehen oder nur obenhin durchblättert. Die Genügsamen! — Wie wenig kennen sie Goethe, wenn sie z. B. ihn als ächten, umsichtigen und milden Royalisten und als Muster geselliger Unterhaltung, wie er sich in jenen deutschen Ausgewanderten zeigt, nicht kennen, und wie verträgt sich jene Nachlässigkeit mit deutscher Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, die ehedem berühmt waren? Zu der Einsicht sind wir doch hoffentlich alle gekommen, daß, um einen Dichter zu beurtheilen, wir nicht weniger thun dürfen als der strenge Jurist, der sämmtliche Acten vom Anfang bis zu Ende aufmerksam durchstudirt.

So hatte ich längst gedacht und geschrieben, als mir der vierte Theil der neuesten Auflage der Goethischen Schriften in die Hand fällt. Hier finden wir, was wir freilich längst ahnten, daß Goethe auch in der allerneuesten Literaturzeit vortreff-

lich Bescheid weiß, indem er unter andern sich auch einmal vernehmen läßt:

Die holden jungen Geister
Sind alle (?) von einem Schlag,
Sie nennen mich ihren Meister
Und gehen der Nase nach.

und ein andermal bedauert er recht sehr, daß die Trefflichen nichts lernen wollen. Wahrlich, wir wollen alle, jung, und mittelalt, und alt, die Sache in ernste Betrachtung ziehen, es möge sich keiner schonen, sondern jeder sich recht anstrengen, um zu erfüllen was unser geliebter Dichter von seinen Deutschen verlangt. Sonst aber möchte ich wohl behaupten, daß — einige geniale Jünglinge ausgenommen, welche die Blüthe und die Frucht schon in Einem Geiste tragen — unser Goethe doch die innigsten, nachdenklichsten und sorgsamsten Freunde unter den Männern der Mittelzeit habe, d. h. unter jenen, die sich, nach seiner eigenen in den „Wahlverwandtschaften" gegebenen Erklärung, im „besten Mannesalter" befinden.

§. 2.

Erhitztheit.

Sollte es nicht auch Enthusiasten für Shakspear und Goethe geben, die eigentlich ..... gar nichts von ihnen gelesen? Ich meine nicht was man so im gewöhnlichen Leben Lesen nennt, sondern gesammelt, frei, und doch hingegeben. Wir kennen die alte Anekdote von den beiden Jünglingen, die sich über den Vorzug Ariosto's oder Tasso's dergestalt ereiferten, daß sie zuletzt zu den Degen griffen und wie das Thebanische Paar sich einander nieder stießen. Der letzte Seufzer des einen war: „Ach ich habe den Ariosto nie gelesen!" während der andere ausrief: „Ach ich kenne den Tasso blutwenig!" Und so starben sie für die ungekannten, ungelesenen Lieblinge!

— Diese armen Menschen haben bei ihrem großen Unglück noch das größere, daß man sie kaum bemitleiden kann, weil man unwillkührlich zum Lachen gereizt wird. Wir Deutschen haben sehr viel ähnliche Geschichten, denn wenn auch nicht immer Mord und Todschlag dabei waltet, so ist doch schon leider manche Jugendfreundschaft bei einer blind-eifrig geführten Vergleichung Goethe's und Schillers auf immer getrübt oder wohl gar gänzlich gestört worden. Es ist wahrscheinlich, daß manche Leser hier den Kopf schütteln und meinen werden ich übertreibe, doch könnten sie sich leicht bei andern Lesern darüber Raths erholen.

Und doch ist auch Schiller (obwohl er vielleicht die allermeisten Leser hat) sehr häufig nur theilweise gelesen worden. Warum überhaupt lesen? man konnte ja seine Stücke sehen, die meisten wenigstens, und so ließ man es dabei bewenden. Die Aufführung des Wilhelm Tell wurde freilich oft verzögert; allein man kann ja warten, und den herrlichen Demetrius (über den ich bereits im dritten Bande dieses Werks gesprochen) ließ man als unaufführbares Fragment unbeachtet. Es ist freilich Schade darum; aber es ist nun einmal so, und warum starb auch Schiller vor der Vollendung? Ein nicht dargestelltes Drama zieht nicht an.

Gänzlich unaufführbare Sachen, z. B. die Abhandlung über ästhetische Erziehung, über Anmuth und Würde, ließ man laufen und kam mit dem etwanigen Ausspruch: „Ach, das sind abstruse Recherchen!" ziemlich gut durch. Der „Geisterseher" wurde bei seiner Erscheinung von den Lesern fast verschlungen, doch meistens nur um des Armeniers willen, der als Vater von vielen tausenden geheimnißvollen Leuten in spätern Romanen zu betrachten ist. Meines Erachtens sollte man

das Buch auch heute noch fleißig lesen, der trefflichen Anlage des Ganzen, so wie der einzelnen Charakteristiken und Situationen willen.

§. 3.

Goethe's Polemik.

Goethe's kleine Sprüche, im vierten Theil der neuesten Auflage seiner Werke, sind in gewisser Hinsicht sein Testament. Er ehrt und liebt Deutschland, aber die Deutschen haben ihm oft Verdruß machen wollen. Er verzeiht ihnen, denn sie haben sich doch nach und nach gebessert. Die aber die Zeit versäumt haben, sind natürlich auch noch viel bornirter geworden als die frühern schlechten, und diese Pustrichsgeister bewirft er hier mit herrlichen Xenien, in denen er ihnen unter anderm sagt, er frage eigentlich nichts darnach, ob man wisse daß er das Volk verfluche; allein — er sagt es nun doch bei dieser Gelegenheit in schönen und (wie man sieht) gedruckten Versen heraus. Ich freue mich herzlich an diesen herrlichen Ergießungen, denen man lauter Aristophanesse zu Lesern wünschen möchte; nur habe ich dabei ein paar kleine Bemerkungen hinzuzufügen. Werden sich diese Leute nicht zu sehr freuen, wenn sie hier sehen, daß Goethe sich doch um sie bekümmert hat? Bekümmert? nun ja, das möchte sein, denn wie groß auch Goethe dastehen möge, er ist doch immer zum Glück auch ein Mensch, und zwar ein sehr lieber Mensch, und Vater und Lehrer, und Freund und Dichter, darum darf er den Zoll des Unmuths und des Ekels, der Betrübniß und des Schmerzes über so manche ungerathene Kinder im großen Publikum nicht ganz versäumen abzutragen; sollen aber diese fatalen Gestalten ihn auch in seinem Museum besuchen? Wir Leser freilich können damit wohl zufrieden sein, denn er hat jene

Gestalten wie Schmetterlinge auf die epigrammatische Nadel gespießt; ob sich indessen nicht dennoch in diese Freude, ja in das Entzücken über diese herrlichen Liederchen, mit denen er die Gegner gefangen nahm, eine Art von Mißgefühl einmischt, gleichsam als habe sich der geliebte Meister ein wenig vergeben? Ich antworte mir selbst durch die Frage:

Soll denn Goethe zu allen den Unwürdigkeiten schweigen? Die beste Strafe für einige frech frevelnde Gesellen möchte dies allerdings sein, dann wären wir aber wieder um jene schönen Gedichte gebracht, und das sei fern von mir zu wünschen. Wie also verfahren, daß alles ausgeglichen werde? — Es findet sich, wie mich dünkt, ein guter Mittelweg. Er spreche jene sinnvollen Gedichte in irgend einer befreundeten Gesellschaft aus, sie behalten sich von selbst, und flattern so durch Tradition wie beflügelte Genien in die Welt, oder er schreibe sie auch auf, da er doch nun einmal jetzt als Repräsentant der Milde und Güte dasteht, und erlaube nach Gelegenheit die Abschrift. Welch ein Unterschied aber zwischen einer Handschrift und einer Druckschrift, und welch ein schönes Ding es um ein sauberes, feines Manuscript ist, weiß niemand besser als er, und durch ihn sein Wilhelm Meister. Sollten manchen Lesern diese Einfälle wunderlich vorkommen, so erwiedere ich, daß sie Goethen nicht so erscheinen können, da er ehedem es gerade so, wie ich eben angegeben, zu halten pflegte. So ist z. B. in seinem Gedicht: „Nicolai an Werthers Grabe," durch unvergleichlichen Witz aus der unbedeutenden Geschichte, daß ein sehr beschränkter Mann den Werther nicht verstand und deshalb schalt, ein reines Kunstwerk gezaubert worden; ist es aber gedruckt und kann es jemals gedruckt werden? Nein. Es ist aber deshalb durchaus nicht unbekannt geblieben, und wer es nicht kennen sollte, wird gewiß die Mühe nicht scheuen es irgendwo bei einem seiner hu-

moristischen Bekannten aufzutreiben, ich hoffe sogar, die Mühe soll den Genuß noch vermehren.

§. 4.

Ein anderes Gedicht dieser Art, das vor etwa achtzehn oder zwanzig Jahren geschrieben zu sein scheint, ist gegen einige höchst einseitige Kritiker gerichtet, welche den halben Goethe vergötterten und von der andern Hälfte nichts wissen wollten. Sie fingen gewöhnlich mit unendlichen Lobsprüchen auf den Faust an, und stellten Seiten lang die kolossalsten Worte zusammen, um ihre unendliche Liebe für dies Werk an den Tag zu legen. Guter Wille mochte da sein, aber der Opferrauch war doch zuweilen so dick und qualmig, daß Goethe sich sehr begreiflicherweise unmuthig abwandte, während jene Priester immer neue Feuerbrände hinein warfen, und entsetzlich schrieen: „göttlich! göttlich! mehr als göttlich!" Der gaffende Haufe lachte, während die Besonnenen bedauerten, daß ein so überaus verstandreiches, beispiellos tiefsinniges Mustekwerk so tumultuarisch ausgerufen werde. Plötzlich aber wandten sich jene Priester, die in der That an die mexicanischen erinnern, zu einer nicht minder unerfreulichen Feindseligkeit gegen andere Werke des Dichters, und schalten insonderheit auf seine neuern, als sei er nicht mehr der er gewesen. Es ist nicht zu läugnen, daß unter diesen Tobenden auch einige Talentvolle waren, aber gerade deshalb verdienten sie eine geschärftere Strafe, denn wer da hat, von dem wird gefordert. Da schrieb oder sprach Goethe unter anderm auch die Zeilen:

Da loben sie den Faust,
Und was noch sunsten
In unsern Liedern braust
Zu ihren Gunsten u. s. w.

Auch dieses Gedicht ist nicht gedruckt, und ich würde kaum wagen

wagen dieses kleine Bruchstück herzusetzen, wenn ich nicht dasselbe wenigstens bezeichnen müßte; aber schon diese Zeilen, so wie die später folgenden:

„man wär's nicht mehr"

dienen zum Beweise, daß nur der mündliche Vortrag jenen charakteristischen Reimen auf „au" und „u," so wie dem Spruch „man wär's nicht mehr" erst den rechten Reiz geben könne. Wobei wir denn von neuem im Allgemeinen zu bedenken geben wollen, ob nicht ein bloß stilles Lesen der Goethischen Werke nur halben Genuß gewähre. Auch der beste Versteher der Partituren schwerer musikalischer Meisterwerke will doch deren Aufführung nicht entbehren.

Endlich glaube ich auch noch einige Obenhin-Leser aufmerksam machen zu müssen, daß doch auch in Goethe's Polemik Liebe waltet. In frühern Zeiten, vom Jahr 1774 bis etwa 1811, sprach er öffentlich fast nie weder zu seinen Freunden noch zu seinen Widersachern, es war ihm sogar nicht einmal genehm, irgend eins seiner Werke mit einer Vorrede auszustatten. — Wünscht ihr die Zeit zurück? Der Greis hat neue Liebe gewonnen, und das sollen wir ihm sehr hoch anrechnen.

Aber die Pflicht „mit einem Körnchen Salz zu lesen" ist stets unerläßlich, es möge nun ein Jüngling oder ein Greis das zu Lesende bieten.

§. 5.

Harmlose Gedanken über den — Teufel, und die Art wie die Dichter ihn behandelt.

Kein Wesen über und unter der Welt wird von uns so satyrisch derb und spöttisch behandelt als der Teufel, und alle Redensarten deuten darauf hin, z. B. der dumme Teufel, der arme Teufel u. s. w. — Daß er arm sei, beweist schon der bekannte Umstand, daß er nur Einen Reim, aber keinen offe-

nen — Freund, keine .... Geliebte, keine Gattin finden konnte, und dumm im tiefern Sinne des Worts hat er nothwendig werden müssen, weil das ewige Nein, in welchem er waltet, der entschiedenste Gegensatz aller Weisheit ist. Ich gebrauche mit Fleiß den allgemeinen, unbestimmten Ausdruck „waltet," denn die präcisen Worte „ist," „lebt" sind für ihn ganz unpassend. Ein Teufel, welcher ist, lebt, ruht u. s. w., wäre schon, weil er das vermöchte, kein Teufel mehr, denn dazu bedürfte er eines schöpferischen Ja, in dessen Bekämpfung er doch allein walten kann. Da er aber immer kämpft, so zeigt sich dadurch ein Scheinleben, welches für jeden, der jenes ewige selige Ja in der eigenen Brust nicht mitbringt, von weitem aussehen kann wie wirkliches Leben. Der Teufel bekämpft aber nicht bloß jenes Ja in Gott und den Menschen, sondern er kämpft auch für sein Nein, als sei es die einzige Weisheit. Darum ist er witzig und muß es sein, weil er ohne den Witz gar nichts wäre. Auf seinem Standpunkte muß er überall Mangel und Lücken sehen, endlos anklagen, und es ist ihm unmöglich an Harmonie in den scheinbaren Gegensätzen zu glauben. Man muß ihn, wie Herkules den Erdenriesen, der von der Erde immer neue Kraft bekam, in den Lüften zerreißen; nur bleibe der Kämpfer ja fest stehen auf der Erde, welches wir ausdrücklich hinzusetzen wollen, damit niemand bei den Lüften etwa an luftige Phantasterei und Schwärmerei denke, denn mit dergleichen wird der Teufel am leichtesten fertig, da sein Witz, wie leicht zu begreifen, mit großer Klugheit verbunden ist. Betrachten wir ihn so, dann nennen wir ihn gewöhnlich Satan (Widersacher. — Klug wie der „Satan" ist eine gebräuchlichere Redensart als klug wie der „Teufel"). In keinem Falle dürfen wir ihn den Kampfplatz wählen lassen, sondern wir müssen kraft unserer göttlichen Vollgewalt ihn zwingen uns zu folgen auf den Platz,

wo feste Erde unter unserm Fuß ist und sonniger Aether unsere Stirn umspielt.

§. 6.

Aber schämst du dich denn nicht so viel Worte zu machen über ein Ding oder Unding, mit dem wir längst fertig geworden sind? Ich will nicht so boshaft sein wie Mephistopheles selbst und nicht antworten wie er:

„Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben"

sondern ich will unbedenklich zugeben, daß das nordische Gespenst vor dem Fackelschein unserer Aufklärung sich hat verbergen müssen. Wie aber, obwohl es keine Gespenster giebt, doch Gespenstergeschichten in Hülle und Fülle vorhanden sind, so müssen wir auch einräumen, daß der Teufel doch nun einmal in der nordischen Poesie eine höchst bedeutende Rolle spielt, ja daß er bei manchen ausgezeichneten Werken ordentlich zu Gevatter gestanden hat. Mögen wir ihn zur großen Pforte hinaus stoßen, er kommt zur Hintekthür wieder herein, und man könnte mit einer leichten Parodie des bekannten Horazischen Verses nicht minder sagen: Diabolum expellas furca; tamen usque recurret. Das Metrum würde freilich dadurch zerrissen, allein das ist gerade des Teufels wohlbekannte zerreißende Manier.

Steht es nun so, ist der Versuch ihn wenigstens in Umrissen zu charakterisiren gewiß erlaubt, indem dadurch über manche allberühmte Werke ein neues Licht verbreitet werden kann. Seitdem uns Goethe über die ganze Natur des „verneinenden Geistes" belehrt hat, ist die Autorität mancher frühern poetischen Productionen gar sehr gesunken, und ich glaube kaum daß es noch viele giebt, welche Miltons und Klopstocks Teufel sonderlich furchtbar finden. Ein erhabener Teufel ist ein Unding, und wenn er in dem verlorenen Paradiese den

berühmten Monolog hält: „Schrecken ich grüße dich" u. s. w., so kann uns das freilich für einen Augenblick interessiren, doch finden wir bald, daß dergleichen Pathos für ihn gar nicht paßt, und überhaupt, wenn es auf hochtönende, gewaltige Redensarten ankäme, der Tragiker Seneka damit noch weit reicher ausgestattet ist, worüber man nur dessen Thyestes und Medea nachschlagen wolle. Ueberhaupt schadet jenem Paradiese und dem Messias die ununterbrochene Flammigkeit des Teufels gar sehr; dergleichen wird uns, wie im Leben bei immerfort erhitzten Menschen, sehr zur Last. Bei diesem ewigen Donnern kommt nicht viel heraus, und wir pflegen von Menschen, welche sich häufig in jenem echauffirtem Zustande befinden, zu sagen, es „habe nicht viel auf sich" oder es „sei nicht viel dahinter" — eine Redensart, die abermals auf den Witz der deutschen Umgangssprache hindeutet.

§. 7.

Wie anders, wie so ganz und unvergleichlich anders der Goethische Mephistopheles! Wenn er auch nur das Eine Wort in seiner furchtbar witzigen Gelassenheit ausspräche:

Verachte du nur Kunst und Wissenschaft u. s. w.

Und:

— Er soll mir zappeln, starren, kleben,
Und seiner Unersättlichkeit
Soll Speis' und Trank vor durst'gen Lippen schweben,
.... Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde gehn."

so hätte er sich schon als ächte, kluge Schlange gezeigt, und eine bei weitem höhere Macht verkündet als Miltons und Klopstocks Teufel zusammen genommen.

Aber auch ganz abgesehen von Goethe's Meisterdarstellung; die Poesie des Aberglaubens und die deutsche Mythologie selbst

weiß nichts von jenem erhabenen und erhitzten Teufel, die meisten alten Puppenkomödien und Volkssagen haben ihn anders, und ich wage es auszusprechen „besser" als jene beiden berühmten Dichter. Dort weiß er stets sehr gut was er will, bei wem und wie er etwa Eingang finden könne und wie weit er gehen dürfe. Nur daß er zuweilen zu früh triumphirt, ist ganz seiner Natur gemäß und entreißt ihm oft den schon gehofften Sieg.

Ueberhaupt haben die frühern Deutschen nicht müde werden können den Faust dramatisch zu behandeln, doch scheint mir der Verf. des Faust, in welchem der Tiefverstrickte nur einige Minuten noch vor Ablauf des unseligen Contracts den Teufel fragt: „Kann ich nicht noch zu Gott kommen?" und der also Angeredete nicht Nein zu sagen wagt, so gern er auch möchte, den Preis zu verdienen. (Vgl. im 2ten Band den Abschnitt über das altdeutsche Theater.)

§. 8.

Theater.

Da jetzt so ziemlich alle Welt vom Theater spricht, wieder spricht, und das Wiedergesprochene noch hundertmale wieder spricht und zerspricht, so daß Manche, wenn sie etwa plötzlich im Schlafe durch ein zufälliges Antippen erwachten, augenblicklich in gewohnter Rede fortfahren würden: „Ja, Theuerster, wieder auf das Theater zu kommen, so ist es damit eine eigene Sache, und es wäre darüber viel zu sagen," worauf er denn auch, wenn nicht Viel, doch Vieles sagt; — da ferner Manche, welche die Feder zu führen im Stande sind, nicht ruhig sterben zu können meinen, wenn sie nicht über das Schauspiel geschrieben haben, so ist es mir oft schon auf's Herz gefallen, daß es auch für mich einmal wieder an der Zeit sei, ein wenig dahin Gehöriges zu reden. Dagegen

wäre nun im Allgemeinen nichts Erhebliches einzuwenden; allein ich besorge sehr, es werde alles was ich vorbringe viel zu anspruchlos und einfach, ja wohl gar unschuldig herauskommen, so daß die erhabenen Kritiker, die sich einer gewissen großartigen Theaterwehmuth oder Theaterverzweiflung rühmen, von dergleichen leichten Sachen gar nichts werden wissen wollen. Indessen sei es gewagt, in der Hoffnung, daß es doch auch noch einige Leser geben werde, die sich gleichfalls nicht gern auf jene endlose Schmerzlichkeit einlassen, sondern lieber etwas Stilles und Gelassenes haben. Dergleichen zu geben will ich versuchen, doch nur in Beziehung auf das deutsche Drama selbst, und dabei vergnügt sein, daß ich nur etwas sehr Harmloses versprochen habe.

Zuvörderst sei mir erlaubt mich auf das zu berufen, was die ersten Theile dieses Werks über den viel besprochenen Gegenstand enthalten. Damit aber keinem Leser der historische Standpunkt fehle, folge jetzt eine kurze nachholende Uebersicht.

§. 9.

Was während der ersten zwei Drittheile des sechszehnten Jahrhunderts durch Hans Sachs und Ayrer Gutes und Leidliches für die Bühne geschehen war, wurde in der Folgezeit zum Theil wohl erhalten, zum Theil fortgesetzt und erweitert, z. B. durch die sogenannten „englischen Comödianten," welche wenigstens romantische Stoffe, wenn auch trocken behandelt, mitbrachten. Der dreißigjährige Krieg und seine ersten Nachwehen hielten, wie alle schöne Bildung, so auch besonders das Theater auf. Was späterhin geschah, selbst von gutem Willen und dem Talent, mißlang dennoch durch falsche Theorien, und was die Haupt- und Staatsaction so wie das Lustspiel und die Posse mit Hanswurst betrifft, so verdient sie zwar bei weitem mehr Beachtung als ihr bisher gewidmet

worden, doch war sie mehr das Eigenthum der geringern Masse des Volks, und nachdem Fürsten und Adel sich schon längst zurück gezogen hatten, entsagte jetzt auch der vornehmere Bürgerstand, der nunmehr mit der französischen Literatur gleichfalls obenhin bekannt geworden war, dem deutschen Theater als einer zu rohen und derben Speise, während die Gelehrten sich höchstens mit den Dramen des ältern Gryphius, Lohenstein u. s. w. behalfen. Die deutsche Bühne vom Jahr 1680 bis 1740 (die Braunschweigische, Hamburgische und einige wenige andere ausgenommen) ist fast nur durch Tradition bekannt geworden, und wir können in gewisser Hinsicht behaupten, daß keine da war, weil nur der geringste Theil des Volks an derselben Theil nahm. Das einzige Buch, welches uns das dramatische siebzehnte Jahrhundert und die erste Hälfte des achtzehnten — leider nur gespenstisch — vorüber führt und ahnen läßt, ist Gottscheds: „Nöthiger Vorrath" u. s. w. Was er sonst für die Bühne Positives that, ist als entschieden schädlich zu betrachten. Dennoch soll der negative Nutzen, den er brachte, nicht verkannt werden. Er fegte wenigstens aus dem armen, unverzierten deutschen Bühnensaale manchen Unrath hinweg, der allerdings weg mußte, wenn etwas gutes Neues auf die Bretter gebracht werden sollte. Daß er dabei sich selbst mit wegzufegen vergaß, soll ihm als menschliche Schwäche nicht zu hoch angerechnet werden.

Bis auf Lessings Minna von Barnhelm (1763) ist fast alles entschieden im Gottschedischen Geist, d. h. im Geist französischer Rhetorik, die, wenn auch nur gemaltes Feuer, doch von weitem aussieht wie wirkliches, während bei den deutschen Nachahmern Feuer und Wasser, Prüderie und Hochmuth, forcirte Naivetät und Aengstlichkeit oft unangenehm zusammen fließen. In den spätern Lebensjahren verzweifelte Lessing an der deutschen Bühne, und obwohl er bekanntlich noch seine

ausdrücklich für die Darstellung bestimmte Emilia gab, so war doch seine gänzliche Abneigung (etwa von 1773 bis zu seinem Tode) so traurig auffallend, daß manche ausgezeichnete Jünglinge, aus Respect für ihn, ihre Neigung für das Theater gefangen nahmen und unterdrückten. Was Goethe und Schiller Großes für die Bühne gethan, ist an seinem Orte anerkannt worden.

§. 10.

Was aber ist seit Schillers Tode für dieselbe geleistet? Diese Frage ist nicht selten mit Hochmuth, nicht selten aber auch sehr traurig beantwortet worden. Um so kürzer soll meine Antwort sein: „sehr Vieles aber nicht Viel.“ Es bedarf hier keines ausführlichen Beweises, indem ohnehin die meisten Leser den Satz unbedenklich zugeben werden, da sie besonders seit einigen Jahren sich gewöhnt haben weit härtere Urtheile zuzugeben. Besser scheint mir auf einiges nachtheilig Einwirkende, und doch häufig Uebersehene, aufmerksam zu machen. Es ist die immer zunehmende, bei manchen deutschen Dichtern zur Leidenschaft gewordene Liebe für die Bühne, eine Liebe, die, falls sie ausschließend waltet, nothwendig ungünstig wirken muß, da sie über die Richtung, die dem individuellen Talent zu geben ist, oft die traurigsten Täuschungen veranlaßt. Wie anders ehedem! Gleim und Herder, Voß und Miller, Stolberg und Claudius u. s. w. haben schwerlich jemals sich versucht gefühlt für die deutsche Bühne zu arbeiten, weil sie über ihr Talent, das sich für die Idylle, die Satyre, das Epigramm, die Elegie, die Romanze u. s. w. eignete, völlig im Licht waren, und nichts unternehmen wollten, was sie nicht glücklich durchzuführen im Stande gewesen wären. So weise sich selbst zu beschränken fällt jetzt nur Wenigen ein, denn Eitelkeit und Hochmuth stacheln die meisten auf, um sich da zu

zeigen, wo das meiste Lob und der lauteste Beifall nur allein zu finden ist. Jede andere Gattung von Poesie wird von stillen Lesern im einsamen Kabinet genossen. Finden sie einen Roman, eine Novelle u. s. w. ausgezeichnet interessant, so ist es möglich, daß sie wohl gar einem guten Freunde erzählen, das Buch sei nicht übel, und dieser erklärt, wenn er es nicht vergesse, so wolle er es gleichfalls mit auf seinen Bücherzettel schreiben und in der nächsten Leihbibliothek darnach fragen lassen. Ist aber die neue Messe bereits vorüber und hat der Verleiher das Allerneueste mitgebracht, so muß jenes Neue zurückstehen. Dergleichen Indifferentismus verletzt aber die Poeten, und sie mögen kaum noch Romane und Novellen schreiben, doch machen einige bis zum Erschrecken lustige Sachen, die gewöhnlich von den Verlegern ausdrücklich und nachdrücklich bestellt werden, noch eine Ausnahme. Ein solches Buch bringen dann wohl einige lebhaftere Leser keck mit in die Ressource, und theilen schöne Blüthen aus demselben der Gesellschaft mit. Dann legen vielleicht einige Spieler die Karten auf ein paar Minuten aus der Hand und versichern beifällig, dergleichen sei närrisch genug, und so was könne man sich als letzfalls noch gefallen lassen. Verse liebt man nur in dramatischen Werken, sonst mag man sie nicht sonderlich mehr. Neuere Idyllen? man hat ehedem ehrenhalber Kleist und Gleim gelesen (Bronner leider weniger), jetzt ist man nicht mehr dafür gestimmt. Oden? man liest selbst Klopstock nicht mehr. Heldengedichte? abgerechnet daß sie weißen Raben an Seltenheit gleichen, sind sie auch viel zu lang, und niemand hat Zeit (außer für die Oper täglich vier Stunden). — Sonette? sie sind längst in den Verruf gethan, und es fehlt nicht an Späßen, die zu jedermanns beliebigem Gebrauch fertig liegen, um die ganze Gattung damit vernichtend zu bewerfen. Besonders hat man ein Grauen vor allem was eine Tiefe hat, und

während in frühern Zeiten Schillers „Spaziergang," „Reich der Formen" u. s. w. gar manche denkende und empfindende Leser und Hörer auf die belohnendste Weise anregten, versichern schon längst neuere Poeten und Kritiker mit möglichst erhabenem Lächeln, dergleichen sei höchst unpoetisch.

§. 11.

Also Theater! und wieder Theaterstücke und immer Theaterstücke! Daß die Deutschen, wie ehemals häufig behauptet wurde, in der Mehrheit monologische Naturen seien, und daß deshalb nur den seltensten Talenten möglich werden könne reinwürdige Dramen zu liefern, davon will jetzt so leicht Keiner mehr hören. Wir haben deshalb Trauerspiele bekommen, in denen zuvörderst alle Wahrheit, sodann alle Schönheit und endlich alles Dramatische fehlt. Sie gleichen Prozessen, bei welchen in den ersten Aufzügen die Akten über irgend ein Verbrechen vorgelesen werden. Wir sehen den armen Sünder und die arme Sünderin, den Inquirenten, den Defensor, den Richter, und die Sache wird ins Reine gebracht. Statt nun aber folgerecht juridisch zu verfahren, und mit der Begnadigung des Fürsten oder mit dem Hochgericht und dem Scharfrichter zu schließen, verlieren die Personen im fünften Akte alle Geduld und ermorden sich selbst, welches als reine Poesie noch immer von manchem Parterre bewundert wird. Lassen wir aber auch andere Forderungen, die man an ein Trauerspiel machen kann, aus, und fragen bloß nach der Wahrheit der Idee, der Charaktère und der Handlung, so finden wir leider kaum noch irgend eine Spur davon, ja nicht selten offenbare Opposition gegen alle Wahrheit, fast nichts als bunte Fratze, rhetorische Uebung und zuweilen auch wohl Koketterie mit der Sünde, die von dem Dichter wie ein Colossus gedacht wird, unter dessen Riesenbeinen die prosaische Tugend demüthig hin-

durch wandelt. Wahrlich, die Helden und Heldinnen in Gellerts Stücken, die Herren und Frauen Orgon und Damon, und die Jungfern Lottchen und Juliane haben unendlich mehr Wahrheit als die meisten unserer neuern dramatischen Figuren.

§. 12.

In ruhigen Stunden — ich hoffe es wenigstens — sehen die Verfasser solcher Sachen wohl selbst ein, daß, was sie geben, in sich selbst unwahr und deshalb gehaltlos sei; aber es ist doch so reizend, durch allerhand sophistische Künste — ach sie sind nur zu leicht zu haben! — Logen und Parterre zu bezaubern und zum lauten Beifall zu ermuntern. Das Leben ist so kurz, und man lebt jetzt so über alle Maßen schnell, daß man so etwas nicht gut verschmähen kann. — Und doch möchte ich jeden, der irgend noch zu warnen ist, warnen, sich diesem Genuß nicht unbedenklich zu überlassen, denn er hat eine lähmende und zuletzt sogar tödtende Kraft, wenn im Innern das höhere Leben fehlt. Bedenkt doch, daß unter allen Musen die Eitelkeit die schlechteste sei; selbst die Langeweile, die Goethe scherzend als die Mutter der Musen begrüßt, ist im Ernst keine schlechtere. Wollt ihr euch aber auf dies höhere Prinzip nicht einlassen, so erwägt wenigstens klüglich, daß durch die ungeheuere Concurrenz jener höhere Beifall, der sonst dem dramatischen Dichter zu Theil wurde — nicht als stände er höher als der lyrische, elegische, epische und Romandichter, sondern weil er seltener war — eben deshalb nothwendig heut zu Tage wegfallen muß. Man kann euch am 1. April laut bejubeln und hat euch doch am 1. Mai vergessen, ja manche der Jubelnden gestehen geradezu, sie thun es nur um sich selbst einen Spaß zu machen, oder weil nun einmal in Deutschland häufig Mißwachs ist in der dramatischen Poesie. Glaubt mir, es stand ehedem viel besser mit der Liebe des Publikums. Ich

will schweigen von dem Beifall, den einst Goethe, Lessing und Schiller empfingen, und wie er so ganz anders war als wie man ihn heute jemals vernimmt, aber auch die Theilnahme, welche man dramatischen Werken zweiter, dritter und vierter Gattung brachte, z. B. dem Otto von Wittelsbach, der Agnes Bernauerin, dem Caspar der Toringer u. s. w., war nicht bloß dem Grade, sondern der Gattung nach verschieden von dem, den ihr empfangt. Ihr wißt recht gut was Schlegel und Tieck gegen Iffland und Kotzebue gesagt haben, und ihr sprecht es oft nach, ohne jene Männer zu nennen, aber ihr vergeßt daß Iffland (kaum vergleichlich mit Kotzebue) doch auch einige vortreffliche Stücke geliefert hat, z. B. die Jäger, die Reise nach der Stadt u. s. w., und daß doch auch dieser Kotzebue, so sehr viel wir mit Recht an ihm auszusetzen haben, als Theaterdichter ein Etwas in sich haben mußte, das ein wirkliches Etwas ist, da man einige seiner Stücke in nicht weniger als fünf Welttheilen nur zu gern schauet, was doch immer etwas sagen will, so viel sich auch dagegen sagen läßt. Hättet ihr den überschwenglichen Beifall gesehen, den sie leider empfingen, ihr würdet den eurigen nicht zu hoch anschlagen. Ich meine nicht alle; aber viele unter Euch. Zu den schönen Ausnahmen gehören z. B. Raupach, Robert, Uhland, Houwald, Uechtritz und einige andere. Ihr trauet mir wohl zu, daß ich recht gut weiß, was sich auch gegen einzelne Dramen dieser Dichter einwenden läßt; hier aber ist die Rede von dem Für.

§. 13.

Bei Raupach ist insonderheit Isidor und Olga anzuführen, ein Werk das manchen vornehm aussehenden Tadel erduldet hat, doch stets als eine sehr erhebliche dramatische Aeußerung der Zeit bestehen wird. Es ist so schwer nicht dem

Dichter vorzupredigen, er solle uns nicht zu hart verletzen durch die Schilderung schauderhafter Verhältnisse, die, nur der Zeit angehörend, den Menschen selbst, mit dem allein die ächte Poesie es zu thun habe, kaum berühren können. Es ist so schwer nicht hinzusetzen, daß ein ächtes Kunstwerk schlank und klar wie aus dem Nichts gesprungen sein müsse, und man kann zu diesem Behufe manche edle griechische Dichter anführen, man möge sie nun gelesen haben oder nicht, weil man ja doch, die Griechen lobend, immer gut fährt. Ist man dann im Zuge, so kann man leicht ein paar Stunden in solchen und ähnlichen, an sich recht guten Redensarten fortfahren; der Kopf wird dabei wenig angegriffen und das Herz noch weniger. Wie aber, wenn jemand darauf erwiederte, wie etwa Karl Moor dem Kosinsky: „Brav, mein Kind, Du hast Dich gut gehalten auf Schulen," hast Schillers und Schlegels prosaische Schriften gut auswendig gelernt, „aber mit dergleichen Sentenzen wirst Du die leidende Natur nicht beschwichtigen." — — Ist denn die Poesie ewig nur ein Verstecken und Blindekuhspielen unsers Individuums? und hat dasselbe nie Recht seine auch geschichtlich richtigsten Klagen in poetischer Form auszusprechen? Liegt auf unserer Zeit ein so gränzenloser Fluch, daß wir selbst diesen Fluch nicht einmal näher bezeichnen dürfen? und sind die Verhältnisse dieser Zeit von solcher Art, daß die Poesie sie ohne Ekel gar nicht schildern kann? Wer möchte so Gräßliches bejahen! wer es aber doch möchte, dem bleibt nichts weiter übrig als das gesammte Volk, das jene Verhältnisse kennt, und deshalb auch dieselben zur Poesie erhoben anschauen will, vom Theater auszuschließen. Und was hätte er dann der Bühne als Zuschauer gerettet? Einige gelehrte Professoren etwa, wohlhäbige Privatleute, reiche Banquiers u. s. w., die freilich wenig von jenen Welt- und Zeitverhältnissen wissen, und deshalb auch von ihnen we-

der im Leben noch in der Poesie etwas hören mögen. Wollen jene Kritiker aber ganz aufrichtig und folgerecht sein, so müssen sie auch das (nach dem Faust) originalste deutsche Gedicht: „Werthers Leiden," theilweise*) fallen lassen. Es ist nicht für sie geschrieben.

Es ist hier lediglich davon die Rede, ob Dramen wie Isidor und Olga und die Macht der Verhältnisse, in Beziehung auf ihren Inhalt, existiren und auf einen Ehrenplatz Anspruch machen können. Diese Frage ist, wie mir scheint, unbedingt zu bejahen; daß sie aber in Hinsicht der Ausführung noch manches zu wünschen übrig lassen, bezweifle ich keineswegs.

§. 14.

Traurig ist es, daß man bei dieser wichtigen Frage, bei der manche sophistischen Künste aufgewandt worden sind, das Wichtigste vergessen hat, was sich allerdings gegen jene Gattung sagen ließe. Man könnte wenigstens mit scheinbarem Rechte behaupten, die Tragödie müsse sich von der Erwägung jener gräßlichen, doch nur zu wahren Verhältnisse frei erhalten; dem Lustspiel aber solle unverboten sein, die Sache mit guter und großer Ironie zu nehmen. Hat aber jemals ein Dichter ähnliches vermocht? Ich kenne nur Einen, es ist Aristophanes, dessen unschätzbar leicht beflügelte Lustspiele als umgekehrte Tragödien zu betrachten sind, und dessen Acharner, Friede, Wespen u. s. w. selbst das Furchtbarste, lächelnd dar-

*) Werthers Verhältniß zu dem Gesandten, der umständlich ist wie eine Base, so wie sein Mißgeschick in der starren Gesellschaft der Bürgerfeinde, ist ohne Zweifel als integrirender Theil des Werks zu betrachten. Er verzweifelt an der Gesellschaft, und vertauscht ihre Langweiligkeit gegen den Schmerz der flammenden Leidenschaft.

gestellt, zur Komödie zaubern. Vor allen aber stehen seine unübertrefflichen, mit der höchsten Genialität und mit dem höchsten Fleiße verfaßten „Wolken" dem Staats- und Bürgertrauerspiele so nahe, daß uns, so bald wir nur auf den entgegengesetzten — doch auch in dem Werke selbst bezeichneten — Standpunkt treten, eine Staats- und Bürgertragödie daraus hervorleuchten könnte. Wie, wenn wir uns den Strepsiades als einen Seitenverwandten des — Königs Lear, den Phidippides als Goneril oder Regan dächten, so würden wir freilich zwei über alle Maßen äußerlich verschiedene Dinge vergleichen; aber eben weil jene Verschiedenheit so groß ist, so liegt auch der Vergleich desto näher. Der sehr närrische und sehr unglückliche Hanswurst Strepsiades bekommt am Ende, da er nicht bloß an aller Kinderzucht, sondern auch überhaupt an aller Tugend und Wahrheit verzweifelt, den Frevelmuth, das Haus des Sokrates in Brand zu stecken; wie leicht möchte es sein, daß auch Lear eine Fackel ergriffe, um sein ganzes verlorenes Königreich damit anzuzünden. Lear aber hat es nur mit seinen Töchtern zu thun, und so wäre Shakspear hier der Miltere, denn der große Unterschied zwischen Haus und Königreich ist für den Lustspieldichter kein entscheidender.

Wir haben aber keinen Aristophanes, und kein Volk hat ihn; es ist sogar vielleicht unmöglich, daß im neunzehnten Jahrhundert einer aufstehe. So dürfen wir auch nicht mehr verlangen, daß unsere Lustspiele umgekehrte Trauerspiele seien, und wir wollen es gern sehen, wenn ein wohlbegabter Dichter rein heraus spricht, was ihm in alten und neuen europäischen Verhältnissen tragisch erscheint.

Ueberhaupt ist für das deutsche Trauerspiel immer Gutes zu hoffen, so lange die Deutschen Deutsche sind. Was seit Schillers Tode in dieser Gattung geirrt worden, ist theils durch gründliche Kritik, theils durch gerechten Witz bereits

untergegangen, so sehr es auch anfänglich angestaunt wurde, und das einzelne Treffliche, woran es doch auch nicht gefehlt, wird stets leben, weil es überhaupt Leben hat. Ferner zeigt sich für das historische Drama manches erhebliche Talent, und wenn wir auch fürs erste meist nur innerlich kräftige, wohl dialogisirte historisch-tragische Gemälde empfingen; wie erfreulich wäre das, und besonders im Vergleich mit u. s. w. — Wie tief ein solches Gemälde wirken könne, zeigte einst Otto von Wittelsbach, dem doch nicht einmal ein gediegener und rascher Dialog zu Hülfe kommt, und dem leider auch die historische Wahrheit in der Schilderung Philipps gänzlich fehlt. Und dennoch zündete es als bloßes Gemälde deutscher Zeit, so wie durch die ehrliche Schilderung furchtbarer Leidenschaft.

§. 15.

Das Familiengemälde haben wir beinahe ganz aufgegeben, obwohl Iffland, Schröder und ähnliche wackere Schriftsteller demselben viele Gunst erworben hatten. Einige Stücke dieser Gattung haben wahrhaft historischen Werth, auch ist sie eine entschieden deutsche. Was Diderot, Goldoni und Beaumarchais Familienartiges geschrieben, ist uns nur aufgedrungen; eine Familie im vollen Sinn des Worts haben wir nie darin erkannt, weil wir höhere Begriffe von derselben hegen. Auch Iffland nahm den Gedanken nur selten tief genug, doch mit ächterer Liebe als Diderot, der in seinem natürlichen Sohn und Hausvater sich zu einem so unnatürlich heißen und gespannten Pathos aufreizt, daß wir zu keiner reinen Theilnahme gelangen können. Beaumarchais Eugenie und „schuldige Mutter" zeigen, wie ein bloß witziger Schriftsteller sich erhitzt bemüht, durch übertrieben gespreizte Situationen und Sprache das Herz des Publikums blutig zu ritzen, während Goldoni, sonst so geistreich und launig, wenn er mit Masken zu thun

hat

hat, oder eine reine Posse giebt, in der Schilderung eines „Familienvaters" oder eines edlen „Murrkopfs" eine Seichtigkeit walten läßt, die unter allen Völkern den Deutschen am meisten zuwider sein sollte. Was späterhin in Deutschland für das Familiengemälde geschehen ist, war größtentheils so gehaltlos und schläfrig, daß man sich weigerte dem Dinge mit zuzusehen, und so ist es gekommen, daß wir jetzt keine neue mehr erhalten. Ich verhehle nicht daß ich herzlich wünsche, es träte die löbliche Gattung, mit größerm und tieferm Sinne neu geschaffen, wieder hervor. Einige Details voll Innigkeit des Gefühls, Stärke des einfachen Charakters, ländlicher Behaglichkeit im Gegensatz zu großstädtischer Leere, ehrbarer Witz und auffallend lustige Dithyrambik in der Zeichnung unsittlicher, schlimmer Gesellen, wie sie uns Iffland gegeben, sollen stets gebührend anerkannt, aber nicht wiederholt, sondern mit erhöhterem und heitererem Geiste neu gebildet werden, damit endlich das Familiengemälde einmal sein Mannesalter antrete.

§. 16.

Hier würde vor allen Dingen dem Staate sein edles Recht widerfahren müssen, ohne den es keine Familie geben kann, und der deshalb immer in dieselbe hineinspielen oder leuchten muß. Nur auf diese Weise kann das Familienleben geadelt werden, das sonst leicht breit und selbstgenügsam arm, wohl gar zur süßlichen oder säuerlichen (wie es fällt) Langweiligkeit herabsinken kann. Da uns aber ein solches Schauspiel gar häufig begegnet, so wäre hier die fröhliche Satyre recht an ihrem Orte, und nichts mehr zu wünschen, als daß sie sich in diesem Gebiete recht häufig ergehen möchte. Wie oft — wir können es nicht läugnen — ist die gegebene Gattung und Form des Familienlebens eine stete Hemmung und der langsame Tod jeder ächten wissenschaftlichen und poe-

tischen Bildung, und wie oft findet der Schwache in der Verwandtschaft eine schützende Aegide für seine Seichtigkeit, Plattheit und Geistesdürre! — — Wir wissen alle, daß unser trefflicher Jean Paul keinen Roman aufstellte, in welchem nicht neben dem siegenden Allgemeingeist der Poesie auch ein ächter, zur herrlichsten Polemik geschaffener Repräsentant des Humors aufgetreten wäre; ein solcher Leibgeber, ein solcher Quod deus vult sollte nicht leicht einem Familiengemälde fehlen. Unser Familienleben ist nicht selten zu einem stehenden Sumpf geworden, oder zu einer vornehmen Tabagie, in der leider öft noch weniger Kurzweil herrscht als in der gemeinern, oder zu einem durchrauchten Kaffeehause, in welchem sich einige Stammgäste nur desto bequemer, plumper und stumpfsinniger gehen lassen, je weniger sie in Gefahr sind, um ihr Privilegium langweilig zu sein gebracht zu werden. Der unergötzbare Cousin, der leere philistrige Schwager, der nichts weniger als göttlich-grobe Oheim, die fade Tante, das kleine gurlihafte Mühmchen u. s. w. haben, wenn sie ihr Gefühl bei Licht besehen, sich eigentlich gar nichts Sonderliches zu sagen; aber bequem ist es doch sich so gehen lassen zu dürfen, wie man es selbst im Postwagen nicht darf, und wenn am späten Abend Punsch getrunken wird, so denkt man: „Où peut-on être mieux, qu'au sein de sa famille," empfindet eine angenehme Schläfrigkeit und geht zur Ruhe. — Möglich, daß alle diese Leute einzeln und auf sich selbst allein stehend noch ganz leidlich sind, doch „in corpore" .... man kennt die Xenie. — Gewiß aber ist, daß, hätten sie nicht den bequemen Familienrückhalt, hätten sie sich Liebe erwerben müssen als Menschen, nicht aber als Vettern und Basen gefordert, es stände besser um sie und um ihre gesellige Bildung.

— Und dennoch, ich wiederhole es, dennoch versteht sich vielleicht kein Volk so gut auf den innerlichsten Gedanken des

Familienlebens als die Deutschen; — es giebt der edlen Beispiele nicht wenige — nur möchten leicht von den dreißig Millionen deutsch redender Männer und Frauen etwa zwei Drittel als nicht hieher gehörig betrachtet werden müssen. Sind aber diese unrettbar? und sollen wir uns müßig an dem Schmerze weiden, daß sie es sind? Das sei fern. Der ächte Dichter soll nie irre, aber auch nie müde werden das Beste zu hoffen. Regt diese Menge nur recht tüchtig und liebevoll an, wie z. B. einst Gellert, Lessing und Klopstock thaten, und sie werden dem Guten und Schönen schon gehorchen, Anfangs vielleicht ein wenig verdrießlich, späterhin mit einiger Gefügigkeit, endlich mit Liebe.

§. 17.

Das Lustspiel stand von jeher, und steht besonders heut zu Tage bei uns in vorzüglicher Gunst. Strenge Geschäftsmänner und redliche Philister haben von jeher versichert, Trauerspiele hätten sie genug in ihrem Amt und in ihrem Hause, und für dergleichen Sachen noch apart eine Eintrittskarte zu lösen sei von ihnen nicht zu prätendiren. Manche gute Jünglinge hingegen, die nicht umsonst wollen ästhetische Collegia gehört haben, versichern kräftig, dergleichen prosaische Ansicht sei unerträglich, doch will man bemerkt haben, daß sie demungeachtet lieber in die Drillinge als in den Macbeth gehen. Bei dieser allgemeinen Nachfrage nach Lustspielen hat es deshalb auch nie an Dichtern gefehlt, die mit tugendhafter Seele den Durst des Publikums haben stillen wollen; da aber die bloße Tugend und der bloße Beifall der klatschenden Hände (die, weil und indem sie klatschen, nothwendig leer sein müssen) nicht immer ausreicht, so hat man von jeher auch Preise auf ein gutes Lustspiel gesetzt, oft recht städtliche Preise, — Summen, für ökonomische Deutsche fast zum Erschrecken.

Sehr viel aber muß doch bis jetzt nicht dabei heraus gekommen sein *), denn die Klagen über Mangel an Lustspielen dauern immer noch fort; ja sie ertönen in den Tagesblättern so häufig, daß ein Leidtragender dem zweiten und dritten begegnet, um sich einander trostlos die Hand zu reichen. Vielleicht wäre es nicht übel, einige dieser Klagenden selbst als zweckmäßige Gegenstände des Lustspiels aufzufangen, damit ihre bis jetzt unfruchtbaren Klagen doch offizinell würden. — Ist aber dieser Gedanke nicht ernsthaft genug, so möchte man gar zu frommen Prozessionen in Thaliens Tempel rathen, und zu elegischen Bitten an die Göttin, daß sie sich endlich mit einigen Dutzend klassischen Lustspielen einstellen möge. Können Waldraupen, Borkenkäfer und Heuschrecken größeres Unheil anrichten als das Gefühl Lustspiel-arm zu sein? und wurden nicht ehedem in katholischen Ländern, — wer glüht aber nicht gewaltig seit Schillers Mortimer für den Katholicismus? — gegen jene schädlichen Geschöpfe Prozessionen angestellt, ja ordentlich Kriege geführt? Es ist ein öffentliches Unglück (publica calamitas), niemand darf sich kalt zeigen, und Unruhe ist hier die erste ästhetische Bürgerpflicht.

§. 18.

Haben wir uns aber erst wieder ein wenig gefaßt, so tritt doch auch mancher Trost entgegen, und es findet sich wirklich ein deutsches Lustspiel, das ich im Allgemeinen als charakteristisch, sinnig, ehrbar und fröhlich bezeichnen möchte. Belege dafür giebt es in der deutschen Literaturgeschichte von Roswi-

---

*) Um nicht mißverstanden zu werden, wiederhole ich das Bis jetzt, und erinnere an die Kotzebuische Lustspiel-Preisaufgabe. — Die neueste von Berlin ausgehende läßt ganz andere, bessere Hoffnungen aufkommen.

tha bis zum heutigen Tage genug. Laßt uns besonders das Charaktergemälde als solches nicht nur nicht versäumen, sondern fleißig üben und vertiefen, denn die rechte Freude und Munterkeit bietet für die Deutschen doch einmal nur die Tiefe. In dieser Tiefe aber sei alles hübsch klar. Steht es so, dann möge sich ein solcher geistreicher und fröhlich überschauender Charakteristiker selbst an den Kampf mit Moliere und Regnard wagen, und z. B. den Misanthropen, Tartüffe und Spieler auf deutsche Weise neu bearbeiten; er dürfte vielleicht einen herrlichen Sieg erringen.

Man könnte mit scheinbarem Scherz aber auch ernsthaft fragen: Sind nicht manche deutsche Dichter fast zu ..... tugendhaft für das rein lustige Lustspiel? Es trifft sich zuweilen; nur vergesse man nicht, daß, was man im gewöhnlichen Leben „zu" tugendhaft nennt, noch lange nicht tugendhaft ist. Trockener Ernst, der sich als Sittlichkeit breit macht, steht gerade in sittlicher Beziehung mit wässerigem Spaß auf Einer traurigen Linie, und sollten deshalb noch manche Deutsche jene Gattung des Ernstes zu sehr lieben, so ist der einzige zweckmäßige Rath, daß man sich dergleichen stracks abgewöhne. Das Lustspiel hat es nun einmal mit dem Verstande und Witz zu thun und soll unser Herz nur leicht bestreifen. Fühlen wir — um den Gedanken durch ein Beispiel zu erläutern — auch nur auf einen einzigen Augenblick wahres Mitleiden mit dem geplagten Mann in Hell's feinem Lustspiel: „Der Unschuldige muß viel leiden," so ist es auch um das Lustspiel gethan. Leider aber verlangen jene Ueberernsthaften, daß alle Unsittlichkeit augenblicklich bestraft werde, und zwar von außen her, ohne zu bedenken, daß jede Unsittlichkeit, sie möge auch noch so witzig sein als sie will, sich in sich selbst schon zu rechter Zeit vernichten muß. Das bedenkend, werden wir überschauend leichter lachen als seufzen. So ist z. B. Kotze-

bues Luſtſpiel „der Rehbock,“ obwohl lauter unſittliche Perſonen darin erſcheinen, keineswegs ein unſittliches Stück, denn da ſie ſich ſelbſt alle mit einander in witziger Polemik annihiliren, ſo muß ſelbſt der ſtrengſte Moraliſt damit zufrieden ſein*).

Erfreulich hat in neuerer Zeit ſich Raupach's Talent für das Luſtſpiel kund gegeben. Es iſt ihm ſogar zuweilen gelungen, der Intrigue ſelbſt etwas Poetiſch-Gründliches zu geben, und der oft gehörte Vorwurf, es ſeien denn doch auch manche Unwahrſcheinlichkeiten vorhanden, ſcheint auf einem dem Luſtſpiel ungehörigen Boden erwachſen zu ſein. Ein beſonderes Lob gebührt der „Kritik und Antikritik,“ einem Stück, das ſich vorzüglich gegen die Mitte in begeiſterter Luſtigkeit zeigt. Löwenklau iſt ein vortreffliches Gemälde roher Exaltation, die ſich mit dem Ausbreiten poetiſcher Purpurlappen begnügt, ein Piſtol der zweite ohne deſſen ärgere Laſter. Je höher die Erkenntniß der Deutſchen in Beziehung auf Shakſpear ſteigt, und je mehr Gründliches für das Verſtändniß deſſelben geſchieht, je mehr werden ſich ſolche vollmundige, ergötzlich raſende Löwenklau's zeigen. Eine ähnliche Naturerſcheinung iſt bekannt, daß nämlich ſchwächere Menſchen durch den Sonnenreiz eines neuen Frühlings zu gewaltigem, ungeheurem Rieſen erregt werden, wobei ſie ſich freilich oft ſeltſam und ungebärdig genug anſtellen. Ein ſolcher Rieſer iſt Löwenklau; er hat Brüder genug und wird ihrer noch viele bekommen.

Erwägen wir ferner den ſchönen Troſt, den uns, wie überall ſo auch hier, Goethe bietet, deſſen Laune des Verlieb-

*) So urtheilte ich ſchon im dramaturgiſchen Wochenblatt 1815 — 17, und gab wohl gar hie und da Aergerniß. Jetzt iſt es damit längſt vorbei, und ich habe mit Vergnügen geleſen, daß mehrere jüngere Kritiker heut zu Tage eben ſo, ja noch lobender des viel geſchmähten Stücks gedenken.

ten, die Vögel u. s. w. an Feinheit und Bedeutsamkeit unvergleichlich hervortreten, oder des gestiefelten Katers, der in seiner unversiegbaren geistreichen Behaglichkeit auch sehr wohl als aufführbares Lustspiel gelten kann, sobald es uns nur erlaubt ist, die rechten Zuhörer dazu zusammen zu bitten, ziehen wir ferner die Summe von Talent zusammen, welche sich bei einigen neuern Dichtern findet, z. B. bei Robert, v. Eichendorff u. a., so werden wir wahrlich nicht Ursache haben bloß zu klagen, sondern fröhlichen Muths die Gegenwart betrachten und auf die Zukunft hoffen. (Vgl. die „Umrisse" u. a. S. 250 ff. Die Andeutungen über den Witz und das Lustspiel.)

§. 19.

Intermezzo.

Bei der Wichtigkeit des Lustspiels und dem allgemeinen Interesse für dasselbe werde hier noch folgendes Fragment als Extrablatt eingeschaltet, das einige seltsame Stereotyp-Bilder berührt:

Wie manche Comödiendichter die verschiedenen Gattungen der Künstler zeichnen.

Fast sämmtliche Künste, in so weit sie auf dem Theater durch einzelne Repräsentanten dargestellt werden, haben es mehr oder minder gut, und werden zuweilen sogar mit Weihrauchwolken umgeben. Eine beträchtliche Schaar von Comödiendichtern ist ordentlich in die Maler verliebt, welche deshalb mit unglaublicher Liebenswürdigkeit geziert für die Bühnenbretter hingegeben werden. Es ist hier nicht die Rede von der schönen Nothwendigkeit, einen Raphael, Correggio, Van Dyk u. s. w. groß oder liebenswürdig oder doch bedeutend zu schildern, sondern von der ungemeinen, zuweilen sogar phantasti-

schen Liebe, die manche sonst unphantastische Comödiendichter für sämmtliche den Pinsel leidlich führende Menschen empfinden. — Bekomme ich nur den Zettel in die Hand, der eine neue Comödie verkündet, und sieht mein Auge etwa: „Eduard, ein Maler," so weiß ich was ich zu erwarten habe. Es kann nicht fehlen, der Mann oder Jüngling hat eine gewisse mystische Liebenswürdigkeit in allen Zügen, und es ist ihm schlechterdings nicht zu widerstehen. Er hat eine große Seele, doch mit Bescheidenheit gepaart, er hat Talente wie Sand am Meer, er malt die Geliebte, ohne daß sie ihm je gesessen, er liebt heimlich, aber desto zärtlicher, er ist zwar jetzt noch nicht ein Millionär, aber dem zweiten Raphael kann es ja nicht fehlen. Da aber die Zartheit und Empfindsamkeit nicht jedermanns Sache ist, so bleibt dem Dichter noch die zweite Gattung der Maler offen: die humoristischen, die mit dem Pinsel in der Hand die ganze prosaische Welt übersehen, im Nothfall auch wohl ein wenig satyrisch anspritzen; stets aber liebenswürdig, ja wo möglich noch liebenswürdiger erscheinen als die sentimentalen. Mit einem Wort: die Maler sind die auserwählten Glücks- und Schooßkinder der Comödiendichter, und ich erinnere mich nicht auch nur ein einzigesmal auf einen unartigen Charakter unter ihnen gestoßen zu sein. — Ein neidloses Gemüth — und das sollen wir Alle haben — freut sich billig sehr darüber, und wünscht allen Malern gern neues Glück zu altem Glück.

Nach ihnen kommen die Musiker in den Comödien. Sie haben es freilich bei weitem nicht so gut als die Maler, doch immer noch mehr als erträglich. Sie sind ein wenig leichtfertig, machen sämmtlichen Sängerinnen, die ihre Compositionen geben, den Hof, haben wenig Geld und verschenken was sie leicht erspielt haben, trinken auch zu gern Champagner u. s. w. Das sind nun freilich Schlagschatten im Gemälde, aber mit

welchen herrlichen Kunst wissen unsere genialen Comödiendichter wieder zu mildern!' Wie fein bringen sie die außerlesensten Züge der Liebenswürdigkeit und der Großmuth an, so daß jeder gefühlvolle und verständige Zuschauer mit lächelnder Rührung sagt: Es sind doch im Grunde schöne Seelen, und übermüthige Engel sind doch immer noch Engel. —

§. 20.

Nach Bildhauern in Comödien sehne ich mich leider oft vergeblich. Rousseau's Pygmalion ist ohne Sang und Klang begraben worden, und ich habe nicht sonderlich Lust, auch wenn ich könnte, ihn wieder ans Tageslicht zu fördern, obwohl er viel hübsches sagt, das jedoch für einen Monolog von einer halben Stunde zu wenig ist. Eine rein plastische Natur würde dem Bildhauer in einer etwa unplastischen Comödie gut genug stehen und könnte vielleicht Beifall finden.

Einen Baumeister vermisse ich gänzlich, doch hat es mich immer gefreut, daß der ehrliche Jakob Traut (in dem wahrhaft guten Iffländischen Stücke „die Reise nach der Stadt") seinem Vater und dem Publikum erklärt, er wolle hinfort Häuser bauen lernen, und ich möchte den braven Jungen, der jetzt ein wackerer Mann geworden sein muß, wohl einmal wieder sehen.

Jetzt kommen die Schauspieler und Schauspielerinnen in den Comödien an die Reihe. Sie sind bei weitem nicht so liebenswürdig als die Maler. Das kann auch nicht sein, denn solche Mischung von Zartheit und Erhabenheit, Humor und Charakterwürde, wie bei den Malern, wiederholt sich nicht im Leben: so meinen die Comödiendichter. Im Gegentheil haben es die Schauspieler im Schauspiel häufig schlimm genug, sie theilen nicht nur sämmtliche Unarten der Musiker, sondern werfen auch noch längere und tiefere Schatten. Sie machen

Kabalen und Schulden, thun freundlich und sind innerlich zornig, leben fast nur in Intriguen, bereiten dem Direktor nichts als Kopf- und Herzweh u. s. w. Das Interessanteste dabei ist, daß selbst höchst liebenswürdige Schauspieler solche Zerrbilder darstellen, denn leider haben sie keine Wahl, da nun einmal die Comödiendichter fast nichts Anderes in dieser Art liefern. Es ist indessen immer die poetische Freisinnigkeit der wahren, lebendigen Schauspieler in Beziehung auf die darzustellenden zu rühmen.

§. 21.

Aber, aber — ach wie oft müßte dieses Aber wiederholt werden! — wie weit ab steht alle dies Ungemach der Musiker und Schauspieler von dem, was die Comödiendichter den Dichtern überhaupt bereiten. Zuvörderst haben diese phantastischen Personen nicht das mindeste — Geld, und das ist schon genug sie für einen wohlhabenden und wohlgenährten Zuschauer zum Horreur zu machen, aber selbst wenn irgend ein zartgesinnter Edler ihnen einiges Mitleid schenken wollte, so würde er damit nicht durchkommen. Es geht leider nicht; denn es sind meistens übermüthige und verzagte Leute, arge Trinker — (das traurige Wort wird ihnen häufig genug nachgesagt, besonders von erhabenen Satten!) — und unbedenklich in der Wahl der Mittel, z. B. durch niedrige Schmeichelei, Possenreißerei u. s. w. zu einer guten Mahlzeit zu gelangen. Andere sind in ein noch tieferes Schwarz getaucht, und schwimmen behaglich in Abscheulichkeiten und Ruchlosigkeiten herum, verachten dabei gelassen die ganze Welt und sich mit, versichern häufig, mit der Tugend sei es ganz und gar nichts u. s. w., so daß jeder ehrbare Handwerksgesell auf der Galerie zu sich selbst sagt: „Nein wahrhaftig, so dürfte ich meinem Meister nicht kommen und möchte es auch nicht.

Nun traue aber auch einer dem Poetenvolke!" — Jene Satten aber sagen noch ganz Anderes und Schlimmeres.

Was können nun die Comödiendichter A. B. C. (denn natürlich ist hier nicht von allen die Rede) zu ihrer Rechtfertigung sagen? Das Beste, dünkt mich, wäre etwa, wenn sie erwiederten, es sei alles nur Scherz und Humor, und da sie ja selbst Dichter seien, so könne ihnen niemand wehren die Poeten in ihren Comödien so grau und schwarz, so verkehrt und verquert vorzustellen, als sie beliebten. — Dagegen ließe sich nichts einwenden, wenn nur jene rabenschwarzen Schilderungen nicht so häufig, ja fast immer wiederkämen, wodurch der feinere Scherz ohne Zweifel ermüden muß. Es ist aber so weit gekommen, daß die Maler, Musiker, Schauspieler, Poeten in den Comödien zu Masken geworden sind, zu stehenden Bildern, an denen man sich unmöglich lange ergötzen kann. Warum gebt ihr uns nicht wenigstens einmal zur Abwechselung einen ekstatisch-edlen Musiker, einen großgesinnten Schauspieler und Dichter? Habt ihr so großen Ueberfluß an Humor, so soll der wahrhaftig nicht dabei umkommen, denn die treffliche Gesinnung verträgt sich bekanntlich überaus wohl mit dem Humor, ja der ächte Künstler kann nie ganz ohne denselben bestehen. Warum gebt ihr uns also dergleichen Gemälde gar nicht, oder doch fast gar nicht? — Vielleicht weil es jetzt große Schwierigkeiten haben würde, und mancher fleißige Theaterbesucher die Stirn reibend sagen würde: „Ei, ei! wie ist mir denn? Das ist ja ganz was Neues, und ich kann mich noch nicht recht darein finden." — Wagt es immer darauf, ihr Poeten. Die Menschen sind in der Regel gut oder doch wenigstens leidlich, und gewöhnen sich gern an das Gute.

Ein Intermezzo aber muß kurz sein, und so fahre ich schnell im eigentlichen Text fort:

§. 22.

Seit etwa acht oder zehn Jahren hat sich auch das Melodram von jenseit der Ardennen her bei uns eingefunden, und ist von Vielen als ein guter Bruder aufgenommen. Seien wir gerecht gegen Frankreich, wo es als ein Kind der Noth geboren ward, gleichsam zum Ersatz eines ächt romantischen Götterkindes. Neuere Trauerspiele konnten daselbst seit Voltaire's Zaire kein besonderes Glück mehr machen, denn da jeder gebildete Franzose den Corneille und Racine auswendig weiß, so fand man auch leicht, daß die meisten als neu geborenen Tragödien doch nur Nachhall der älteren waren. Dasselbe galt von den Lustspielen; man belachte zwar manche der neuern angenehmen und witzigen Stücke, aber es war unter den Poeten doch immer kein Moliere. Bei so bewandten, nicht sehr erfreulichen Umständen zeigte sich vollends hie und da (Corneille's mißverstandenem Aristotkles und Boileau's frostiger art poetique zum Trotze) ein gewisses verworrenes Sehnen nach dem „Romantischen," eine Ketzerei, welche die französischen Krieger und Nicht-Krieger, vielleicht bei der Einsammlung der Contributionen oder bei Besuchen deutscher Bühnen und dem Blättern in deutschen Büchern von der Spree, Elbe und dem Rhein, mit an die Seine gebracht hatten. Das war es! das hatte gefehlt! riefen jetzt wohl manche guten Leute in den Vorstädten von Paris, Lyon und Marseille, hier muß man den Deutschen zu Hülfe kommen, die zwar glücklich genug im Erfinden sind, aber nicht im eleganten Durchführen.

Zwar wußte man nicht so recht, was die Deutschen unter dem Ausdruck „romantisch" verstehen, auch wollte man sich auf ihre dornige, metaphysische Sprache nicht einlassen; so viel aber glaubte man doch weggekriegt zu haben, jenes Zauberwort

deute auf ein Gemisch von entsetzlichen und süßen Sachen, erhabenen und lustigen Auftritten, Dorfhochzeiten und Zweikämpfen, wobei die Musik, die sich ohnehin zu dem Wunderbaren schickt, das Ding in das Gleichgewicht bringen könne. Hatte man sich lange genug mit falscher Kritik gequält, so wollte man nun einmal versuchen, wie es ohne alle Kritik gehe. — Wer hat nicht einmal von Aubri's treuem Hund gehört, und wer hat sich nicht über das redliche Thier gefreut? warum sollte das nicht auch auf der Bühne Glück machen und seine Interessantheit behaupten? In wessen Jugendträumen hat nicht Robinson und Freitag gespielt? und wie erquicklich muß es sein, diese Edeln auch auf der Bühne zu erblicken, wobei sich sogar die Tänze der menschenfressenden Wilden als nothwendig ganz von selbst verstehen, u. s. w. Zwar erhub dagegen die Kritik ihre gewaltige Stimme, aber es half nichts; die Melodramen-Poeten ließen sich gar nicht darauf ein, und baten bloß, ihnen einige Interessantheit zuzugestehen, wogegen sie auf die höheren, der Tragödie und Komödie gewidmeten Bühnen durchaus Verzicht thaten.

§. 23.

Demungeachtet hätte man ihnen schwerlich nachgesehen, wenn nicht dabei noch ein wichtiger Umstand sich mit in das Spiel gemischt hätte. Es war doch nun einmal weltkundig geworden, daß es einen Shakspear gebe, und lange nach ihm auch einen Goethe und Schiller, die allerhand merkwürdige romantische Sachen geschrieben, und die Franzosen mußten sich nachsagen lassen, sie könnten zwar sehr Vieles, aber mit dergleichen wolle es nicht fort. Darauf hatte man nun zwar seit Jahren erwiedert, vom Können dürfe nicht die Rede sein, sondern nur vom Wollen, und man wolle eben *nicht*, weil doch die ganze romantische Gattung nur auf das Uncorrecte und

Unklassische hinauslaufe. Dabei ist es denn auch in Frankreich geblieben, man schreibt Melodramen, läßt sie in den Vorstadt-Theatern aufführen, loyale Bürger erfreuen sich an dem tugendhaften und dem übelgesinnten Galeerensclaven, so wie an Damon und Pythias, die uns so nahe gebracht werden, daß sie sogar bei der französischen Beobachtungsarmee an der spanischen Gränze als Sergeanten angestellt sind. Aufheben wird davon nicht gemacht, ja es ist glaublich, daß manche sich im Stillen vor den abgeschiedenen Geistern Boileau's, Batteux's, La Harpe's und anderer eiszapfigen Kritiker fürchten; doch ließe sich hoffen, daß auch diese Männer jetzt in höhern Sphären mildere und freiere Ansichten gewonnen haben, und deshalb durch die Finger sehen.

Ganz anders ist es in Deutschland. Die Menge ist längst gewohnt das Theater als einen Ort zu betrachten, wo man vielerlei und allerlei zu sehen kriegt, was weder im eigenen Hause noch auf den nächsten Straßen zu finden ist, und um ein paar Stunden leidlich hinzubringen, ist ein Melodram von Pixérecourt eben so gut als ein Lustspiel von Molière, oder vielmehr es ist besser, denn ein wenig Erschütterung der Nerven mag man wohl leiden, und wenn am Ende eine mäßige Rührung und ländliche Tänze die Sache in's Gleichgewicht gebracht haben, so sagt man wie etwa Sley in der „bezähmten Widerspenstigen": A good matter, surely; comes there any more of it? oder: 'Tis a very excellent piece of work; Would't were done.

§. 24.

Um so strenger aber walten die Kritiker, sie nehmen sich die Sache sehr zu Herzen, und äußern sich bald witzig, bald wehmüthig über den ungeheuern Schaden, den die Melodramen anrichten. Sie haben gewiß nicht ganz unrecht, nur

vergessen sie zuweilen dabei, daß die meisten aus dem Französischen übersetzten sogenannten regelmäßigen Stücke in ihrem, dem wahren Deutschen gar nicht angehenden und nicht berühren sollenden fremdartigen Leben oder Scheinleben nicht minder schaden, oft sogar noch mehr, z. B. die giftig-witzigen Stücke von Beaumarchais. In einigen (wenigen) Melodramen ist doch ein Schatten von Phantasie, hie und da vielleicht sogar eine entfernte schwache Ahnung vom Romantischen.

Nie aber können wir streng genug sein gegen das Vieh, welches einige Poeten zur Schmach der Bühne auf dieselbe getrieben haben. Es ist schlechterdings nicht zu dulden, und Shakspear, der alles wagte was sich irgend mit Recht wagen läßt, hat dennoch nicht gewagt, selbst das edelste Thier, das Roß, auch nur auf einen Augenblick erscheinen zu lassen, obwohl es ihm im Macbeth (bei Banquo's Ermordung) und im Richard III. so nahe stand. Er wagte nicht, d. h. er wollte nicht.

Wie beliebt aber auch das Melodram sein möge, die höchste Neigung, die entschiedenste, leidenschaftlichste Liebe hat seit einer Reihe von Jahren schon die Oper gewonnen. Die Geschichte der deutschen Bühne ist freilich noch bei weitem nicht hinreichend an das Tageslicht gebracht, und es möchte jetzt für den Einzelnen sogar unmöglich sein, sie auch nur einigermaßen vollständig zu beschreiben; wer sie aber auch nur obenhin kennt, weiß, daß die Oper schon in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ausnehmend geschätzt wurde, und daß insonderheit Hamburg durch seine Poeten Postel und Feind, so wie durch seinen großen Tonkünstler Kaiser sehr viel für dieselbe that. Erwägen wir dabei ferner: kein Volk, selbst die Italiener nicht ausgenommen, hat sich jemals in der Musik so heimisch gefühlt als die Deutschen. Unsere Minnelieder, Volkslieder, Meistersängerlieder u. s. w. könnten wir

im Allgemeinen eintheilen in die todten und lebendigen, todt waren sie, wenn sie keine Musik mitbrachten, lebendig, wenn sie auf den Lippen des Lesers zu Gesang wurden. Nur auf diese Weise konnten sie, bei der seltenern Uebung im Schreiben und bei ermangelnder Druckerpresse, sich so lange erhalten. Die Musik gehörte gewissermaßen mit zum Leben, und der Gesang war der reinste Pulsschlag desselben. Wer, mit musikalischem Sinne begabt, die altdeutschen Lieder liest, wie sie uns v. Arnim, Brentano, Büsching u. a. gegeben haben, wird die Musik dazu leicht selbst finden, und fröhlich erstaunen, wie gut er es getroffen, wenn ihm etwa späterhin einige gerettete ächte Melodien aus dem vierzehnten oder funfzehnten Jahrhundert zu Ohren kommen. Auch bei den größern Gedichten, z. B. bei den Nibelungen, wird uns dieser Umstand klar, selbst bei bloßem lauten Lesen; auch von solchen Werken gingen ohne Zweifel manche Rhapsodien musikalisch von Mund zu Mund.

§. 25.

Während der Zeit der Reformation entwickelte und verfestigte sich der tiefere religiöse und philosophische Sinn der Deutschen, doch war Luther selbst am meisten bemüht, die Musik, als eine heitere, fromme Kunst, nicht bloß zu erhalten, sondern weiter zu fördern durch Wort und That. — Mit welchem glücklichen Erfolg, ist bekannt.

Nach dem dreißigjährigen Kriege verloren die Deutschen, die innere Ehre ausgenommen, fast alles was das Leben schmückt. Sie wurden ernst bis zur Pedanterie und metaphysisch bis zur Unpoesie. Das Ausland betrachtete sie als unglückliche und geschmacklose Leute, die man theils bedauern, theils verspotten müsse, sobald sie mehr wollten als arbeiten. Zwar kümmerten sich die höhern Deutschen wenig um diese thörichten Anmaßungen, allein im Ganzen verzagte man doch

an

an allem, was man so im gewöhnlichen Leben Dichtkunst nennt. Der Dichter bedarf zu sehr eines glücklichen, auch in äußerer Festigkeit ruhenden Vaterlandes; unsere Vorfahren aber hatten in jedem Kriege und in jedem Friedensschlusse mit Ludwig XIV. nur neuere und schmerzlichere Verluste zu beklagen. Der Dichter bedarf der Gunst und der Aufmunterung der Fürsten und der Großen; nicht aus Eitelkeit, sondern weil er seiner Wirksamkeit gewiß sein will. An einer solchen aber fehlte es, denn die französische Poesie, sonst so unverträglich mit dem deutschen Charakter, hatte sich bereits zu tief bei uns eingenunzeit, ja selbst unsere unschätzbare, alle andere neuere weit übertreffende Sprache war nach allen Seiten hin so sehr verunstaltet worden, daß nur die ausgezeichnetsten Dichter sie noch einigermaßen retten konnten. Aber die Bemühungen Einzelner helfen nicht genugsam, wenn das gesammte Volk, vornehme wie geringe Klassen, den edlen Stolz auf ihre Sprache zu verlieren droht. Wohin nun sich retten, wo einen Zufluchtsort finden? In dem Reiche der Töne, der allgemeinen Sprache der Empfindung, dem unantastbaren, unermeßlichen Gebiet der Sehnsucht, der Andacht, der Liebe und des Schmerzes.

§. 26.

Es ist zu beklagen, daß wir bis auf den heutigen Tag noch keine wahrhafte, vollständige Geschichte der deutschen Musik haben, damit sich in voller Sonnenklarheit das Ergebniß darlege, welch' eine unvergleichliche Fülle der ausgezeichnetsten musikalischen Compositionen bei uns vorhanden sei, und wie uns unter allen Völkern hier die höchste Ehre gebühre. Wir Deutschen brauchten nur die Augen aufzuthun, so starrte uns überall Jammer und Elend, Beschränktheit und Pedanterie entgegen; wenn wir aber in uns selbst hinein sahen, dann entwickelten sich die Töne, welche allein würdig waren, der christ-

tiefen Sehnsucht zum reinsten Opferdufte zu dienen, oder sich unserer Liebe als hülfreiche geflügelte Genien zu bieten. Daher der Reichthum an herrlichen Chorälen und größern Kirchenmusiken, daher so manche fromme und unschuldig-fröhliche Liedermelodien, Wiegenlieder wie Sterbelieder, die sich Jahrhunderte erhalten haben und erhalten werden. Die Musik bedarf — wenn ich mich so ausdrücken darf — unter den Elementen nur der Luft und des Feuers; diese sind uns immer günstig gewesen, mit der poetischen Beherrschung der Erde und des Wassers ist es nur den auserwähltesten Dichtern, z. B. Göthen gelungen.

Wie aber, um den Charakter und den Namen eines Deutschen zu verdienen, immer die Gründlichkeit als nothwendigste Eigenschaft gewaltet hat, so auch in ihrer Musik. Wir haben Musiker gehabt und haben deren noch, die in der Musik gewissermaßen die höhere Schwester der Mathematik darstellten, während die Bache, Hasse, Graun u. a. die Gründlichkeit mit erhöhterem Gefühl vereinigten, späterhin Gluck und Haydn selbst in das Innere der Geisterwelt drangen, und endlich in Mozart, um es mit einem Worte zu sagen, die ganze göttliche Natur Shakspears sich musikalisch verjüngte und erneuete.

§. 27.

Wie begreiflich also, daß sich die Musik auch der Bühne bemächtigte, wie natürlich, daß sich die Deutschen dort mit Freuden versammelten, wo sie die süßeste Lösung aller Räthsel des Lebens und der eigenen Brust zu empfangen hoffen durften. Bis dahin also kein Vorwurf, denn bis dahin war die Neigung, ja die leidenschaftliche Liebe für die Musik unschuldig und des Deutschen völlig würdig. Wir erfreueten uns mit dem größten Rechte der Meisterwerke deutscher Componi-

sten, und nahmen wohlwollend auch das Übliche auf, was das Ausland in dieser Hinsicht bot. So gründlich sichergestellt konnte es auch nicht befremden, wenn daneben das Leichte und Bunte oder das mit Fratzenhaftem wechselnde Phantastische gleichfalls zur Ergötzung ausgestellt wurde, z. B. Süßmayr's Spiegel von Arkadien, Wenzel Müllers Donauweibchen und ähnliche wunderliche Dinge, die denn doch auch wohl am Ende nicht ohne Kern sind. Niemand würde dadurch sonderlich verwöhnt oder verwelchlicht, es fiel keinem ein, einen übergroßen Werth darauf zu legen, sondern man fand sich mit erfrischten Kräften vielleicht schon am andern Abende mit gebührender Sinnigkeit in Egmont oder Wallensteins Tod ein. Wie ist dies anders geworden! — Betrachten wir das genauer, denn die Menge steht hier an einem gefährlichen Abgrunde.

§. 28.

Wenn die Musik, von einem gewissen Standpunkte aus betrachtet, in sich selbst als die ätherischste und frömmste aller Künste erscheint, so kann sie auch am leichtesten mißbraucht werden. Sie wird mißbraucht, wenn sie zur bloßen Erholung oder sogenannten Aus- und Abspannung, oder zum Amüsement *) dienen soll. — Was die possirlichen Sprünge eines Affen ebenfalls vermöchten, dazu soll der Genius nicht in Anspruch genommen werden. Sie wird ferner gräßlich gemißbraucht, wenn sie als Surrogat der anderweitig mangelnden geistigen Unterhaltung, als Verhüllung des Nichtdenkens oder überhaupt der tönenden Eitelkeit dienen muß. Wie oft sie aber also mißbraucht werde, das sei der heitern Polyhymnia

*) Bekanntlich übersetzte einst ein deutscher Schriftsteller das unangenehme Wort „sich amüsiren" durch „sich entmusen."

und der stimmig tiefen Cäcilia geklagt, die sich beide vereinigen mögen, um diesem Unwesen zu steuern. Es ist wirklich so weit gekommen (wie bereits anderswo bemerkt worden), daß man ohne Gefahr zu beleidigen keine Dame mehr fragen darf, ob sie musikalisch sei, denn leider wird schon lange das schöne Wort „musikalisch sein" als gleichbedeutend mit „Musik treiben" gebraucht. Was sich bei gewöhnlichem Musiktreiben erreichen läßt, wissen wir; aber auch selbst das gründlichste Musiktreiben — und zwar bei einer gewissen Gattung von Talent, die ohne Tiefe des Gemüths bestehen kann — wird nie zur wahren Kunst führen; denn auch von der Musik gilt, was von der Poesie gesagt werden darf, daß sie niemals außer dem — wahren, von allen Zufälligkeiten gereinigten — Leben stehen dürfe, und wer nicht Musik hat in sich selbst, wird sie in ächter Bedeutung auch nie geben können. — Es versteht sich freilich von selbst, daß jemand als Auserwählter, Glücklicher und Gebildeter sein ganzes Leben zum reinsten Gesange erhoben haben kann, ohne deshalb — singen zu können; aber es sollte auch nicht minder erkannt werden, daß ohne Harmonie im Innern unmöglich ein wahrhaft vortrefflicher, gediegener Gesang erzeugt werden könne. Oder meint ihr etwa, daß in der Musik auf den Charakter und innern Werth des Producirenden oder Vortragenden gar nichts ankomme? Meint ihr, daß ein leerer, seichter, fratzenhaft eitler Mensch, wenn er nur die gehörige Brustanlage besitzt und eine gute Schule durchgemacht hat, einen großartigen Choral genügend vortragen könne? und warum sollte hier nur vom Choral die Rede sein? Glaubt ihr, daß er, dem innere Würde fehlt, dennoch würdig sei, ein edles Lied von Händel, Gluck, Mozart, Haydn u. s. w. zu singen? Er mag hunderten und tausenden genügen, doch gewiß nicht dem wahrhaft frommen und fröhli-

chen Gemüth, das in sich selbst jene Gesänge ganz anders, auch in stummer Musik vernimmt.

§. 29.

Die Menge, welche diesmal größtentheils aus sehr vornehmen Leuten besteht, kümmert sich um diese und ähnliche Fragen nicht im Mindesten, sie fährt fort theils selbst zu musiciren, theils ihre Abende in der Oper zuzubringen, wo sie allerdings hoffen darf bei weitem Besseres zu vernehmen, als sie selbst zu Stande zu bringen vermag. Sie liebt Gluck und Rossini, Mozart und Fioravanti u. s. w., alles in Einem Athem. Und warum sollte sie auch viel wählen? sie will zuvörderst schauen, und findet bei der großen Oper in dieser Hinsicht ihre Rechnung weit besser, als selbst in dem auch äußerlich reich ausgestatteten Trauerspiel. Leider hat es die Oper schon längst durchgesetzt, ihren Zauber mit dem Zauber anderer Künste nnd Künsteleien zu verbinden. Man findet hier die höchste Decorations- und Kleiderpracht, überraschende Maschinerie, Feuerwerker-Experimente selbst in chinesischer und bengalischer Art, Tänze aller Gattungen, die die Sinnlichkeit leicht bewegen oder schärfer reizen. Aber man will nicht bloß schauen, man will auch träumen, nicht etwa großartig und sinnvoll, sondern weich, süß und sogenannt romantisch träumen, und man findet in der Musik — wer könnte ohne Schmerz es aussprechen — die Schaukelkunst, welche jene Träume am leichtesten und bequemsten verschafft. Man scheuet sich zu denken. Der leere Kopf will leer bleiben, aber das seichte Herz will sich in bequemen Halbschlummer einlullen lassen. Wohl hat es in Deutschland immer gewisse Kakerlakennaturen gegeben, die lichtscheuend nur in dämmernden Gefühlen lebten, aber sie versuchten doch zuweilen sich aufzuraffen, sie schämten sich auch wohl, und wagten wenig-

stens nicht als Prinzip zu verkünden, was traurige Angewöhnung bei ihnen war. Jetzt ist es anders geworden, viele gestehen ohne alles Erröthen, daß sie die Musik weit mehr lieben als die Poesie, daß ihnen die „Italienerin in Algier" weit mehr Freude mache als Shakspears „Was ihr wollt," und Rossini's verwaschener Othello bei weitem mehr Vergnügen gebe als der ursprüngliche schwarz glühende Mohr von Venedig. Daraus folgt, daß sie keineswegs die Musik mehr lieben als die Poesie, sondern — weder die eine noch die andere in wahrer Bedeutung des Worts, deshalb noch einmal sei es wiederholt:

Edle Naturen veredelt Musik, doch flache verflacht sie;
Was Polyhymnia spricht, hört nur der tiefere Sinn.

Dieser tiefere Sinn wird jedoch auch wieder aufwachen, und es wird die Zeit kommen, wo man sich mancher verweichlichenden Träume von heute schämt.

§. 30.

Ich will nicht weiter fortfahren in den Schilderungen des einzelnen die Bühne Betreffenden. Die Wichtigkeit derselben ist für jedermann klar, und die erhöhte Theilnahme des Publikums für dieselbe scheint doch bei Manchem auf gutem Grunde zu ruhen, und zwar auf dem vergrößerten Interesse für die Geschichte, mithin auch für das öffentliche Leben, welches der Geschichte nur Deutlichkeit giebt. Warum wird uns aber so selten wahrhaft Historisches geboten? Ich habe hier natürlich nicht bloß das der Geschichte unmittelbar Entnommene im Sinn, ich meine überhaupt alles Wahre, in sich selbst Gegründete, das, eben weil es wahr ist, als historisch gelten kann. (S. oben über das Charaktergemälde.) Sodann aber meine ich allerdings das Reingeschichtliche, und möchte allen, insonderheit aber den dramatischen Dichtern, —

man kann ja des wahrhaft Guten nie zu viel thun — ein erneuetes Studium, nicht bloß der Katheder-historie, sondern der ehrlichen deutschen Chroniken sehr empfehlen. Shakspear, in welchem überhaupt ein moderner Tacitus nicht zu verkennen ist, hat jenes Studium nicht nur nicht verschmäht, sondern mit wahrer Liebe und Andacht die Chroniken seines Vaterlandes geprüft, und ist wahrlich als ein eben so großer Dichter zu betrachten, wenn er ihnen Schritt für Schritt folgt, als wenn er, kraft seiner poetischen Vollgewalt, von ihnen abweicht. Zwar läßt sich nicht verhehlen, daß Shakspear es mit seiner Geschichte in vieler Hinsicht bei weitem besser hatte als wir guten Deutschen, die, wenn wir z. B. ein bedeutendes Verhältniß des Braunschweig-Wolfenbüttelschen Hauses dramatisch in's Licht gesetzt haben, nicht sicher sein können, ob man uns in Hildesheim oder Celle recht verstehen werde, oder, falls man uns versteht, das gehörige Interesse gewähren wolle. Indessen soll auch dieser Umstand uns nicht muthlos machen, denn es giebt der Blüthen und Früchte in der allgemeinen deutschen Geschichte so viele, daß wir sie nur zu pflücken und dann für die gehörige goldene oder krystallene Schale zu sorgen haben. Ueber die Form dieser Schale wird der ächte Dichter nicht in Verlegenheit gerathen; will er aber schauen, wie ein historisch gegebener Stoff aufzufassen und in eine bestimmte dramatische Form zu bringen sei, so wird er bald in Shakspear auch hierin den besten Lehrer finden. Für seine Freiheit darf er bei diesem Studium wahrlich nicht besorgt sein, denn der Unfreie würde keinen Dichter so wenig verstehen als jenen altbrittischen Meister, mithin auch gar nichts von ihm lernen können. Ueberhaupt kann ja der wahre Dichter nie etwas anderes wünschen als freie Untersuchung und freie Liebe; — dann aber auch Entschiedenheit und Festigkeit in beiden Beziehungen.

§. 31.

Zeitungen.

Selbst politische hatten wir im ganzen siebzehnten Jahrhunderte nur sehr wenige; doch erschien zuweilen ein Extrablatt, wenn irgend etwas Großes vorgefallen war, z. B. der Sieg über die nie besiegten Schweden bei Fehrbellin. An ästhetische und philosophische Journale war nicht zu denken, denn die Acta eruditorum, die unschuldigen Nachrichten u. s. w. erschienen zwar heftweise, sind aber auch als einzelne Hefte wie Bücher zu betrachten. Es scheint, die Schriftsteller hielten sich an diese Bezeichnung, und meinten, sie müßten Schriften liefern, welche man aufstellen könne, weshalb dieselben nicht zu dünn sein dürften. Ein gutes, stattliches Buch in Schweinsleder gebunden war unsern Vorfahren etwas Ehrwürdiges; bei kleinern Schriften vermuthete man schon ein wenig Leichtsinn; eine Ansicht, über die wir alle mit Vergnügen scherzen dürfen, sobald wir uns nur erinnern, daß wir Deutschen doch auch die besten aller kurzen Epigramme haben, ich meine die von Logau und Angelus.

Indessen wurden bei dem immer lebhafter werdenden literarischen Verkehr die Journale und Zeitungen nothwendig. Man wünschte, daß manche Ideen — oft waren es auch wohl nur Einfälle — schneller in das Leben treten, und mochte deshalb die beiden weitläuftigen Leipziger Messen nicht abwarten. So entstanden manche Monatsschriften. Endlich wurden die Schriftsteller noch ungeduldiger, und es schien ihnen pedantisch ganze vier Wochen zu warten, um irgend einen neuen Gedanken, z. B. daß ein gutes Herz doch alles wieder gut mache, daß ein fleißiger Holzhacker dem gemeinen Wesen viel nützlicher als der stolze, speculative Philosoph, und der beste Poet höchstens mit einem Pastetenbäcker zu vergleichen sei, der zwar

wohlschmeckende, doch überflüssige Waare verkaufe u. s. w., dem staunenden Deutschland vorzutragen. Dazu kam noch das Theater, das augenblicklich entzündend auch augenblicklich die Schreibfinger in Bewegung setzte, um die Entzündung weiter zu verbreiten.

§. 32.

Wie wenn heute der sonst treffliche Schauspieler Y. als Rolla zu sehr geschrieen, und das sonst höchst geniale Fräulein S. als Cora bei weitem nicht naiv genug — über ihre Hoffnung bald Mutter zu werden — gesprochen hatte, sollte man mit solchen Nachrichten vom 1. December bis zum 1. Januar warten, wo vielleicht kein Mensch mehr daran dachte? Es war unmöglich, und so entstanden Zeitungen philosophisch-ästhetisch-moralisch-vermischten Inhalts. Das Publikum probirte die Sache und fand sie plausibel, man konnte recht gut während des Lesens auch an ganz Anderes denken, und verstand doch alles: — so bequem war es zugerichtet. Oft sogar verstand man es besser als der Autor, und das schmeichelte wie billig dem Leser. Kotzebue, der bekanntlich sehr Vieles, und oft mit Erfolg trieb, nahm sich auch der Zeitungsliteratur an, und legte sogar seinem Freimüthigen einen für schwächere Nerven erschrecklichen, doch auch wieder der lustig wogenden Menge nicht übel zusagenden Haupt-Gedanken unter. Es war nämlich gegen Ende des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts von mehreren Seiten her das Urtheil ausgesprochen worden, daß Johann Wolfgang von Goethe, der Autor des Göz und des Werther, der Iphigenia und des Wilhelm Meister, nicht bloß der größte deutsche, sondern auch der größte europäische Dichter sei. Dagegen hatte der viel gewandte Mann zwar oft schon in Romanen, Comödien, Miszellen u. s. w. gekämpft, allein die Deutschen sind

mitunter harthörig, und man thut wohl, ihnen wo möglich alle Tage daſſelbe zuzuſchreien, bis ſie endlich merken was der ſchreiende Herr meine.

Indeſſen war damit nicht viel gewonnen, der „Feldherr," gegen den alle dieſe Angriffe gerichtet waren, lebte und wirkte fort, „in Fülle der Geſundheit" und Heiterkeit, und antwortete nie; was auch ſehr billig war, da das ganze Geſchwätz nur gegen einen Pſeudo-Goethe anſtürmte, der den wahren Goethe nicht das Mindeſte anging. Man war in Gefahr, daß das Publikum, welches ſich ſchon ein wenig ennuyirt fühlte, abſpringen werde, und legte ſich nun mehr als jemals auf die weitſchichtigſte Vielſeitigkeit. Gute Leute, die ſich bis dahin noch ganz unſchuldig erhalten und, ihrer eigenen Beſchränktheit kundig, niemals den verwegenen Gedanken gefaßt hatten zu ſchriftſtellern, erkannten jetzt das Thörichte ihrer Schüchternheit, denn man forderte ſie jetzt auf bekannt zu machen, was ihnen irgend auf dem Herzen liege; es werde ſchon gut genug ſein und ſich leſen laſſen. Ganz beſonders hat man ſie (es war im Jahr 1802 und 3), jede zu ihrer Kunde gekommene gute Handlung durch die Drucklettern bekannt zu machen, und damit ſie wüßten woran ſie wären, ward hinzugeſetzt, es könne ſehr vortreffliche Handlungen geben, bei denen nur ein Reichsthaler im Spiele ſei. Hier war alſo eine beſtimmte Norm angegeben, und wenn auch die Leichtfertigkeit und der Muthwille hätte fragen können, wie es nun mit einer edlen Handlung ſtehe, bei der nur von 23 Groſchen die Rede ſei, ſo war doch im Voraus zu ſehen, daß der discrete Herausgeber es damit nicht zu genau nehmen würde, indem ſich ſogar behaupten läßt, es könne ſehr liebenswürdige Actionen geben, in denen gar kein Geld vorkommt. Ich geſtehe, ich erwartete damals von nichts als erhabenen Thaten zu hören, hoffte auch, es ſollten einige der meinigen, über die

mein Ausgabebuch Bericht gab, an's Licht kommen; allein die Sache fiel dürftig aus; die Nobelhandelnden meideten sich aus eigensinniger Tugend nicht selber, und die kühl gesinnten Nachbaren hatten auch nicht Lust um jener Schweigenden willen in das Dintenfaß zu tunken.

§. 33.

Und was las man nun in jenen ersten Heften des Kotzebue'schen Freimüthigen? immer nur Unzufriedenheit mit jenem Pseudo-Goethe, Wuth gegen die Schlegel und Tieck, Tadel über das löbliche Weimarsche Theater, und Vermischtes über sämmtliche Theater Deutschlands. Jeder Leser des Januarhefts hätte sich eigentlich das Februarstück erlassen können. Den März und April vollends, denn es war bereits Alles, was man sagen wollte, im Januar verkündet worden. Dennoch ward jede neue Sendung mit Freuden aufgenommen, und in Puktupöhnen und Bialystock, wie in Hüningen und Trochtelfingen gab es werthe Leute genug, die sich der Freimüthigkeit erfreuten, mit welcher man durch die eben in Sturm und Schnee ankommende Post erfahren konnte, daß es mit der Weimarschen Bühne doch nicht so außerordentlich stehe als die Enthusiasten verbreitet, und daß Goethe auch nicht vollkommen sei. Wer Besseres wollte, ward angewiesen sich erst die hypergenialen Hörner abzulaufen.

Und doch! so schlimm es damals stand, welch' eine liebe, lammfromme Zeit gegen die jetzige! Heut zu Tage steckt der größte Theil unserer Literatur in den Zeitungen, deren wir so viele haben, daß, wer sie alle lesen wollte, bald durch die Last, wie Typhoeus vom Aetna, würde begraben werden.

Indessen nimmt man auch die Sache so schwer nicht. Man liest, wie etwa Schoppe im Titan (der Vergleich rühret mich selbst), die Literaturzeitung, wie sie gerade, in einander

gelegt, uns in die Hand gegeben wird, quer über, ohne erst weitläuftig nach der Seitenzahl und nach dem Sinn zu sehen. Auch das Kaffeehaus-Geräusch, unter welchem diese Blätter gewöhnlich gelesen werden, das Tassengeklapper und Punschgläserklirren, die Begrüßungen der Ankommenden und Gehenden, selbst die Mäntel an den Nägeln der Wand, das Schneeabschütteln von den Füßen u. s. w., alles dieses gehört gewissermaßen als sinnvolle Allegorie mit zu der Zeitungslektüre.

§. 34.

Zu einer rechten Andacht können die Leser nicht kommen, denn überall ist Wirrwarr. Hier finden wir die Fortsetzung einer Novelle, deren Anfang wir vor vierzehn Tagen angesehen, leider aber vergessen haben. Der Verfasser hatte sich damals die größte Mühe gegeben, den Charakter des Hofraths oder des spanischen Ritters (je nachdem er familiär oder phantastisch gesinnt ist) zu motiviren und gleichsam zu unterwölben, allein wo ist diese treffliche Unterwölbung hingerathen? Der Marqueur hat sie längst weg gebracht. Und wie könnte man auch nachholen, da die Gegenwart drängt! Dort liegen noch sieben neue Zeitungen, die müssen gelesen werden, denn die Herausgeber und Verleger haben versichert, sie hätten allein die wahren Siebenmeilenstiefeln angezogen, und brächten die Morgenröthe stückweise in allen Taschen mit. — Noch verdrüßlich über den Hofrath und spanischen Ritter lesen wir weiter, und finden einige Anekdoten, die wir einst als blühende Quintaner aus dem Französischen vertirten, wir finden Räthsel und Charaden, die weit mehr Prätensionen, aber nicht so viel Vergnügen machen, als uns einst die Räthsel im Kinderfreunde machten, und laufen endlich in den ungeheuern Hafen der Theaterkritik ein. Hier klagt man über den Verfall der Bühne, und zwar auf eine Weise, daß man manche der Kla-

genden gleich aufgreifen möchte, als seien eben sie mit Schuld an dem, worüber sie klagen. Andere, jede Sentimentalität unendlich verachtend, sind witzig, und zwar so ganz über alle Maßen, daß auch der Witz selbst, vielleicht aus Scheu, nichts mit ihnen zu thun haben mag, andere zeigen ihr feurig-verliebtes Gemüth, und besingen den Handschuh der edeln Gurli, den sie nicht erst „mit keckem Finger aus der Ungeheuer Mitte" haben holen müssen. Andere sind erstaunlich gründlich, und sprechen von Lessing, der die Sache fast so gut wie sie, die Correspondenten, verstanden hätte, wäre ihm nicht durch einen frühen Tod unmöglich geworden, ihre Kritiken zu studiren u. s. w. u. s. w.

§. 35.

Was mich schon so oft bei allen diesen interessanten Sachen beunruhigt hat, ist der Umstand, daß in ganz Deutschland doch höchstens fünfzig Bühnen sind, und daß mehrere tausend Städte, Flecken und Dörfer von diesen Herrlichkeiten gar nichts zu sehen bekommen. Was sollen nun die Einwohner von Labes und Filehne, Buxtehude, Otterndorf u. s. w. mit solchen Anzeigen anfangen, die doch nun einmal wenigstens ein Drittheil des Raumes dieser Blätter füllen? — Sie überschlagen? Das wäre freilich in den meisten Fällen das Beste, doch für einen ökonomischen Deutschen, der für sein Geld auch vollauf haben will, kaum zu bewerkstelligen. Also: es lesen, aber mit welcher Empfindung? müssen sich nicht jene braven Provinzbewohner am Ende sagen, daß sie doch höchst unglücklich sind, über das allgemeine Object der deutschen Bildung und Conversation nicht mitreden zu können? und werden sie nicht zuletzt, um nur diese Wehmuth zu beseitigen, sämmtlich nach der Hauptstadt strömen, um ihren Durst an der rechten Quelle zu löschen? Darauf sind aber unsere Schauspielhäuser

nicht eingerichtet, und wenn wir nicht unserm an sich schätzbaren Correspondenz-Enthusiasmus in etwas Schranken setzen, so droht Gefahr, und es ist niemals wieder, selbst für das schwerste Geld, ein gesperrter Sitz zu haben.

Sehr erfahrene Beobachter versichern indessen, dergleichen sei nie weniger zu fürchten gewesen als jetzt, denn je größer die Anzahl derer werde, die über das Theater schreiben (zuweilen möchte man sogar sagen: über dem Theater — hinweg nämlich), je kleiner werde die Anzahl der Besucher des Schauspielhauses, und nur bei der Oper drohe die Ueberfüllungsgefahr. Andere behaupten wieder das Gegentheil, und das Gewirr der Meinungen wird immer grundloser und ergötzlicher, so daß zu wünschen wäre, es schriebe einmal jemand eine lustige Posse: „die Wirbel des Carteſius," in der z. B. ein Chor von singenden Philosophen selbst Philosophen anlocken könnte.

Indessen giebt es doch auch Correspondenten in diesen Zeitungen, die wenigstens nicht immer vom Theater reden, sondern mitunter auch von etwas Anderm und gewöhnlich Schrecklichem. Ist etwa ein Kind von einem unvorsichtigen Kutscher übergefahren worden, oder hat sich ein unliebendes Paar auf eine eclatante Weise geschieden, ist ein Duell vorgefallen, oder hat sich jemand erschossen oder ertränkt, so verkündet es der Schreiber sämmtlichen deutschen Bundesstaaten, und der Leser freut sich im Stillen, daß er für seine Person weder übergefahren worden ist, noch sich duellirt, noch geschieden, noch ertränkt hat. Andere, weniger egoistisch und mehr zu metaphysischem Nachdenken geneigt, seufzen nach solcher Lektüre für sich hin: Es ist doch die Möglichkeit! aber freilich, so geht es in der Welt, und man kann nie genug Erfahrungen einsammeln. So etwas kommt einem doch immer zu Gute.

§. 36.

Aber was will oder wünsche ich denn nun? soll man gar nicht mehr über das Theater schreiben? Man soll allerdings; aber tüchtig und gut, gründlich und mit Liebe, mit Witz und einiger wohl verarbeiteten Gelehrsamkeit. So schrieb Lessing über dasselbe, und einige Wenige schreiben noch so und ohne Lessingen nachzuahmen. Ich bitte sehr diese Worte: „und einige Wenige" u. s. w., nicht zu übersehen, denn man würde mir sehr unrecht thun, wenn man mich in dieser Hinsicht einer bloß revolutionairen Gesinnung gegen die Correspondenten anklagen wollte. Man sagt sie seien witzig; aber mit dem Witz der neuesten Zeit kann es im Allgemeinen nicht sonderlich bestellt sein, denn man hört dieses Lob gar zu oft, und zwar gewöhnlich mit der Nachklage: Schade nur, daß die liebe witzige Seele so seicht ist und noch weniger gelernt hat — als wenig! — Man sieht leicht, wenn man sich an alle große witzige Deutsche erinnert, von Sebastian Brandt und Fischart bis zu Jean Paul, daß eigentlich jene tadelnde Nachklage den lobenden Vordersatz aufhebt, denn seichter Witz ist ein „lederner Schleifstein" oder ein „Messer ohne Klinge, dem der Stiel fehlt." — Mögen deshalb ja jene „einige wenige" Bessere recht wacker fortfahren, damit das Gleichgewicht hervor gebracht werde.

Ferner könnte man wieder fragen: Verlangst Du, daß man von den oben genannten Unglückskindern, den Ertrunkenen, Erhenkten u. s. w. gar nicht reden soll? Keineswegs; da es indessen sehr gute Amtsblätter giebt, die diese traurigen Sachen liefern müssen, so sollten sich die ästhetischen Zeitungscorrespondenten doch nur das Ausgezeichnetste auswählen.

§. 37.

Um mich aber ganz deutlich zu machen, so laßt uns einmal ein großes Beispiel betrachten. So lange es deutsche Briefstellerei in deutschen Zeitungen giebt, ist wohl über keine Stadt so häufig Bericht erstattet worden als über Berlin, aber was hat nun das Ausland durch diese Correspondenzen gewonnen? Es hat erfahren, daß Berlin eine schöne Stadt sei und viel prachtvolle Häuser habe, was jeder wissen kann, wenn er Augen hat, daß es im Sommer nicht an Staub fehlt; die Linden aber, besonders am Abend, einen angenehmen Spaziergang bilden. Es ist zu seiner Kunde gekommen, daß wir ein ausgezeichnetes Schauspiel und Oper haben, und das ist wieder nicht mehr wie billig, denn Thalia, Melpomene und Polyhymnia sind mehr als gute Bürgerfrauen, deren Tugend man daran erkennt, daß man von ihnen nicht spricht. Man weiß ferner durch jene Correspondenten sehr genau, in Hamburg wie in Solothurn, daß der hell erleuchtete Weihnachtsmarkt ein lustiger Ort sei, wo man sich gern ergeht; ferner, daß einige Conditoren und Kaffeehäuser einem vernünftigen Ideale sehr nahe kommen, und die erfahrenen Wirthe dort überall eine große Menge von Zeitungen ausgebreitet haben; daß dort auch manches Geschäft und mancher Witz gemacht wird u. s. w. Das ist nun alles wahr und soll bekannt und anerkannt werden; aber hat das Ausland durch diese in funfzig verschiedenen Blättern vorgetragenen Nachrichten ein Bild von Berlin? Keineswegs. Es weiß lediglich der langen Reden kurzen Sinn: Berlin, eine schöne Hauptstadt, hat eine interessante Oper und ein interessantes Schauspiel, treffliche Conditoreien und Kaffeehäuser u. s. w. Das ist alles.

§. 38.

§. 38.

Wie aber, wenn nun ein Leser etwa so bei sich dächte: Berlin, theils durch Freiheit, theils durch das Bedürfniß erzeugt, damit Deutschlands Nordosten doch auch nach und nach eine Hauptstadt bekomme, verdankt Germanen, Niederländern, Wenden u. s. w. seinen Ursprung, wird aber erst seit den Hohenzollern, welche südliche Bildung zu der nordischen brachten, zu einer entschiedenen Stadt, hält sich dann einige Jahrhunderte in Tüchtigkeit und mäßiger Armuth, zerfällt scheinbar während des dreißigjährigen Krieges, und wird dann eine neue Schöpfung Friedrich Wilhelms des Großen. Die Bildung der von neuem einwandernden Niederländer und der französischen Reformirten amalgamirt sich nach und nach, so gut es gehen will, mit der ursprünglich wendisch-deutschen. Die Frage „wie?" ist noch gar nicht zur Sprache gekommen, und es sei deshalb verstattet einen Augenblick dabei zu verweilen. Denken wir uns nur einmal mit einiger Lebhaftigkeit und Genauigkeit die vom Jahr 1685 an einwandernden Refugiés, die sich bald ziemlich nahe mit den Eingeborenen zusammen drängten. Daß diese Letzteren die Aufforderung ihres großen Fürsten und seines Nachfolgers, die Fremden gut aufzunehmen, mit reinem Gehorsam erfüllten, und daß ihnen das nicht zu befehlende reine Mitleid nimmer mangelte, versteht sich von selbst. Wo aber war der geistige Berührungspunkt? Was den Franzosen als Bildung erschien, war den Brandenburgern der damaligen Zeit unbekannt, und wir können vielleicht unter etwa fünfhunderten nur Einen annehmen, der auch nur des Organs der Mittheilung, der französischen Sprache, mächtig war, ein Umstand, der um so wichtiger ist, da die Franzosen zu jener Zeit sich auf die deutsche Sprache nicht

einließen *). Nur Friedrich II. vermochte nach und nach eine bessere, d. h. geistige Eintracht zwischen den Urbewohnern und den neuen Ankömmlingen hervor zu rufen.

Ich will kürzer fortfahren und nur zu bedenken bitten, welchen Einfluß die glorreichen schlesischen und der siebenjährige Krieg auf Berlin hatten? Wie die Feldzüge gegen Frankreich unter Friedrich Wilhelm II., wie die Schlacht bei Jena und das darauf folgende Unglück des Staats wirkten? wie endlich die großen und herrlichen Jahre 1813 bis 15? u. s. w. Was ist nunmehr aus Berlin geworden? jetzt, wo es auf die entschiedenste Weise die Hauptstadt aller deutschen und europäischen Protestanten ist? That is the question! — Könnt ihr mir viele Zeitungs-Correspondenten nennen, die auch nur eine Ahnung von der Wichtigkeit dieser Fragen hätten, selbst wenn man ihrer Fähigkeit oder Unfähigkeit zu antworten geschweigen wollte? Der Leser fragt: Wie äußert sich jetzt in Berlin das Volks- und Bürgerleben? Wie steht es mit dem geselligen Ton (dem unläugbarsten Zeugniß von der Stufe der dermaligen Bildung)? welche Ideen sind besonders im Umlauf und bewegen das Leben? wie ist das eheliche und Familienleben? wie steht es mit der Wissenschaft, in so weit sie auf das rein Menschliche gerichtet ist? wie mit der Beredsamkeit, besonders mit der geistlichen? wie mit den Künsten

*) Noch unter Friedrich Wilhelm I. scheint die geistige Eintracht nur geringe Fortschritte gemacht zu haben, und wer sich die Mühe geben will (was ich mir nicht erlasse) einige Jahrgänge der damaligen Berliner Intelligenzblätter zu durchblättern, wird mit Verwunderung gewahr werden, daß die Refugiés selten oder nie in deutsche Familien heiratheten. Wie mochte es erst unter Friedrich I. aussehen, wo die Scheidewand gewiß noch strenger starrte! — Darüber schweigt die Mehrzahl der Historiker. Was kümmert sie das Bürgerleben!

der Maler, Bildhauer, Baumeister u. s. w.? — Es fällt mir nicht ein den Correspondenten einen Vorwurf zu machen, daß sie diese überaus wichtigen Gegenstände nicht erschöpfen, wohl aber, daß sie selbst diese Fragen kaum oder doch nur sehr selten berühren, und nur sehr sparsam einzelne Data vortragen, die einst dem Beantworter behülflich sein können.

§. 39.

Man sieht: ich klage nicht bloß, sondern versuche auch zu zeigen wie es besser werden könnte, denn Zeitungen sind einmal da, und müssen bei dem jetzigen Stande der raschen Mittheilungslust auch bleiben; aber der Gebrauch, den wir von dieser bequemen Mittheilungsweise machen, ist nicht der beste. Was ich bereits vor einer Reihe von Jahren äußerte, daß die meisten Urtheile in den Zeitungen nicht länger dauern als der Tag, an welchem das einzelne Blatt erscheint, ist jetzt zu einem ganz gewöhnlichen Satze geworden, den ich häufig habe wiederholt gefunden, als sei nicht das Mindeste dagegen einzuwenden. Dennoch wächst die Anzahl der Tagesblätter von Halbjahr zu Halbjahr, auf jedem zertrümmerten Tempel und auf jeder zerschlagenen literarischen Bude erhebt sich ein neues Lager, und so wird es nach und nach dahin kommen, daß man nicht bloß für alle Tageszeiten, sondern auch Tagesstunden ein Blatt empfängt. Nur in Hinsicht der Verfasser und der Leser ist noch nicht bequeme Mannigfaltigkeit und Buntheit genug vorhanden. Warum sind noch nicht gewandte elf- bis zwölfjährige Knaben auf den Gedanken gekommen eine „Knabenzeitung" anzulegen, in welcher z. B. sehr talentvolle und geistreiche Quartaner sich klagend über den collega infimus aussprechen könnten, daß er ihr Genie durch das verruchte Auswendiglernenlassen der lateinischen und griechischen Declinations- und Conjugationsformen unterdrücke? Der übelwollende

Mann thut es offenbar aus Neid, denn der Ungeniale haßt bekanntlich immer alles, was poetische Schwungkraft zeigt. Welche Geschmacklosigkeit ist es ferner — so könnten die lieben Kinder klagen — aufstrebende Geister mit so kalten Sachen, wie etwa Cornelius Nepos hat, belästigen zu wollen! während sieben uniformirte Mädchen bereit sind, rascher und anmuthiger ächte Bildung zu verbreiten. Auch Gedike's lateinisches und griechisches Lesebuch pressen Schweiß aus, und wir sollten ihnen nicht die Schülerschwänke vorziehen? — Oder warum geben nicht ausgezeichnet feine, ästhetische Handwerksgesellen, vacirende Schreiber u. s. w., im Verein mit dichtenden Stikker- und Schneidermamsells, Morgenblätter heraus für hochgebildete, gefühlvolle und doch überaus witzige Seelen? Welchen Reichthum von pikanten Anekdoten, von dem wir Armen jetzt kaum etwas ahnen, würde da an den Tag kommen! Man ist noch lange nicht rege genug!

Aber auch der bis jetzt immer drohungähnliche Zusatz: „für tugendhafte, geistvolle, gebildete u. s. w. Leser," müßte bei manchen Blättern ganz wegfallen, wenn die Kur, welche hie und da schon angefangen hat, glücklichen Erfolg haben soll. Warum nicht zuweilen ganz ehrlich gesagt: das heutige Blatt sei für sehr verbildete, oder für grobe, für gemeine, für ziemlich ruchlose, für fade u. s. w. Leute! — So etwas klingt freilich traurig; aber den tückischen Hinz und den groben Kunz zieht es doch an, und die Gewohnheit thut viel.

Doch nun genug des Scherzes! des Scherzes, den niemand verstehen wird, der mir nicht den redlichsten und zuweilen auch wohl wehmuthvollsten Ernst zutrauet, aus dem allein er hervorgegangen ist und hervorgehen konnte. Nur wer Deutschland, das ächte, reine, gründliche, so liebt, wie die — Tausende, aus denen es besteht, — während das andere leere Gewühl die Treffer nur einhüllt, — nur der darf so streng

scherzen über den tiefen Fall, den wir hie und da erlebt. Daß wir auch jetzt noch einige würdige, nur Gutes wollende Blätter haben, kann niemand inniger anerkennen als ich. Und so wollen wir denn hoffen, und hoffen, und immer hoffen.

§. 40.

Romane und Novellen.

Es scheint als gebe es keine Form der Dichtung, die für den deutschen Charakter (Sinnigkeit, Tiefe, Ernst, Heiterkeit, Genauigkeit, Ausführlichkeit u. s. w.) sich so sehr eigne als der Roman, und es ist auch kaum irgend eine so fleißig cultivirt worden als diese. Freilich, wer nur aus den gewöhnlichen Literargeschichten vernommen hat, daß Gellerts „schwedische Gräfin" vom Jahr 1746 der erste deutsche Roman sei, der wird hier lächelnd erwiedern, wir seien doch ein wenig spät gekommen; allein es verhält sich damit ganz anders. Jene unscheinbaren Volksbücher aus den früheren Jahrhunderten von der heiligen Genoveva, dem Eulenspiegel, Fortunatus Wünschhütlein, den Schildbürgern, dem Kaiser Octavian, der schönen Magelone u. s. w., was waren sie anders als Romane? Manche darunter sprechen uns deutlich genug als ursprünglich und nothwendig dramatisch an, andere sind durch sich selbst der Novelle angehörig, und dennoch machten die Deutschen, so gut es gehen wollte, Romane daraus, weil nun einmal diese Form so allgemein geliebt ward, daß selbst das Widerstrebende in dieselbe hinein gezwängt wurde. Dennoch ist der Sinn, der bei den meisten dieser Arbeiten waltete, ein löblicher. Man sah den Roman als den Spiegel des Lebens an, der alles wiederstrahlte, was dem Vf. wichtig schien. Nun wollte man zwar zuweilen in Epigrammen reden, aber nicht epigrammatisch *leben*, daher das große Streben nach Deutlichkeit und Ausführlichkeit, die häufig in Breite ausartet. Es

kann niemand weniger geneigt sein die letztere in Schutz zu nehmen als ich; was aber die behaglichere Ausführlichkeit betrifft, so scheint sie mir allerdings bei weitem wünschenswerther, als die ehedem beliebte französische Weise Romane zu schreiben, z. B. die Voltair'sche in Zadig, dem Optimisten u. s. w., obwohl freilich keine Form dem zwar lustig thuenden, doch unglücklich verflüchtigenden Geiste hätte aufhelfen können, der in den genannten Sachen waltet. Die Deutschen waren Homerischer gesinnt, und erzählten uns genau, was Held und Heldinnen gedacht und gesagt, zuweilen auch wohl, was sie nicht gedacht und nicht gesagt hätten und warum nicht.

§. 41.

Späterhin, in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, verlor man freilich Vieles an Frische und Munterkeit, doch suchte man diesen Mangel durch noch verstärktern Drucker des Verstandes, leider aber auch durch noch größere Breite zu ersetzen, worüber ich bereits früher gesprochen habe. Dennoch bleibt Lohensteins Arminius, trotz aller seiner ästhetischen Sünden, ein eben so wichtiges als schätzbares Werk, sollten auch erst mehrere Vorrichtungen und neue, festere Lesepulte angeschafft werden müssen, um denselben der Möglichkeit, ihn zu lesen, näher zu bringen. Auch Herculiscus und Herculisca soll wegen der deutschen Gesinnung und des deutschen Schmerzes über Undeutschheit in seinem Werthe bleiben, während die spätere Insel Felsenburg als ein sehr erfreuliches Zeichen von wachsender Darstellungskunst betrachtet werden muß. So war für unsere Vorfahren der Roman fast das einzige Asyl, wo sie mit ihrer Phantasie landen konnten, mit der sie sonst nicht gewußt haben würden wohin; ja, selbst die reinen Phantasten fanden hier einen Zufluchtsort, und so ist selbst „der

im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier" von dieser historischen Seite nicht unwichtig. Die „schwedische Gräfin" ist dagegen ein mißlungener Versuch, die sogenannte neuere Bildung und den Leipziger Geschmack der vierziger Jahre auch im Roman zu Tage zu fördern, und ich möchte auch nicht eine einzige Fabel oder gereimte Erzählung des vortrefflichen Gellert für diese farblose Gräfin hingeben. Was weiter folgte wissen wir. Es zeigte sich abermals das Favoritunglück der Deutschen: die Nachahmung; nur daß man in den funfziger und sechsziger Jahren nicht mehr so häufig bei Frankreich als bei England die ästhetischen Anleihen machte. — Wie trefflich aber änderte sich das schon wenige Jahre darauf!

§. 42.

In der nun folgenden frischen Blüthenzeit unserer Literatur (sie dauerte etwa bis 1780) giebt es für den genauern Betrachter noch manche Merkwürdigkeiten, die als wahrhaft deutsch nicht übersehen werden sollten, z. B. eine bald sentimentale, bald naive Befreundung mit der Natur. Ich kenne keinen einzigen Dichter aus der damaligen Zeit, der nicht wenigstens Ein Frühlingsgedicht verfaßt hätte, und wenn man gegen Weihnachten die wenigen, aber oft inhaltschweren Musenalmanache aufschlug, so durfte man sicher sein den letzten Mai wieder aufwachen zu sehen. Die Hauptscenen in den Romanen spielten fast alle auf Dörfern und auf Spaziergängen, wobei sehr viel Liebe und ein wenig Milch genossen wurde. Erschien vollends der Mond, so ward alles rege, und es ist die Frage, ob die peruanischen Priester die Sonne inniger angebetet haben als die deutschen Dichter den Mond. Höchst willkommen war ein Gewitter, und jeder Jüngling und jedes Mädchen konnte Klopstocks „Frühlingsfeier" auswendig. Thränen wurden ohne Zweifel zu viel geweint, doch weinten die

Meistens gewiß sehr rhrlich, und manche poetischen Blumen befanden sich in diesem Morgen- und Abendthau gut genug u. s. w. *). Da indessen bei allen diesen und ähnlichen Dingen mit der Zeit immer mehr Uebertreibungen hervor traten, so konnte es nicht fehlen, daß man bald dahinter kam, und manche gerechte Satyre, Scherz und Spott ließen sich dagegen vernehmen. Schlimm nur, daß so viele Deutsche, wenn sie hinter dergleichen Ueberschwänglichkeiten kommen, nun auch sogleich tobend das Kind mit dem Bade verschütten, wobei indessen zum Glück die wahren geflügelten Götterkinder nichts zu fürchten haben. Manche leere Kritiker, die nie eines positiven Etwas mächtig waren, fühlten sich jetzt unsäglich lustig, daß sie doch gegen irgend ein wirkliches Etwas schreiben konnten, und die armen Dichter wurden zuletzt so verschüchtert — schlimm genug, sich verschüchtern zu lassen! — daß sie sich mit der größten und frostigsten Mühe vor nichts so sehr hüteten, als vor dem Feuer und den Thränen. Eine kindliche Freude an der Natur wagten nur sehr wenige noch blicken zu lassen, bis endlich die Freude selber verschwand, da die Natur, wie bekannt, mit verschüchterten Menschen nicht viel zu thun haben mag. Der Mai, den bereits der alte herrliche Logau in zwei Zeilen so schön besungen hatte, und der auch in jener viel spätern Blüthenzeit oft so köstlich gefeiert worden war, blieb jetzt ungerühmt, und fast scheint es, als habe er sich späterhin, besonders im neunzehnten Jahrhunderte, durch regne-

*) Kein europäisches Volk, ja vielleicht alle zusammengenommen, hat so viele Lieder an den Mond als wir Deutschen, und der redliche französische Schriftsteller Dorat scheint beinahe an ein zauberisches Verhältniß zwischen uns und Selenen geglaubt zu haben. Auch er flehte deshalb den Mond um Gedichte an, doch ihm blieb er stumm, während er zu Stollberg, Miller, Bürger, Goethe u. a. so lieblich sprach.

tische Kälte dafür gerächt (man erinnere sich nur z. B. des Mai 1814, 15, 16). Mit dem Mond durfte vollends niemand mehr kommen, denn die allgemeine deutsche Bibliothek hatte zu oft und zu plump darüber gespottet, als daß man es noch hätte wagen sollen, da das Verdammungsurtheil schon voraus zu sehen war. Zarte Liebe wagte fast niemand mehr zu bringen, denn man wandte mit leichter Mühe ein Medusenhaupt gegen dieselbe: den bloßen Namen „Siegwart." — Die ächten Thränen sind ohne Zweifel nichts anders als das Zeichen der wiederhergestellten Freiheit und Klarheit im Menschen, wie der Regenbogen nach dem Gewitter, doch daran dachten die Recensenten nicht, sondern fanden es bequemer sie sämmtlich zu proscribiren. Und was erfolgte endlich? — Häufig genug fand sich eine Denkart, die, wenn sie alles frei heraus zu sagen wagte, sich etwa also aussprechen würde: Es ist eigentlich und bei Lichte besehen ein jämmerliches Ding um das ganze menschliche Leben, die Freundschaft ist entweder frostig und eigennützig, oder doch eine bloße Thürklinke zur Liebe, und die Liebe ein Rausch, der mit Migräne endet; doch ist der Rausch noch das Beste. Mit der reinen Natur (der Weltseele), dem Glauben, der Empfindung, hat sich die Mehrheit der Current-Encyklopädisten wenig befaßt; aber die lachende Fratze einiger derselben hat man oft genug als geistreich bewundert. Ganz offen darf man dergleichen freilich nicht sagen, verblümt aber ist es nicht bloß erlaubt, sondern des Lobes gewiß, und wer dergleichen in wohlklingende Verse oder in einen Roman einzukleiden versteht, darf auf den Beifall von manchen vornehmen Leuten Rechnung machen.

§. 43.

Jene früher bezeichneten unschuldigen Romane wichen deshalb nach und nach aus unserer Literatur, man verachtete sie

als „alte Tröster," und an ihre Stelle trat eine Gattung, die man recht sehr untröstlich nennen muß. Die Schriftsteller hatten sich nämlich oft genug nachsagen lassen müssen, daß es in der Wirklichkeit ganz anders hergehe als in ihrer geträumten Welt, daß es mit ihren unschuldigen Menschen nicht weit her sei u. s. w. Was war dabei zu thun? Man mußte sich um die sogenannte Menschenkenntniß bemühen, und zog denn auch wirklich aus mit Netzen und Stangen, um das gehörige Wild für die Tafel des Publikums zu bekommen. Die hübschen blonden Jünglinge mit ihren Liebesseufzern und ihrer Semmelmilch wurden gänzlich verschmäht, aber schlimm gesinnte Gesellen, welche jedoch Lovelace kaum hätte als Bediente gebrauchen können, waren willkommen. Einige dieser Autoren brachten endlich nach langer Uebung in jener Menschenkennerei heraus, daß die Menschen größtentheils armselige Taugenichtse seien, verlangten aber ungebührlicher Weise, daß man sie selbst für vortreffliche Leute halten solle. Das Publikum war dabei in einer übeln Lage, denn solche entsetzliche, bis zur Grobheit feine Menschenkenner bloß zu verachten schien doch gefährlich, und sie zu lieben war unmöglich, da nun einmal die Gemüthsdürre sich nicht lieben läßt.

Diesem Unwesen schien C. G. Lenmer steuern zu wollen, doch freilich auf eine ungebührlich phantastische Weise, indem er die Menschen alle gerade so schilderte, als es ihm eben gefällig war, ohne sich im mindesten zu ängstigen, ob er die Wahrheit getroffen. Das lernbegierige Publikum freute sich abermals, daß es etwas ganz Neues zu hören kriegte, und nahm die Kurzweil gern mit. Dieser Schriftsteller hatte in unserer Literatur gleichsam einen Tanzsaal für sich allein, in dem er seine nicht ohne Phantasie erfundenen Menschen und Sachen etwas tumultuarisch herumspringen ließ, und man

bezahlte gern die Entree. Manche Leser tanzten auch wohl mit und ließen hinterher die Sprünge wieder abdrucken.

Chr. Spieß speiste sogar an zwei Tafeln zugleich, indem er in einigen seiner Schriften sich als emsigen Physiologen, Psychologen und immensen Menschenkenner zeigte, während er in andern eine seltene bunte Ammenphantasie walten ließ. Und doch war er dabei sehr bescheiden, weshalb auch ein Theil des Publikums, das sich in seinen leeren Stunden vielleicht selbst krank fühlt, ihn, so lange er lebte, als einen guten dienenden Bruder in dem literarischen Hospital betrachtete. „So lange er lebte," muß ich leider wiederholen, denn als er gestorben, war wenig oder gar nicht mehr von ihm die Rede.

Lafontaine's ohne Zweifel viel feinere Bildung wurde zu wenig von schaffender Kraft und romantischer Phantasie unterstützt, und was er als gesellig gebildeter Charakteristiker leisten konnte, war zu bald ausgegeben, als daß man in ihm einen Verbesserer des Geschmacks erkennen könnte, wenn auch nicht in Abrede gestellt werden darf, daß in einigen seiner Schriften ein sanfter Geist die Flügel regt, der nur leider oft an übeln Angewöhnungen leidet.

§. 44.

Erwägen wir alle diese Umstände, so darf uns die Aufnahme, welche dem „Wilhelm Meister" wurde, nur betrüben, aber nicht überraschen, und da wir jetzt die Sache ohne zu tiefen Herzenskummer betrachten können, so wäre es der Mühe werth, ein paar Kritiken jenes Werks aus den Jahren 1795 bis 98 wieder abdrucken zu lassen, damit die Freunde des wider Willen Grotesk-komischen einige Gemüthsergötzlichkeit daraus schöpfen möchten.

Um diese Zeit trat auch Tieck mit seinen ersten Romanen und Novellen auf (vgl. über ihn „Umrisse," S. 105 bis 120).

Daß die Geschichte der „Schildbürger" in ihrer — hie und da vielleicht zu breiten, sonst aber höchst witzigen Behaglichkeit dem Publikum nicht zusagen wollte, begreift sich leicht, weil manchem Leser selbst im Lächeln doch etwas schwül dabei zu Muthe ward, und da man ferner dem Dichter des gestiefelten Katers nicht viel Cordiales zutraute, so vergaß man über jener unsterblichen Satyre, daß ja eben der ächte Satyriker nothwendig auch in haumloser Schalkheit sich am liebsten ergehe. Aber die Novelle „der blonde Eckbert" wurde fast ganz übersehen, ein trauriger Umstand, den wir jedoch lieber glauben wollen, als daß man sie las und sich doch ihrer nicht erfreuen wollte. Oder hatte man wirklich keine Augen und keine Phantasie mehr für die „wundervolle Mährchenwelt," die hier in der „alten Pracht" siegreich aufgestanden war? — Dasselbe Schicksal hatte später auch der „Runenberg," dessen tragischer Zauber bei der Menge nicht wirkte, die sich nicht auf diese magischen Kreise einließ. Mehr Aufmerksamkeit erregten jedoch diese und andere Erzählungen, als sie in neuer Gestalt im Phantasus vorgelegt wurden. Nun schwieg Tieck wieder mehrere Jahre lang, was das Publikum abermals nicht begriff, weil es, durch seine hurtigen Lieblinge verwöhnt, nicht einmal gern erlaubt eine Messe zu überschlagen. Dann aber (1821) trat er plötzlich in einem Taschenbuche mit einer Novelle: „die Gemälde," auf, und es schien den Deutschen, als träte zu ihnen eine ganz neue Lichterscheinung hin. Man hatte sich in den letzten Jahren mit größtentheils gehaltlosen politischen und historischen Schriften, widerlich rohen Recensionen, öden und dumpfen Tragödien, unbeholfen französirten Possen und hunderttausend Theaterkritiken herumgetrieben, und es schien, als sei man nun dieser traurigen Sachen müde geworden. Es war ein Augenblick der Buße, und man freute sich, daß Tieck doch endlich einmal wieder von sich hören lasse. Man las,

und zwar mit besserer Aufmerksamkeit und Sinnigkeit als sonst, und weil man so las, fühlte man sich erfreut und gehoben. Auch der an sich unbedeutende Umstand, daß diese Novelle, so wie die darauf folgenden zuerst in Taschenbüchern erschienen, trug zu ihrer größern Verbreitung nicht wenig bei, da Viele im September und October jeden Jahres es für eine Ehrensache halten, die Taschenbücher zu durchlaufen; eifrigere Leser nehmen sogar den November und December mit zu Hülfe.

§. 45.

Betrachten wir zwei dieser neueren Erzählungen genauer.

Tiecks Novelle: die Verlobung.

Seit langer Zeit *) hat wohl keine Novelle so schnell im Publikum gezündet, als die eben genannte. Um sie recht zu loben, will ich aber erst einigen Tadel voran schicken. Der Anfang hat eine ungehörige Breite. Alfred und der Offizier gewinnen nur halbe Physiognomien, und es wird alsbald eine an sich höchst interessante Frage, über die Bildung der Männer durch Frauen, so anregend hingeworfen, daß man selbst dann noch damit beschäftigt ist, wenn sich der eigentliche Kern der Novelle vor uns aufthut. Einige individuelle polemisch-literarische Beziehungen sind zu sehr in Bitterkeit getaucht, um hier günstig wirken zu können. Das Faunische im Charakter des von Dorotheen verschmähten Liebhabers hätte vielleicht gar nicht berührt, oder doch noch leiser angedeutet werden sollen, so wie auch die Erinnerung an gewisse positive Sünden der Mutter ungehörig erscheint. Gerade hier werden die sogenannten Frommen ihre Zuflucht suchen und wohl gar finden. Solcher Sünden sind sie sich, zum Theil wenigstens, nicht

*) So schrieb ich bereits im Frühling 1823.

nach Amerika versehen wird, aus welchem Welttheile jener eben herkommt.

Dieser Brandenstein ist ein hell geschliffener Stahl, doch ist leider vielleicht während des letzten Schärfens der Klinge eine Scharte in dieselbe hinein gekommen, oder, wenn man lieber will, ein Gifttropfen darauf gefallen. Zum Glück ist derselbe leicht zu verwischen, so wie überhaupt alles, was in dieser Novelle etwa mangelhaft erscheinen kann, in wenigen Minuten oder Stunden durch die Feder getilgt werden könnte, ohne daß man im mindesten besorgen dürfte, das eigentliche Leben des Gedichts zu berühren, dem niemand etwas anhaben kann. Um das Tischgespräch, welches Brandenstein veranlaßt, in seiner ganzen Vortrefflichkeit zu genießen, halte man auch den Gedanken fest, daß jenes furchtbare, doch hier so ganz treffende Wort: „wenn er nur nicht fromm wäre," dann die scheußliche Rede der Mutter (es giebt kein anderes Wort dafür), die Betäubung des armen Mädchens und das Gewitter, welches die schwüle Luft hat reinigen wollen, — vorangegangen sind.

Die Episode von dem Braten nähert sich durch komische und tragische [illegible] gewissen Shakspear'schen Momenten, die in ihrer Natürlichkeit und ehrlichen Offenheit selbst allegorischen Sinn mit sich führen.

§. 47.

Die eigentliche Perle des Stücks ist Dorothea, aber freilich eine solche, an welcher gar Viele kalt vorüber gehen werden, da sie mehr an Thränenperlen oder auch wohl an Zahlperlen gewöhnt sind. Die meisten heutigen Dichter tragen deshalb auch große Sorge, daß der Leser ja wisse, wen er für einen Diamanten zu halten habe und wen nicht, und sie umstellen in dieser Absicht ihre vortrefflichen Personen mit einem

Chor,

Chor, der uns oft zurufen oder auch zusingen muß, wie der und der und die und die so über alle Maaßen vortrefflich seien. Der armen Dorothea nimmt sich leider von der ganzen Familie keiner an, sondern sie wird gehofmeistert, getadelt und gescholten, wo sie sich nur irgend sehen läßt; es ist aber seltsam, daß sie während dessen sichtlich immer anmuthiger und interessanter sich vor unser Auge stellt, welchen Erfolg bei dem Leser zu erreichen eine absonderliche Kunst nöthig ist, von der freilich in den ästhetischen Lehrbüchern nicht geredet wird. Uebrigens ist hier der Zustand einer gebundenen Seele, die sich Jahre lang keine freie Bewegung hat verstatten dürfen, des Verkanntseins, dem nicht selten das Sich-selbst-verkennen zur Seite steht, mit Meisterzügen entwickelt worden. Man hat das liebe Kind tadeln wollen, daß es endlich die Bande gewaltsam löst, und in einer Regennacht den welken Armen des unangenehmen Liebhabers und den scharfgeschliffenen Glasaugen ihrer Familie fast bewußtlos entflieht. Es giebt vortreffliche Menschen, die also geurtheilt haben, man braucht sie aber nur zu bitten sich die ganze Lage genau zu denken, und es erscheint ihnen mit einemmale anders und richtiger. Nur die Polonius, Malvolio's und ähnliche Naturen dürften in ihrem Urtheil über Dorotheen schwerlich zu bekehren sein. Schreiber dieses gesteht gern, daß er — bei der allerstrengsten Ansicht von der Pflicht des Gehorsams der Kinder — dennoch jene Flucht nicht bloß natürlich findet, sondern daß er auch allenfalls Wagen und Pferde besorgt haben würde, um es dem lieben armen Kinde bequemer zu machen.

Die Nebencharaktere, der lustige dicke Mann und das erziehende Fräulein treten genau, deutlich und angenehm hervor, ohne — was dem Humoristen so leicht begegnet — mehr Raum einzunehmen als ihnen zukommt. Bei der letztern Dame ist es besonders merkwürdig, daß sie eben sowohl in der

strengen Frömmelei als in der tanzenden Munterkeit gleichmäßig unanmuthig auftritt, und nicht minder bedeutend, daß sie am Ende doch die Hand des dicken Herrn davon trägt, worin meines Bedünkens schon die Vorahnung der Nemesis für beide Theile liegt.

§. 48.

Noch werde hier des Umstandes gedacht, daß Tieck die „falschen Wanderjahre" einer Erwähnung gewürdigt hat. Es war leider nöthig geworden, und eine polemische Novelle, wie diese, durfte ihnen allerdings ein paar Zeilen schenken. Möge sie auf den Verfasser, welcher einer planlos zusammengerafften Sammlung von wieder-, d. h. nachgedruckten Novellen Tiecks Bildniß vorzusetzen wagte, einen heilsamen Eindruck machen. — Doch dürfen wir dies kaum hoffen, denn dieser Schriftsteller, in Hinsicht dessen die Nachwelt nichts weiter sagen wird als: „Warum fertigtet ihr ihn nicht mit fünf bis sechs Zeilen gleich bei seinem ersten Auftreten *) ab?" gleicht jetzt als Schriftsteller leider nur zu sehr der Tieckschen Baronin, um baldige Besserung von ihm hoffen zu dürfen.

Hier könnten wir, wie es scheint schließen; aber wahrlich es scheint nur so, denn das Wichtigste ist noch zurück. Diese Novelle hat nämlich mitunter auch das Unglück gehabt, das sich vorher sehen ließ, selbst von einigen solchen gelobt zu werden, deren Lob im höchsten Grade verdächtig ist. Nur wer den ganzen heitern Tiefsinn des religiösen Lebens versteht, nur

*) Manche könnten jedoch antworten: Wir hielten auch jene von dir verstatteten 5 — 6 Zeilen für überflüssig, und in einer noch sehr nahe liegenden Zeit (von 1798 etwa bis 1806) würde jenes Buch schwerlich auch nur ein einzigesmal recensirt worden sein.

wer da weiß und im innersten Herzen fühlt, daß alles, was seine Wurzel nicht in Gott hat, Sünde sei, so wie daß alles, was in Gott lebt, ewig ist wie Er selbst, und nur wer den Muth hat, sich durchaus nicht irre machen zu lassen, wenn Hinz und Kunz bei solchen einfachen, sich ganz von selbst verstehenden Gedanken ausrufen: „Wie überfromm! wie mönchisch!“ u. s. w. — welche Ausrufungen nichts kosten als übel angewandten Athem und verschwendete Dinte — nur der darf glauben diese Novelle zu verstehen und wahrhaft zu genießen.

Aber der wahrhaft Fromme, d. h. der in wahrer Menschenliebe lebende, im Ernst wie im Scherz das Unendliche erkennende wird eben deshalb jede dumpfe oder seichte Frömmelei wahrhaft hassen, und um deswillen schon sich freuen, daß Tieck eine solche Novelle geliefert hat, und höchstens eine Nachschrift von ihm wünschen, die, für hundert entbehrlich, für tausende von Nutzen sein würde. Ein Kunstwerk freilich soll keiner Nachschrift bedürfen; doch hat auch kein Kunstwerk eine Nachschrift zu scheuen, und es giebt Zeiten, in denen man sich über gewisse Gegenstände, um der Menge willen (an die man doch auch ohne allen Hochmuth denken soll), kaum deutlich genug erklären kann. Die Dichterwürde leidet dabei durchaus nicht; die kann durch einen solchen Akt der Milde oder auch Uebermilde nicht geschmälert werden. — Sonst versteht es sich freilich von selbst, daß der Verfasser des gestiefelten Katers und der Genoveva den wirklichen Philistern — im Goethischen Sinne dieses sehr charakteristischen Worts — nicht hat Freude machen wollen; daß er aber dennoch auch einigen derselben solche bereitet hat, ist merkwürdig und rührend komisch genug, um etwa in eine neue Auflage des gestiefelten Katers aufgenommen zu werden.

§. 49.

Der Gelehrte, Novelle von Tieck.

— — „Mit seinem kleinen Hute," sagt Engel von Lorenz Stark, „kam er zweimal außer die Mode und zweimal wieder hinein." Dieser Scherz ist eben so artig als ernst und wahr, da wir Deutschen nun einmal nicht sicher sind, daß eine Mode, die wir heute lieben, übermorgen einer andern weichen muß, die wir vielleicht nicht lieben, weshalb wir allerdings wohl thun werden, uns so spröde wie Stark zu zeigen. — In der litterarischen Welt wechseln indeß die Moden nicht minder schnell, und das Urtheil mancher Kritiker hat Aehnlichkeit mit der Braunschweigischen Mumme, von der bewährte Kunstverständige behaupten, sie werde auf einer längern Seereise mehreremale süß und mehreremale sauer. Eben so wechselt auch das größere Publikum in seiner Meinung. Nachdem man z. B. unsern trefflichen Jean Paul zwölf Jahre lang seinen Werth ganz allein für sich hatte genießen lassen, entschloß man sich gütig ihn anzubeten, doch ward Veit Weber, Spieß und ähnliche bei dieser Gelegenheit mit angebetet, weil man einmal im Zuge war, bis endlich plötzlich, gleichsam in einer Nacht ein Frost einfiel, weshalb auch der herrliche zweite und dritte Band des Titan kaum gelesen und höchst selten — versteht sich, nur obenhin — besprochen ward. Etwa fünf Jahre darauf sah man wieder neu erregt ein, der Mann sei doch so übel nicht, und auf ein wenig frisches Holz in die Vergötterungsflamme, meinte man, solle es nicht ankommen, wodurch man sich allerdings sehr löblich vor den Affen auszeichnete, die, so gern sie auch warm sitzen, doch nie einsehen lernen, daß man, um das Feuer im Kamin lebendig zu erhalten, von Zeit zu Zeit neue Splitter nachlegen müsse. Späterhin ließ man es wieder gut sein, und ich weiß nicht

genau zu sagen, wie die vortrefflichen Sachen hießen, die man gerade las, als der Komet erschien, weshalb man diesen nicht lesen konnte. Seitdem hat der Tod uns den theuern Mann entzogen, und nun ist er abermals in Mode gekommen, und zwar in die rechte ächte, bei der es hoffentlich sein Bewenden haben wird.

Wie es nun in Beziehung auf die Mode jetzt mit Tieck stehe, der zum Glück noch in guter Gesundheit und Heiterkeit unter uns lebt und, wie wir mit Innigkeit hoffen, noch recht lange unter uns leben wird: das möchte nicht so leicht zu sagen sein; ich wenigstens weiß es nicht genau, und bin auch nicht sehr bemüht es zu erfahren (ich rede hier von ihm nur als Novellendichter, nicht von ihm als Kritiker). Das öffentliche Urtheil der heutigen Welt über Dichterwerke ist überhaupt kaum mehr mit Bestimmtheit anzugeben. Jedes kritische Blatt prangt mit mehreren Stimmführern, die sich selten nur durch Ernst und Liebe auszeichnen, während gar viele andere in Seichtigkeit und Frechheit ihren Genuß finden, wobei leider ein großer Theil des Publikums dem Anführer der Gerichtsdiener in Don Juan gleicht, welcher den Ausspruch thut: „Er ist gewiß unschuldig und muß wohl recht haben, sonst wäre er nicht so entsetzlich grob." — Zum größten Glück giebt es jedoch in Deutschland noch eine stille Gemeine, die aber auch eine sehr kräftige ist, und z. B. den — Kuckuck fragt nach allen jenen Schreiern, sondern tüchtig fortliebt was zu lieben ist, und abweist was ihr gehaltlos oder widrig erscheint. Wenn ich also auch nicht weiß, ob Tieck als Novellendichter noch in der Mode ist wie er es war, so weiß ich doch gewiß, daß er wieder einmal hinein kommen wird, weil das Ausgezeichnete nothwendig siegen muß; nur daß wir das Wann nicht genau angeben können. Er trägt auch noch einen ganz andern Hut als jener Lorenz Stark, ich meine den

Freiheitshut ächter Poesie, reich geschmückt mit dem Laub aus den schönsten, duftendsten Hainen. — —

§. 50.

Was wird aber nun auf eine so lange Vorrede folgen? Eine sehr kurze Bemerkung. Die oben genannte neueste Novelle möchte ich die Novelle der Milde und Bescheidenheit nennen. Wer will, mag sie auch „unscheinbar" heißen, da wir ja wohl alle nachgerade des Scheinbaren satt geworden sind. Wir finden hier drei Gattungen von Menschen, ganz wie sie uns im wahrhaftigen Leben begegnen: Einer hat ganz recht, der andere hat halb recht, der dritte, vierte, fünfte bis hundertste und tausendste hat durchaus unrecht. Der erste ist hier aus reiner Dichterzartheit zu einer ersten geworden, und wir finden das nicht bloß zart, sondern gerecht und billig, denn mögen wir Männer uns auch noch so sehr zum Widerspruch stacheln, so werden wir doch eingestehen müssen, daß es mit dem Ganz-Rechthaben bei uns nicht immer fort will, weil wir gar zu Vieles wollen, auch das Leben selbst uns in eine Schule nimmt, in der wir fast gar zu viel zu wollen und zu wissen gelehrt und genöthigt werden. Der Kreis, den die Frauen um ihr Leben ziehen, ist kleiner und darf kleiner sein. In demselben können sie leichter die gehörige anmuthige Ordnung bewerkstelligen, und aufräumend und aufgeräumt von dem Mittelpunkt dieses kleinen Kreises aus, den Kreis par excellence und das Unendliche ahnen, das bei den Männern (oft wider ihren Willen) wohl gar nur als die Progression einer Linie erscheint, bei der wenig Tröstliches zu finden ist. So ist auch diese Helena ein liebes, kleines, beschränktes, aber vollständig lebendes und deshalb durchaus liebenswürdiges Kind. Es ist nicht im mindesten befremdend oder gar groß zu nennen, daß sie mit den geputzten Aeltern

und Schwestern nicht auf den Ball verlangt; sie hat ja die allerbeste Gesellschaft in sich und bei sich und mit sich, ihr ist ja so wohl in der reinen Stille, sie kann sich ja nun ganz sicher freuen an ihrer eigenen Harmonie, ohne durch menschliches Sperlingsgezwitscher und Lachtaubengeräusch gestört zu werden. Sie hat ja, wenn sie will, ein angenehmes Buch neben sich liegen, sie hört ja die nahen Kirchenglocken, sie kann sich ja freuen über die beiden niedlichen Töpfchen am Feuer, die das kleine Mittagsessen enthalten, und welche Wonne steht ihr bevor, wenn sie nun endlich in das lang verschlossene Geheimniß eines wohl geordneten Gelehrtenzimmers eintritt! — Hier ist — wenigstens fiel mir es ein — der herrlichste Gegensatz zu dem viel berühmten furchtbaren Besuch der Blaubartskammer. Hier weht kein Schauder, sondern hier wohnt die angenehme Stille, und statt der schrecklichen Gerippe finden sich in den schönsten Einbänden die alten Klassiker, denen selbst die gründliche Bemerkung der alten Haushälterin, es seien doch nur blinde Heiden gewesen, keinen Eintrag thut. Die Scene des Raubes eines dem Quintilian gewidmeten Blättchens hat etwas Schicksal-verkündendes, Magisches, und wird uns nach und nach so bedeutend, daß wir wünschten, der treffliche Professor theilte sie den zahlreichen Freunden des ehrbaren alten Kritikers mit. Und doch kann dies nicht geschehen, es darf schlechthin nicht sein und würde dem Zauber der Novelle Eintrag thun. — — Man soll nicht leicht von Kotzebue reden, wenn von Tieck die Rede ist; doch kann ich mir diesmal nicht helfen, und muß als eines sehr guten Einfalls erwähnen, daß in dem sonst armen Lustspiel, „das Epigramm," in welchem ein böses Sinngedicht eine ganze Stadt in Tumult und eine Familie in das höchste Elend bringt, besagtes Epigramm durchaus nicht an den Tag kommt, sondern nur gespenstisch fortwirkt. Bei Tieck ist jenes Magische höchst ein-

fach und reizend gehalten, jener Quintilianszettel wird immer lebendiger, und ich gestehe nochmals, daß ich mich nach dessen Ansicht sehnen könnte, obwohl sich tausend Gründe finden, weßhalb mein Wunsch nicht gewähret werden kann.

51.

Kehre ich jedoch, wie billig, zum ganzen Ernst zurück, so möchte ich neben jener reizenden Scene der sinnig-frommen Stelle gedenken, in welcher Helena, bei dem höchsten Unglück, „liebend nicht geliebt zu sein und das Geliebte einem unwürdigen Gegenstand anheim fallen zu sehen," mit Inbrunst den Himmel bittet, sie doch ja vor aller Bitterkeit zu bewahren. „Auch dürfe sie, meint das liebe Kind, in solchen Schmerzen ja nicht krank werden." Möchte doch kein Leser über eine Stelle solcher Art obenhin weglesen, oder bloß meinen, es sei eine recht hübsche Scene; ich finde darin — warum sollt' ich nicht wagen es auszusprechen? — das herbe Weh vieler tausend herrlichen Menschen seit Erschaffung der Welt bis heute. — Das herbe Weh; aber auch die süßeste Beruhigung durch einen kraftreichen, frommen, klar entscheidenden Vorsatz — der neues Leben giebt, weil er Leben ist.

So wünschte ich freilich noch lange über die treffliche, kleine, ungriechische Helena fortzureden; aber der gute Professor will doch auch bedacht sein. Er ist der Repräsentant jener Menschen (unter denen gar achtbare sind), welche halb recht haben, und sobald sie sich bescheiden über die andere Hälfte nicht reden zu dürfen, in jener Hälfte wahrhaftig liebenswürdig sein können. Zwar überschreitet er, von einer wirrwarrigen Reise zurückkommend, jenen Kreis, indem er der Natur und dem Reisen manches Ueble nachsagt; aber er thut es mit einer gewissen tragischen Bescheidenheit, indem er nur sich selbst in seinem Unvermögen beseufzt, — sollten seine Worte auch

nicht immer ausdrücklich auf seine Schwäche hindeuten. Trefflich ist sein Suchen nach dem Quintilianzettel, den er gerade jetzt nicht braucht, doch bedauern wir, daß die sonst brave Haushälterin nahe daran ist einen falschen Schwur über die Unverletztheit seines Arbeitszimmers zu thun, welches ihr der Dichter hätte ersparen mögen. Der Entschluß, dem vielleicht zu kühl gehaltenen Doktor die Wahl einer Frau für sich zu überlassen, scheint mir nicht vollkommen motivirt, doch könnten hier, wie oben, ein paar Zeilen die Sache in das Gleiche bringen — falls ich nicht etwa, von der Hypochondrie des Professors angesteckt, dem Dichter eine falsche Ausstellung mache. Aber die Krone des ganzen Werks ist das Geständniß des Gelehrten an seine Dienerschaft, sein Hinuntergang oder Hinunterwanken in das erste Stockwerk, sein frisches Athemschöpfen am Nußbaum im Hofe, und die Entscheidung in der Küche. Hier wird es völlig deutlich, daß sein halbes Sein kein in der Halbheit abgeschlossenes, zugeriegeltes war, sondern nur ein temporärer Mangel, mit schöner Sehnsucht sich zu vervollständigen. Ein einziger Moment hat ihn zum Manne gemacht; aber er hat sich auch würdig gezeigt einen solchen Moment zu erleben. Dennoch wird er selbst gewiß am liebsten gestehen, daß Helena immer ein vollständiges Wesen war und in sich selbst ganz recht hatte, und daß sie durch jenes Gebet eine Vollständigkeit des Gemüths errang, die er nur durch einen Glückszufall gewinnen konnte. — So ist sein Verlobungstag ein wahrer Triumphtag, d. h. ein solcher, an dem man sich mit der keinsten Freude gesteht, daß man ihn nicht verdient habe, worauf denn, sobald nur jenes Geständniß der tiefste Ernst ist, der höchste Genuß folgt *).

*) Wie nahe er überhaupt jener Ganzheit stand, und wie er sogar in einzelnen höhern Stunden sich ihrer bemächtigen

Was den Haushälter und die Haushälterin des Professors anbetrifft, so können uns dabei wohl die ergötzlichen Thiere auf Hogarths Kupferstichen einfallen, die bekanntlich ihre Herrschaft überbietend nachahmen, und in diesem Sinne sind manche Bedienten in Ifflands besseren Schauspielen gedacht, und zuweilen auch so ziemlich durchgeführt. Bei Tieck ist alle Grellheit fern gehalten, und das ganze Verhältniß dieser Diener zu ihrem Herrn ist in reine Poesie getaucht. Es ist wahrhaft erbaulich, daß der ehrenwerthe Alte einen ganz neuen Schmerz empfindet, da ihm sein hochgeschätzter Herr bei dem Geständniß seiner bevorstehenden ehelichen Verbindung mit einem leer und seicht hinlebenden Mädchen — zum erstenmal in seinem Leben (er wagt es kaum sich selbst einzuräumen) lächerlich und albern vorkommen muß, und es ist gewiß eine tugendhafte Desperation, daß er bei so bewandten betrübten Umständen nun auch nicht länger vernünftig bleiben, sondern fast tollkühn gleichfalls heirathen will. Darf ich in meiner Angabe des Maaßes im Rechthaben bleiben, so möchte ich

---

konnte, zeigt deutlich die vortreffliche Unterredung mit dem armen jungen Candidaten, der seinen dürftigen Basedow'schen Unterricht so theuer büßen muß, und jetzt so schön durch den ächten Gelehrten gerettet wird. Ich lobe diese Scene nicht bloß, weil sie charakteristisch ist in Beziehung auf den Professor: sie ist bei weitem mehr eine culturhistorisch-wichtige Andeutung, wie wir deren in Tiecks Novellen schon manche bekommen haben. Spricht sich dafür auch heut zu Tage der Dank noch nicht aus — (ich wenigstens habe ihn noch nie ausgesprochen gelesen); —. in funfzig oder hundert Jahren wird jeder denkende Culturhistoriker mit wahrer Lust zu Tiecks Novellen greifen, um sich durch sie über Manches zu belehren und zu ergötzen.

Es cursirt jetzt in manchen Recensionen das hübsche Wort „historische Grundlage," aber Jahreszahlen, Namen, Stellen aus Chroniken u. s. w. machen sie nicht aus. Hier in dieser kleinen, stillen Novelle ist eine.

vermuthen, daß er und seine künftige Frau etwa ein Viertel recht haben, stets aber meinen werden, sehr originell und in der Ueberfülle des Rechts zu sein.

§. 52.

Dafür haben die Aeltern und die beiden ältern Schwestern Helenens von A bis Z unrecht; — eine Charakteristik, die leider auf Millionen Menschen paßt. Im rechten Sinne des Worts leben sie eigentlich gar nicht; um aber wenigstens fortzudauern, bemühen sie sich um einige Zuckungen und Lust, die von weitem aussieht wie Leben. So putzen sich z. B. die beiden ältern Schwestern gern, tanzen und kokettiren mit Vergnügen, bringen auch wohl ein wenig Sündhaftigkeit mit in das Spiel, etwas kalte Grausamkeit gegen die jüngere Schwester und dergleichen. Die Mutter will gar einmal die Gerechte spielen und der Vater sich bei Tische als Mann zeigen — noch dazu gegen den Professor — es geräth aber beides nicht, wogegen die Gemeinheit der ältesten Tochter, welche die Diamanten des Gelehrten für weit erfreulicher hält als den ganzen Mann, etwas Interessantes hat, weil sich doch ihr Sinn ehrlich ausspricht.

Bis dahin wäre nun alles gut und schön, ja vortrefflich. Wie aber steht es mit den letzten Blättern der Novelle, auf denen wir noch drei Jahre weiter geführt werden? Diese Frage hat in meinem kleinen Zimmer schon mehrere Stürme erregt, und es fehlt mir viel zu einem Neptun, der (wenn Virgil nicht irrt) die Wellen durch sein bloßes Erscheinen und ein paar wohlgemeinte Worte zu beschwichtigen vermag. Einige Damen konnten den Professor in seiner nunmehr errungenen Leichtigkeit nicht mehr so anziehend finden als früher in seiner Schwere, und die Vornehmste darunter wollte insonderheit den würdigen Schulmann nicht goutiren, wenn er den

großen Pflaumenkuchen auf eigenen Händen herbeiträgt, zerschneidet und stückweise vortheilt. Dagegen aber habe ich redlich gekämpft und hoffentlich nicht ganz ohne Erfolg. Nur der Schulmann hat wahre Autorität, der von der Autorität etwa nur dann spricht, wenn das Wort in den Alten vorkommt, sonst aber in Beziehung auf sich selbst nicht einmal mehr daran denkt, weil sich seine eigene Autorität bei den Schülern ganz von selbst verstehen muß. Ist es so — aber auch nur dann — mag und kann er mit den Schülern scherzen und lachen, und Pflaumenkuchen essen so viel ihm und ihnen gut thut; es steht ihm wohl, und der Leser hat zu bedauern, daß er nicht mit lachen und allenfalls mit essen kann.

§. 53.

Bedenklicher ist jedoch die gelehrte Bildung, in der sich uns jetzt Helena zeigt, so wie ihre Rede über diese Bildung. Ich will allenfalls in einer feurigen Oration betheuern und zu beweisen suchen, daß Helena's jetzige Bildung bei weitem höher sei als eine gelehrte, und dennoch sind wir Männer nun einmal so angethan, augenblicks ein solches Wort zu gebrauchen. Wir fühlen hinterher unsere Phantasie verletzt, das Bild hat von seinem frischen Hauch ein klein wenig verloren, Helenens Augen sind weniger klar u. s. w. *), wobei ich jedoch, wider allen Recensentengebrauch, erkläre, daß ich in diesem Punkt gern unrecht haben will. Darin aber hab' ich ge-

*) Jedes weibliche Auge, das viel gelesen hat oder viel beim Schreiben gebraucht worden, wird auf eine ganz eigene Weise über kurz oder lang verrathen, was es gethan und gelitten. Dennoch steht es weit schlimmer mit den Augen, die ihre Krystallhelle durch den Kerzendampf in zu häufigen Gesellschaften einbüßten.

weiß nicht unrecht, daß ich sowohl dem theuern Dichter als dem Professor zu bedenken gebe, ob es wohl recht sei, einer lieben Frau, und noch dazu einer solchen, die erst vor kurzem von dem Ehrenkrankenlager aufgestanden ist, einen Druckbogen in alter Sprache zur Correctur zu übergeben. Der selige Gottsched machte freilich mit seiner guten Adelgunde Victorine wenig Umstände, und die arme Frau hat sich bei ihm die Augen ausgeschrieben und ausgeweint, aber der Tieckſche Professor soll billig mit diesem hart gescholtenen Manne gar keine Aehnlichkeit haben. Ihm scheint auch selbst das Gewissen zu schlagen; aber seine Worte: „die Correctur hat dich angegriffen," sind nicht hinreichend uns mit ihm zu versöhnen, denn sie erregen nur ein Lächeln, das — nicht wohl thut.

Doch genug der kleinen Ausstellungen. Es hat mit ihnen nicht viel auf sich, und wenn der geliebte Dichter sie als richtig anerkennen sollte, so bedürfte er etwa nur eine Viertelstunde, um die Sache in das Reine zu bringen. Mit wenigen Federzügen wäre es fertig, denn den eigentlichen Kern der Novelle gehen meine Ausstellungen nur wenig an. Für den Genuß, den mir diese gewährt hat, habe ich innig danken, und zugleich sämmtliche bekannte und unbekannte Freunde, welche noch lesen können, auf dieses neue Geschenk aufmerksam machen wollen. Es thut gar wohl, in dem heitern, warmen Herbstsommer, der sich hier vor uns ausbreitet, zu wandeln.

§. 54.

Walter Scott.

Wenn es nun in Deutschland so treffliche Romane und Novellen gab, wie Wilhelm Meister, Siebenkäs, Nunenberg u. s. w., so sollte man freilich glauben, das Publikum wäre dadurch verwöhnt worden und habe sich nur im Nectar baden

wollen. Dem ist aber nicht also, denn man will nicht immer in dem feinsten Genuß schwelgen, man ist auch ein ehrlicher Hausmann, und verlangt deshalb auch nach Hausmannskost: ein Wort, daß der gute Deutsche nicht ohne Vergnügen ausspricht. Hier also tritt schon das von alten und neuen Dichtern so oft erwähnte bedenkliche Verhältniß von Speisenden (Lesern) und Kochenden (Schriftstellern) ein. Aber man bleibt nicht dabei stehen, denn viele wollen weder Göttenbrot, noch Göttertrank, noch jene redliche Hausmannskost, sondern sehnen sich — ich muß in dem unerfreulichen Gleichniß bleiben — nach ungesundem Backwerk, geschwefeltem Wein oder auch nach verdorbenem Wasser, wenn es nur — gebrannt ist u. s. w. Damit haben auch viele Romane und Novellen gehorsamst aufgewartet, doch wollen wir nicht weiter an dieselben erinnern, da sie ihr kurzes Leben oder Scheinleben wohl schon längst werden durchgemacht haben.

Seitdem in Deutschland höchst erwünscht Friede geworden ist, und man wieder mit mehrerer Ruhe und Muße lesen kann, ward auch ein neuer und größerer Vorrath von Romanen nöthig, und diesen zu liefern hat sich niemand so thätig gezeigt als Walter Scott, bei dessen bloßem Namen hunderttausend europäischen Lesern das Herz vor Freude hüpft. Wirklich hat dieser Romanenschriftsteller eine Menge trefflicher Eigenschaften, unter denen ich besonders die genaue Kenntniß der Geschichte seines Vaterlandes *), Kraft und Lust zur Cha-

*) Soll es überhaupt historische Romane geben, — und das ist allerdings völlig einzuräumen — so finden wir Scott nicht selten auf gutem, löblichem Wege. Dennoch wage ich zu behaupten, daß Steffens in seiner „Familie Walseth ꝛc." die Idee des historischen Romans tiefer aufgefaßt habe, indem er mehr den innern Gehalt und den geistigen Pulsschlag der Zeit — und in welch' einer Reihe von Jahren! — darzustellen strebte.

rakteristik und Beschreibung, Ruhe und Mäßigung in den meisten Fällen, geselliges Talent und guten Styl anführen möchte; sollten auch die höchsten Forderungen, „Poesie und volle Wahrheit," im Ganzen unerfüllt bleiben. Dies Urtheil wird jetzt niemanden mehr befremden, da wir in den letzten Jahren einige viel herbere Kritiken über ihn vernommen haben, die, wie es scheint, auch von dem größern Publikum nicht mißbilligt worden sind. Es scheint mir deshalb am besten, nur auf ein paar nicht genug hervorgehobene Umstände aufmerksam zu machen.

§. 55.

Scott, Byron — Shakspear.

Es ist bekannt, daß Quintilian das Maaß der Bildung nach dem Grade des reinen und verständigen Wohlgefallens am Cicero bestimmen wollte. Man kann ihm das wenigstens halb zugeben; sollten wir aber den Satz aufstellen: „der kann gewiß sein Fortschritte zu machen, dem Shakspear und Goethe immer mehr und mehr gefallen," so würden wir wohl auf mehr als halbe Billigung rechnen dürfen. Steht dieser Satz fest, so ist eine kurze Hindeutung auf die Art, wie die beiden berühmtesten brittischen Dichter über ihren größten Dichter geurtheilt haben, von besonderer Wichtigkeit, und um so mehr, da es wahrlich nicht an Zeit gefehlt hat, den Meister kennen zu lernen, der schon seit mehr als zweihundert Jahren von uns schied.

Walter Scott wollen wir auch in dieser Hinsicht als ein wohlwollendes, liebendes Gemüth anerkennen. Er ist stolz

---

In der Ausführung ist zwar einiges unzulänglich, einiges ganz abzulehnens dafür sind aber auch andere Details von großem Umfange vortrefflich, ja musterhaft zu nennen.

auf Shakspear, es gefällt ihm gar Manches in dessen Werken sehr, und er spricht diesen Beifall gern und oft aus. Er ist, wie es scheint, mit manchen Stellen des Dichters so bekannt, daß er schwerlich erst nachschlagen muß, wenn er ihn citiren will, er liebt unter andern den Sommernachtstraum sehr, freut sich über dessen mimischen Humor u. s. w. In Kenilworth erscheint Shakspear selbst, und wenn auch nicht auf die würdigste Weise, doch fein und im Ganzen angenehm, ja ich möchte als eine besondere, wahrhaft ästhetische Bescheidenheit an dem trefflichen Scott rühmen, daß er Shakspear'n nur erscheinen und nicht reden läßt, was der Verfasser von Shaksp. amoureux (der freilich mit Scott nicht das Mindeste theilt) gelassen genug gethan hat. Wie gesagt, dies alles loben wir an Scott, sind aber dann in dieser Hinsicht fertig, denn wenn wir uns zu der Frage wenden: Zeigt er, daß er ein vollkommneres Verständniß von Shakspear habe als die englischen Kritiker des achtzehnten Jahrhunderts? daß er den Meister aller Meister nicht verwechsele mit irgend einem andern? daß er — mit Einem Worte — die ganze künstlerische Tiefe, Heiterkeit, durchschauende Kraft, innere Vollendung in Idee und Sprache anschaue wie etwa Goethe? oder ahne wie W. Schlegel? Ist das Feuer seiner Liebe dem gleich, mit welchem unser Herder, Lessing, Gerstenberg u. a. schon in so frühen Zeiten von dem Dichter redeten? — so haben wir leider zur Antwort nur ein großes und betrübtes Nein.

§. 56.

Dennoch steht es in dieser Hinsicht noch schlimmer mit Lord Byron, und so sehr wir auch — wie sich ohnehin von selbst versteht — dessen überaus reiche Anlagen schätzen, und so innig wir den edlen Kämpfer für Griechenland in ihm lieben, so müssen wir doch aufrichtig bekennen, daß er vom

Shak-

Shakspear, d. h. von dem Mittelpunkte der modernen Poesie, rein gar nichts verstanden habe. Wer dieses Urtheil zu hart findet, der lese nur selbst nach, was über dieses gänzliche Mißverstehen leider an den Tag gekommen ist; mir aber erlaube man, in billiger Rücksicht selbst auf die Schonung des Papiers, die Shakspear'n betreffenden traurigen Byronschen Redensarten nicht zu wiederholen. — Es ist zu traurig bei solchen Mißverständnissen lange zu verweilen, und es scheint am besten, sich mit gewaltsamem Humor etwa einzubilden, Byron rede von einem ganz andern Shakspear, der nach seinem Urtheil ein roher, geschmackloser, sonst aber nicht ganz talentleerer und in einzelnen Stellen schwungreicher Poet gewesen sein soll. Diesen also bezeichneten Shakspear kennen wir Deutschen gar nicht und wollen auch nichts mit ihm zu schaffen haben; wohl aber kennen wir den wahren Shakspear, und dieser Gedanke beruhige und erfreue uns in einer Literaturzeit, die sonst eben nicht allzuviel Erfreuliches bietet. Wir studiren Shakspear nicht seit heute oder gestern, sondern so lange als seine Werke in Deutschland sichtbar gewesen sind, und wir wollen nie vergessen, daß schon im Jahr 1758 unser herrlicher Lessing ihn weit besser verstand als selbst Scott. In neuern Zeiten hat man sogar zu behaupten gewagt, Shakspear gehöre nunmehr völlig uns, und es könne dessen Taufschein nicht entscheiden. Wir wollen das stolze Wort hier nicht genau untersuchen; doch dürfen wir behaupten, daß kein einziger deutscher Dichter oder Kritiker, der Shakspear wirklich gelesen, dem Lord Byron beistimmen wird. Mochte er immerhin gereizt sein durch das Mißgeschick, welches seine eigenen mangelhaften Dramen erlebt hatten; was hat der große Altmeister, von dem er ja eben hätte lernen sollen, damit zu thun?

— Wohl versöhnt der Tod, und besonders ein Tod wie der des Lords; aber dieser Gedanke soll uns nicht weichlich

machen, sondern wir sollen loben was zu loben, und tadeln was zu tadeln ist — selbst an dem edelsten Todten. — Was Flecken war, vermodert: das sei Trost.

§. 57.

Verhältniß der Deutschen zu Walter Scott, nebst anderweitigen Bemerkungen über ihn.

Wenn die Deutschen erst einmal einen Schriftsteller lieben, so verzeihen sie ihm alles, auch das Unverzeihliche; nur muß er kein Deutscher sein, sondern ein Ausländer, und zwar ein vornehmer, wie z. B. Walter Scott, der, wenn es bloß auf die Zahl der Leser und Anbeter ankommt, bei uns mehr Glück macht, als fast irgend ein Deutscher gemacht hat *). Daß er bei uns Beifall gefunden, wer möchte sich darüber wundern? Er steht als Romanschreiber weit über dem Mittelmäßigen, versteigt sich indeß nie so hoch, daß ihm nicht ein auch nur erträglich gutes Auge folgen könnte. Er hat, sobald ihm nicht der durchaus abgeschlossene Engländer oder vielmehr schottische Engländer in die Quere kommt, einen hellen, weiten Lebensblick, einen tüchtigen Hausverstand, den man billig sehr schätzen soll, und besitzt sogar Situations- und Cha-

*) Luther und Goethe, die größten der Großen und deshalb Unvergleichlichen, gehören nicht hieher, auch Gellert nicht, der nur durch seine Fabeln, die Resultate einer liebenswürdigen Gesinnung, harmlosen Witzes und munterer Geschwätzigkeit, so wie in seinen spätern Jahren durch fromme Kirchenlieder das Herz der Deutschen gewann, nicht aber als Dichter, sondern als tugendhafter Sprecher. Schiller allein wäre hier zu nennen als Empfänger einer gleichen oder wohl noch größern Gunst, als Scott sie bei uns erhalten. Nur vergesse man nicht, daß er erst zwanzig Jahre durch die schlimmsten kritischen Fegfeuer gehen mußte, ehe er recht anerkannt wurde. Davon ist aber bei Scott nie die Rede gewesen.

rakterwitz in höherem Grade, als die meisten englischen Romanschreiber vor ihm. — Wie weit aber ist es von da noch bis zu dem, was wir in unserm geliebten Jean Paul als Welthumor kennen, und bis zur Goetheschen vollendeten Ironie! — Doch das verlangt auch das größere deutsche Publikum nicht, ja es ängstigt sich schon, wenn von dergleichen nur die Rede ist. Worüber also kann man sich wundern? Zuvörderst daß die Deutschen dem Scott auch verziehen haben, daß er sich stets als ein völliger Anti-Deutscher gezeigt hat, und zwar in dieser falschen Richtung zur billigen Strafe, geist- und witzlos. So ist z. B. der Douster-swivel in dem Roman „der Alterthümler" ein so überaus nichtswürdiger und abgeschmackter Gesell, daß man nicht ohne physischen Ekel an ihn denken kann. Scott aber hat ihn ganz ungenirt zu einem Deutschen gemacht, und die Deutschen haben gegen diese ganze Procedur nichts einzuwenden gehabt. Was sonst in diesem und andern Romanen gegen Deutschland und deutschen Geist vorgebracht wird, haben wir gründlich übersetzt und genossen, und obwohl es sich mit mathematischer Gewißheit beweisen läßt, daß Scott von Deutschland so viel weiß wie wir vom innern Africa, so haben wir uns doch aus angeborener Höflichkeit den Text von ihm lesen lassen. Noch schlimmer steht es in den Erzählungen von den „Kreuzfahrern." Hier zeigt der Verfasser einen Mangel an Geschichtskenntniß und Forschung, und namentlich eine Verkennung der Deutschen, die wir nicht anders als völlige Blindheit nennen können. Schreiber dieses kann mit wahrer Lust und Freude, aber auch mit Wahrheit versichern, daß er manchen braven Secundaner kennt, welcher die ganze Sache besser inne hat, und wahrlich, wenn irgend ein Deutscher solche Verstöße sich hätte zu Schulden kommen lassen, man würde ihn überall ausgezischt haben. Wer aber möchte das bei Sir Walter wagen? Gegen uns mag er

schreiben was er will; doch wir gegen ihn? Bei Leibe nicht. Haben wir doch sogar die Mahnung in den Händen, welche unerhörte Summen der Mann von seinen Buchhändlern bezieht — es giebt deutsche Städte, in denen sie die gesammte Bürgerschaft nicht aufbrächte. — Wir schaudern dabei zusammen und werden nur noch höflicher darnach. — Was ist es denn auch mehr mit der gepriesenen Geschichtskenntniß und Geschichtsforschung? Das ist doch alles nur deutsche Pedanterie, dafür ist Scott in der englischen und schottischen Geschichte sehr tactfest. Und wenn er einmal zur Abwechselung auf die Deutschen, die er nicht kennt, schelten will, was ist es denn nun weiter? Wir rächen uns, indem wir die englische Geschichte höchst ämsig studiren, und fast Alles in Bausch und Bogen preisen, was uns von dort her in die Hand kommt. ———

§. 58.

In neuern Zeiten hat Scott noch ein pikantes, viel bewährtes Mittel gebraucht, um die Liebe Europa's wach zu erhalten. Er hat nämlich mit schalkhafter Jungfräulichkeit auf sich warten lassen, was er frühterhin nie über das Herz bringen konnte. Seit Jahr und Tag hat er nämlich Hoffnung gegeben auf eine Biographie Napoleons. Alles freute sich wie man sich auf den ersten Mai freut, und man sah voraus, der habile Mann werde mit der ganzen Sache in wenigen Monaten zu Stande kommen; aber mit nichten. Hundert sehnsüchtige Buchhändler und Nicht-Buchhändler standen auf und verkündeten, wie schmerzlich wir warteten, wie schon die Uebersetzer die Wörterbücher zurecht gelegt hätten, welch treffliches Velin-, Schreib- und Druckpapier angeschafft worden sei, und wie die Setzer bereit ständen. Aber es erschien eben nichts. Die Geduld wurde von einer Zeitung zur andern geschleppt, bis endlich einige Sonnenblicke der Hoffnung zu naher Erfüllung die betrübten Herzen von neuem erfrischte.

Darf ich nun wieder mit meiner altfränkischen Pedanterie hervorzutreten wagen, so möchte ich etwa die Frage aufwerfen: Ist Scott wohl besonders geeignet als Napoleons Biograph aufzutreten? Ist ihm die Geschichte Frankreichs, wenigstens die naheliegende von Heinrich IV. an, ohne deren allergenaueste Kenntniß die französische Revolution gar nicht erläutert werden kann, sodann: ist ihm diese, ohne welche es wieder keinen Napoleon hätte geben können, so ganz klar geworden, daß er festen Grund und Boden hat, auf welchem er seinen Helden auftreten lassen kann? Ist er ferner theoretischer und praktischer Kriegsmann genug, um Napoleon als Feldherrn zu schildern? Ist nicht zu fürchten, daß ihn selbst seine fast versteinerte Richtung als Politiker hindern wird, Frankreichs frühere Politik unter N. genau, d. h. welthistorisch aufzufassen, und dann zu richten und zu verwerfen? Was er als bloßer Schotte gegen ihn hat, kümmert uns wenig. Wird er nicht bald von forcirtem Lobe zu forcirtem Tadel übergehen? und dürfen wir hoffen ein Portrait im Sinne der klassischen Alten, oder auch nur im Sinne mancher ehrwürdigen altdeutschen Chronik zu bekommen *)? — Sallustius darf als Historiker nur auf den zweiten Rang Anspruch machen, aber wie Vortreffliches hat er geleistet; als er, das Maaß sei-

*) Wer hier gleich von vorn herein über Ungerechtigkeit von meiner Seite klagen sollte, sei gebeten, sich einmal genau zu erinnern, wie z. B. einige würtembergische Chroniken den Herzog Christoph, und wie der treffliche Pommer Kantzow den Herzog Bogislav X. schildern. Sollte aber der Klagende diese und ähnliche treffliche Sachen gar nicht kennen, so würde er, scheint es, doch wohl thun, sich vorher mit denselben bekannt zu machen, wobei ein nicht geringes Vergnügen für ihn zu vermuthen wäre. Zu Klagen und den beliebten Machtsprüchen, z. B.: „dergleichen Chroniken hätten doch auch gar viel Rohes" u. s. w., behielte er ja hinterher noch immer Zeit genug.

ner Kräfte überschlagend, uns einen Jugurtha und Katilina gab, zwei Kabinetsstücke, deren erstes besonders das dem Historiker unerläßliche Vermögen der nationalen Farbengebung trefflich documentirt. — Und nun vollends Tacitus! Welche unübertreffbare Gemälde: sein Germanicus, sein Tiberius! u. s. w. Die Charakterschilderung des Letztern möchten wir einem Darsteller Napoleons besonders empfehlen, doch läßt sich freilich ein von Ueberberühmtheit fast starrender Autor nicht leicht etwas drein reden. Auch dürften diese Seufzer schwerlich zu seinem Ohr kommen, und gelänge es ihnen ja, doch keine Frucht bringen, da das Buch nunmehr vermuthlich beendigt ist. Auf eine dereinstige Umarbeitung aber zu hoffen, kann heut zu Tage mir nicht leicht in den Sinn kommen, und möchte wohl zu den phantastischen Idyllenträumen gerechnet werden müssen.

Das Vortrefflichste wäre nun wohl, wenn Scott trotz diesem allen in seinem Napoleon ein wahres biographisches Meisterstück lieferte. An Reue, Schamröthe und Freude sollte es bei mir gewiß nicht fehlen.

§. 59.

Hier könnt' ich nun schließen, doch will ich mir noch zwei kleine Bemerkungen erlauben. Ich habe zuweilen übergroße Verehrer des allberühmten Schriftstellers in einige Verlegenheit gesetzt durch die Frage: „Ist euer Genuß der Romane vom Verfasser des Waverley bei der fünften, zehnten, funfzehnten Lektüre u. s. w. größer als bei der ersten?" Einige meinten, es liege etwas Ironie in der Frage, und es falle ihnen nicht ein dergleichen Sachen, obwohl sie köstlich und göttlich seien, mehr als einmal zu lesen, wobei jedoch eingeräumt wurde, daß man Jean Pauls „Siebenkäs" und „Flegeljahre" alle Jahr einmal lesen könne, und sogar recht wohl daran thue.

Zweitens möcht' ich die Leser dieses kleinen Aufsatzes bitten und beschwören, mich um des Himmelswillen doch ja nicht für einen Feind der Walter Scottschen Romane zu halten, über deren relativ bedeutenden Werth, so wie über die reiche Begabung ihres Verfassers überhaupt ich früher offen anerkennend gesprochen habe, und so möchte ich auch noch im Fluge hinzusetzen, daß man sogar nach meiner Meinung einigen seiner Werke oft unrecht gethan hat, z. B. dem „St. Ronans-Brunnen," der bei allen Fehlern dennoch einen tiefen Charakter (Clara) aufzeigt, dessen Schilderung dem Dichter die größte Ehre macht. Man kann nur nicht alles zu gleicher Zeit sagen, ein Umstand, der so häufig vergessen wird, daß ich fast behaupten möchte: Elf Zwölftel der Mißverständnisse in sämmtlichen fünf Welttheilen sind bloß deshalb möglich geworden, weil man jenen Umstand vergaß.

Nachschrift.

Da ich, wie billig, mit meinen Aufsätzen nicht gleich zum Setzer eile, und die Sorge sie unter Glas und Rahmen zu bringen immer die letzte sein soll, so war auch dies Fragment in der Handschrift mehrere Monate alt geworden, und so ist denn endlich das heiß erwartete Werk über Napoleon wohlbehalten bei uns angekommen. — Aber ach! warum hat mir der berühmte Dichter die süße Pflicht der Reue und Beschämung, auf die ich hoffte, doch so ganz unmöglich gemacht? warum hat er nicht die edle Grausamkeit begangen, mich durch ein treffliches Werk zu strafen?

Statt dessen will ich nur wünschen, daß man auch in dem unangenehmen Gefühl getäuschter Erwartung gerecht bleibe, und einzelnes Brauchbare in dem Werk nicht ablehne.

§. 60.

Washington Irving und Cooper.

Nach Scott ist Washington Irving als Liebling der deutschen Leser zu nennen. Wir finden in ihm einen kräftigen, sanften, heitern, gern lehrenden, aber auch lernbegierigen, durch Reisen gebildeten Schriftsteller, dem wir mit Lust zuhören, wenn er schlicht und einfach oder launig und scherzend betrachtet und erzählt. In dieser einen Hinsicht möchten wir ihn etwa mit Musäus auf eine Stufe der Bildung setzen, und wenn Irving, wie nicht in Abrede zu stellen, kenntnißreicher und lebenserfahrner ist, so ist dafür Musäus noch harmloser und frischer, owohl zuweilen auch geschwätziger oder gar frivoler. In jedem Fall ist Irving ein erfreuliches Zeichen von der aufblühenden geselligen Bildung der nordamerikanischen Freistaaten; nur möchte man ihnen ans Herz legen, daß doch der eigentliche Kern der Bildung, seit Lessing und Goethe, Schiller, Fichte und Schelling, in Deutschland zu finden sei. J. besonders, der sich oft so liebenswürdig zeigt, würde hier eben so rasche als treffliche Fortschritte machen.

Ob sein Landsmann Cooper in Beziehung auf poetische Bildung höher zu stellen sei als er, möchte ich nicht bejahen. An ernster, wackerer Freisinnigkeit sind beide gleich schätzbar, doch scheint Cooper sich selbst noch schwerere Aufgaben zu stellen, und seine meistens umfangreichen Werke zeigen von nicht geringem Fleiße, ja es scheint, als habe er bereits seine literarische Wirksamkeit wie ein edles Amt zu betrachten gelernt. Was er in der Geschichte weiß, weiß er gründlich; ob er aber, außer der Geschichte Alt-Griechenlands und Roms, Englands und Amerika's, sonst noch Geschichte studirt habe, ist sehr zweifelhaft.

§. 61.

Ich gebe hier nur zwei Worte über einen seiner bekanntesten Romane:

Lionel Lincoln oder die Belagerung von Boston.

Allerdings soll der Roman langsam gehen, wie Goethe bemerkt, aber die Langsamkeit, mit der sich dieser Roman fortbewegt, erinnert fast an Falstaffs Art zu wandeln *), oder wenn man lieber will, an den Bußgang jener Pilger, die das Gelübde gethan, nach drei Schritten vorwärts wieder zwei zurück zu gehen.

In Hinsicht der aufgestellten Charaktere bleibt auch sehr viel zu wünschen übrig, denn sie sind meistens nur beschrieben, aber nicht dargestellt, und die Beschreibung ist wieder so wortreich, daß wir bald in einer Staub-, bald in einer Nebelwolke zu gehen glauben. Der Fond von Leben, der einigen von Coopers Personen wirklich inwohnt, wird dadurch nicht selten verkümmert.

Das Schlimmste aber ist, daß sich die Personen zuweilen selbst beschreiben, was nur in seltenen Fällen, z. B. bei kokketten Männern und Frauen geschehen darf. So mag auch der genießliche Polwarth das Recht haben, ein paar interessante Worte über seine eigene Genießlichkeit vorzubringen; allein er übertreibt das Privilegium, von sich selbst und seinen Lieblingsspeisen zu reden, auf eine Weise, daß selbst ein geduldiger Leser zuweilen einige Seiten überschlagen wird. Leider aber können einige Seiten nicht viel helfen, denn man findet ihn immer von neuem in breiter Rede begriffen über den Genuß oder über die Sehnsucht nach Genuß.

---

*) „Like a church." S. Heinrich IV., p. II, Act. II, Sc. 4

Ein paar Worte Fallstaffs in der Schenke bei Frau Hurtig geben ein besseres Bild, als dieses ungeheure Wandgemälde mit ziemlich verwaschenen Farben.

Noch übler steht es mit den jungen Damen, die nun einmal, wie es scheint, den neuern englischen Romanschreibern nicht gelingen wollen. Es fehlt nicht an der Bemühung sie interessant zu machen, selbst nicht an geistreicher Bemühung, allein es ruht nun einmal ein eigener Fluch auf dieser Agnes und dieser Cäcilie, sie gewinnen zwar ein wenig Leben, aber gewiß nicht ein solches, wie es der Dichter gewünscht hat. Sie haben und behalten etwas Hageres und Mageres, sie mögen nun sich zierlich zeigen, oder mystisch, oder gespannt, verliebt oder nicht verliebt, Thee trinkend oder aus Patriotismus Thee verschmähend. Diese Magerkeit (ich habe kein anderes Wort dafür) wird selbst der sinnlichen Anschauung deutlich, und da wir uns jene Damen dabei jung denken sollen und auch wirklich denken, so wird dadurch das Bild nur um so widerstrebender. — Weit besser steht es mit der alten Dame, bei der der Held seine Wohnung aufschlägt, sie ist wenigstens portraitmäßig wahr, und tritt auch so selten auf, daß wir sie nicht ungern sehen, da sie uns hilft die Verhältnisse der Vergangenheit zu studiren.

Weniger geglückt ist der mystische Alte, der gewöhnlich nur im Nebel oder bei nassem Wetter erscheint, und der blödsinnige Knabe, der nicht minder auf Mystik Anspruch macht, leider aber selbst der physiologischen Wahrheit ermangelt.

§. 62.

Der Held selbst hat mehr Physiognomie, als manche andere Helden der ältern und neuern englischen Schule, auch wird er zum Glücke von den übrigen Personen nicht so verwöhnt, als die meisten Romanschreiber (deutsche, englische und

französische) ihre Helden zu verziehen pflegen. Der ersten Erscheinung eines solchen Helden pflegen gewöhnlich einige Trompetenstöße voraus zu gehen, der Triumphwagen, der ihn bringt, kann nicht reich genug geschmückt sein, und sämmtliche Nebenpersonen versichern, ein so unsäglich liebenswürdiger Jüngling sei kaum noch zu finden, er gehöre eigentlich schon halb und halb dem Himmel an, und es sei als eine wahre Engelsgüte von ihm zu betrachten, daß er sich noch mit unserer schmutzigen und maßkalten Erde gemein mache. Davon ist Gottlobhier nicht die Rede; im Gegentheil ist der Held dieses Romans nur ein lernender und empfänglicher Jüngling, für den der Verfasser nicht mehr Kraft und Gewalt aufwendet als für die andern. Schon dadurch zeigt C. eine löbliche Ahnung von Kunst.

Das Beste des Buchs sind die äußern Umrisse der Staatsverhältnisse und die Andeutungen über den Charakter der Nationen, welche hier im Conflict erscheinen. Hier ist fleißige Umsicht, Genauigkeit nicht zu verkennen, man sieht den wackern Amerikaner, der in dem Staatsleben heimisch ist, einen ächten Vaterlandsfreund, innig und lebendig, aber ruhig besonnen um sich blickend. In dieser Hinsicht ist Cooper sehr zu empfehlen, denn leider sehen wir in vielen deutschen Romanen nur einzelne Zimmer, Gärten, Promenaden u. s. w. mit einzelnen Menschen, oft ohne alles Verhältniß zum Staate, oft sogar ohne die bloße Decoration eines Staats, so daß jene Zimmer, Gärten u. s. w. nur in der Luft zu schweben scheinen.

Was aber fehlt nun den Cooperschen Romanen? Ich wage zu antworten: die Hauptsache, die Poesie; der romantische Farbenglanz, der tiefere philosophische Blick, der sich nicht bloß mit dem Gedanken über die Erscheinung begnügt, sondern den Kern des Lebens selbst erkennt. Von wahrer Ironie, wie wir sie z. B. im Don Quixote finden, ist hier keine Spur;

und der Humor — von dem sich ein wenig aus der guten alten Shakspearzeit hinüber gerettet hat — ist durch den Wort- und Wasserreichthum fast verflüchtigt worden.

Dennoch ist Cooper von vielen bewunderungslustigen und über alle Maaßen gutmüthigen Deutschen bereits für einen Klassiker erklärt worden, so daß es der Mühe werth schien ein paar Bemerkungen dagegen aufzustellen. Klopstocks Wort: „seid nicht allzugerecht, sie verstehen es nicht wie schön euer Fehler sei," soll auch heute noch in Erinnerung gebracht werden. Dann aber wollen wir auch mit wahrer Lust und Freude bedenken, daß wir ja aus eigenen Mitteln Besseres hervorgebracht haben, weshalb wir uns mit dem Beneiden und Bewundern des Ausländischen nicht allzusehr befassen können. Lernen und erquicken wollen wir uns überall, wo sich uns Lehre und Erquickung bietet, z. B. auch bei dem löblichen Cooper, dabei aber auch nie vergessen, daß Deutsche es waren, die die beste Lehre und die beste Erquickung boten.

§. 63.

Andeutungen über Lord Byron als Dichter und dessen Manfred.

Die Wirkung, welche Lord Byrons Poesien auf die Deutschen, insonderheit auf die jüngere Welt äußerten, war in jeder Hinsicht groß, doch hatte ohne Zweifel ihre oft schöne Form weniger Einfluß darauf, als ihr theilweiser Inhalt. Der Jüngling steht gewöhnlich mit der ganzen Welt in Opposition, er möchte gar zu gern das Unendliche sichtbar haben — gleichsam um es zu küssen; wie der Philister auf dem Teller, um es zu verspeisen — jede Schranke, auch die zarteste, ist ihm zuwider, und er vergißt, daß er ja selbst ohne diese Begränzung eine schöne Gegend nicht genießen kann, weil sie sonst nothwendig in Dämmerung und Schatten zerfließt. Der

begabte Jüngling befindet sich nie wohler, als in einer gewissen sehnsüchtigen Melancholie, und wenn er im Hamlet und Werther liest, so ist ihm als lese er etwas von sich selber oder rede in eigener Person. Es kann dahin kommen, daß er eine gewisse Langeweile an der sichtbaren Welt und ihren Verhältnissen für etwas Edles hält, oder daß selbst eine Art von glänzender Verzweiflung ihm als eine hübsche Zuthat oder gar nothwendiges Produkt geistiger Vornehmheit erscheint. Beruhigte, oder gar heitere und fröhliche Dichter läßt er sich höchstens in seinen Nebenstunden ein wenig gefallen, sobald aber die Tage seiner tüchtigen poetischen Desperation wieder kommen, steht er auch nicht an jene fröhlichen Leute für höchst ordinair zu erklären.

Aber es giebt auch tiefere Jünglinge, die, weil sie ewig an der verschlossenen Pforte jenseitiger Welt stehen, und von dorther mit geheimnißvoller Luft angehaucht werden, auch in der Poesie nichts weiter vernehmen wollen, als dieses bald stürmische, bald sanfte Klopfen an die Pforte. Von dieser Ansicht befangen begegnet ihnen auch eine Schaar von jungen Mädchen, unter denen manche die Schwermuth vielleicht noch inniger treiben, bis endlich eine edle Liebe sie von der unheimlichen Pforte zurück in das Leben führt, wo sie dann mit stiller Ergebung das Oeffnen jener Pforte durch eine höhere Hand erwarten. Die Jünglinge und Männer aber stehen länger dort, ja es giebt manche, die das: „O sprich zu mir!“ im Hamlet bis an ihr Ende rufen, ohne erfreuliche Antwort zu empfangen. — Da man aber den Umgang mit Geistern und Gespenstern doch nicht immer haben, und selbst Macbeth mit ihnen nicht „zu Nacht essen“ mag, so ist es sehr begreiflich, daß eben diese mit der Leichenfarbe so wohl vertrauten jungen Männer (die natürlich fast alle auch dichten, da ihre Verzweiflung wenigstens mittheilend ist) sich zuweilen nach dem

Gegensatz umsehen, z. B. nach großer Kraft und rothen Wangen, verbunden mit genialer Rohheit und Ungebundenheit, z. B. bei Corsaren-Hauptleuten und Corsaren-Geliebten (s. das bekannte Byronsche Gedicht).

Wie mußte nun eine Erscheinung wie die des Lords auf jene Individuen wirken! Erhabener und fürchterlicher, Freiheit-durstiger und grübelnder, kräftiger und sanfter, vornehmer und unzufriedener u. s. w. konnte niemand sich in schönen Versen aussprechen. Dazu seine Persönlichkeit, die, wenn auch in Deutschland *ungesehen*, um so lebhafter vor die Phantasie trat. Ein Engländer, ein Lord, ein schöner junger Mann, ein kraftreicher Leander, der über den Golfo von Abydos schwimmen konnte, — wie viel ist das schon! Aber dieser junge Lord ist auch zum Glück höchst .... unglücklich, und niemand weiß mit Genauigkeit zu erzählen, was für ein Leiden ihn *vor allen* andern drückt! Welch ein Spielraum für die Phantasie! Die Sache wird fast „*zu interessant!*" Endlich aber — und hier beginne mein *innigster Ernst*, den gewiß *jeder Leser* theilen wird — gewinnt er die Herzen *aller guten* Menschen, indem er sein mit so reichen Kränzen der Jugend und des Talents ausgestattetes Leben für die große Sache eines unterdrückten Heldenvolks freudig hingiebt, und geschmückt mit dem Lorbeer des Helden wie des Dichters zu Grabe geht.

Ueber einen solchen Mann soll die Kritik, die ihn lediglich als Dichter betrachtet, und in Beziehung auf seine Persönlichkeit nur leise Vermuthungen wagen darf, zwar mit gewohnter unerläßlicher Strenge reden, aber auch mit jener gerechten Bescheidenheit, die man leider nur selten trifft.

§. 64.

So lange der Mensch noch unter den Menschen athmet, ist es bedenklich von einem *Gipfel* zu reden, den er erreicht

habe, oder gar die Höhe dieses Gipfels zu berechnen; ist er aber aus der sichtbaren Welt hinweg genommen, dann darf jenes Urtheil eintreten, und ich glaube nicht ohne Beistimmung der Leser das Trauerspiel Manfred als den Gipfel der Byronschen Werke bezeichnen zu können. Nicht bloß jene trüben und traurigen und Trübheit und Traurigkeit liebenden Jünglinge und Männer haben das Stück geliebt, sondern es sind auch andere, denen sonst recht vergnügt ums Herz war, aufgestanden, und haben das Stück nicht bloß gerühmt, sondern es sogar in einiger Hinsicht — man kann es nicht ohne großes Befremden erzählen — über Goethe's Faust gestellt! Da aber ein Kritiker sich immer nur mäßig verwundern darf, so will ich mich schnell in die Ruhe bringen und nur Folgendes der Prüfung vorlegen.

Wer ist dieser Manfred? man nennt ihn einen tiefen Denker, er hat eine gewaltige Phantasie, ein höchst reizbares Gefühl u. s. w. Diese Eigenschaften, verbunden mit kolossalem Stolz, haben ihn von den Menschen entfernt, und da, nach dem Ausspruch eines herrlichen Goethischen Liedes, wer sich der Einsamkeit ergiebt, auch „bald allein ist," so hat auch er den Zweck erreicht und ist allein geblieben, indem ein „Jeder gelebt und geliebt, und ihn seiner Pein überlassen hat." Unsere deutsche Literatur hat einige gute Darstellungen solcher Charaktere aufzuweisen; in gegenwärtigem Trauerspiel aber ist dies alles nur kurz und fast als Notiz angedeutet; auf eine Darstellung oder Anschaulichmachung ist der Dichter nicht einmal ausgegangen. Man sage nicht, um diese ungenügende Notiz zu entschuldigen, sie gehöre ja nur zur Vorgeschichte des Drama's, denn damit ist nichts gewonnen. Wie man Vorgeschichte behandeln soll, darüber lese man, um nur ein glänzendes Beispiel anzuführen, den ersten Act von Shakspear's „Sturm."

So allein gelassen hat sich Manfred der Wissenschaft hingegeben. Schlimm für ihn, denn die Wissenschaft hat etwas Geselliges, ohne Menschenliebe ist die Wissenschaft der Mühe nicht werth, oder vielmehr es giebt keine für den Unliebenden, wenigstens nicht für den, der, wie Manfred, die Menschennatur selbst hassend, sich für höher hält als die ganze Gattung, der er doch angehört. Wie wenn etwa ein strengerer Leser sich also vernehmen ließe: du versicherst zwar, lieber Dichter, dein Manfred habe es in der Wissenschaft etwas weit gebracht; aber ich bin ein wenig ungläubig, daß dieser innere Mensch irgend etwas deutlich und tief erforschen könne. Shakspear verlangt einen solchen unbedingten Glauben, daß diese oder jene Person wissenschaftlich gebildet sei, niemals, ja er hat sogar in seinem alle Gemüther zauberisch fortreißenden Romeo selbst den kleinen Umstand nicht vergessen, uns den guten, vielgeschäftigen Pater Lorenzo auch als einen eifrigen Botaniker darzustellen: ein Umstand, der bekanntlich im spätern Lauf des Stücks sehr wichtig wird. Was aber giebst du uns für Beweise von Manfreds wissenschaftlichem Sinn? er hält vortreffliche, aber sehr melancholische Monologe in wohltönender Sprache; das ist alles, aber Karl Moor kann mit ähnlichem aufwarten, ohne das Schiller im mindesten verlangt, wir sollten glauben, sein Räuberhauptmann habe als Student in Leipzig in Studiis etwas Sonderliches gethan. Aber Manfred citirt auch Geister, und nicht etwa fruchtlos, wie der phantastische Glendower in Heinrich IV., sondern mit dem besten Erfolg; dazu gehört denn doch eine Wissenschaft, und zwar eine von der schwärzesten Gattung: und werden wir nicht auf diese Weise gezwungen an des Geisterbeschwörers Wissenschaft zu glauben? Mit nichten, denn wir sehen auch hier nur den dictatorischen Dichter, der uns zwingen will anzunehmen, Manfred besitze jenes Vermögen; doch wird der

unbe-

unbefangene Leser ein zweifelndes Kopfschütteln nicht unterdrücken können. Sind es überhaupt wohl wirkliche Geister, die hier erscheinen? ich vermag sie nicht dafür zu halten, denn es sind nur Gedanken und Phantasie, die hier in Geisterco-stüm auftreten, ähnlich den personificirten allegorischen Personen, die man in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts so sehr liebte, daß man bereits in der zweiten Hälfte desselben sich daran übersättigt hatte. Bei Byron ist freilich alles in wunderbarem Glanz getaucht, doch ist dieser Glanz hier nur auf der Oberfläche, und ein genauerer Blick kann selbst durch ihn nicht getäuscht werden. Nur Astarte's Erscheinung nehm' ich aus; doch davon weiter unten.

§. 65.

Endlich ist Manfred von dem Dichter mit einer glühenden Liebe für die Natur ausgestattet, und von dieser Liebe sehen wir allerdings etwas, mehr z. B. als in den Jahreszeiten des melodischen, aber oberflächlichen Thomson, und doch ist es für uns Deutsche bei weitem nicht genug, theils weil wir überhaupt an Größeres und Tieferes im Umgang mit der Natur gewöhnt sind, theils weil gerade hier der Punkt ist, auf den in diesem Manfreds-Drama so viel ankommt. Auch mich rührt jenes berühmte Wort, das der Held in seiner Sterbestunde spricht: „Ich lechze noch nach der Natur," aber ich kann auch nicht verhehlen, daß mir Werthers großartiger Liebes- und Vergötterungs-Umgang mit der Natur unvergleichlich höher und bedeutsamer erscheint, so wie wir denn überhaupt dieses unschätzbare Werk von dieser Seite nicht leicht genugsam ehren können.

In diesem unseligen Zustand ist früherhin noch dem Manfred ein bezaubernder Strahl des Glücks gekommen, die Liebe für Astarte, ein mit wunderbarem Reiz begabtes Mäd-

chen. Die Schilderung, welche er von diesem Verhältnisse giebt, ist so rein, einfach und vortrefflich, daß wir mit ungetrübtem poetischen Genuß an die Wahrheit desselben glauben. Leider aber hat es sich entdeckt, daß diese Geliebte seine Schwester war, dadurch ward diese Neigung zu einem Verbrechen und endete mit Astarte's gewaltsamem Tode. Es ist schon oft als genialisch anerkannt worden, daß der Dichter diese traurige Geschichte gleichsam nur in Schleiern gehen läßt, und daß er schonend genug war, uns hier nur ahnen zu lassen. Auch ich theile diese Anerkennung, nur bedaure ich, daß, da das ganze Stück auf trübem Nebelgrund spielt, diese mit Recht geheimnißvoll behandelte Sache nicht genugsam wirkt; doch ist und bleibt die Erscheinung Astarte's der schönste und tragischste Moment im ganzen Werke.

§. 66.

Was zeigt uns nun der Dichter in seinem ganzen Schauspiele? den Untergang seines Helden. Die Menschen hat er schon lange nicht mehr geliebt, sie können ihm also auch nicht helfen. Die Wissenschaft versagt ihm, und was er noch davon hat, gebraucht er auf frevelhafte Weise. Die Natur steht glänzend vor ihm, wie etwa eine schöne geschmückte Braut; aber für seine ewig durstende Seele hat sie nur spärliche Tropfen von Labung. Die frühere menschliche Geliebte ist todt, und selbst bei dem Gedanken an sie durchfährt ihn gerechter Schauder. Da wendet er sich auch wohl an das Christenthum, aber gleichsam nur im Fluge, nicht wie an die ewige Quelle der Erhebung und Beruhigung, sondern wie etwa an eine neue interessante Erfindung, die denn doch auch zu Rathe gezogen werden muß. Schon vor dem Beginn des Stücks ist er aber damit in's Reine gekommen, daß es für ihn keinen Trost haben könne, und der Dichter scheint ihm

leider darin recht zu geben, denn was er jetzt durch den Abt von St. Maurice als Christenthum bietet, ist uns bei weitem nicht genügend. Dieser Greis zeigt sich freilich tüchtig und wäcker, ist auch nicht ohne Ahnung des Höhern; da ihm aber bei seiner sonst liebenswürdigen Einfalt die gehörige Summe christlicher Weisheit fehlt, so kann er allerdings dem Manfred nicht helfen. Denken wir uns dagegen einmal lebhaft und genau, daß unser großer, einfältig-weiser, gotterfüllter, durch und durch heiterer — Luther dem Manfred gegenüber stände, so würde die Sache wohl ganz anders ausgefallen sein; doch hätte dieser ohne Zweifel viel früher gesiegt, und von der Sterbestunde selbst viel weniger gehofft als jener Abt zu hoffen schien. Dieses Mannes Hülfsantrag verwirft Manfred, und als nun endlich der — Teufel erscheint, um eine Seele zu empfangen, die, von sehr traurigen, aber auch sehr vornehmen Verbrechen beladen, das Christenthum selbst fortstößt, überwindet ihn der Held aus eigener Macht, und stirbt mit der Bemerkung, es sei eben „nicht schwer" zu sterben.

Wir wollen dabei für jetzt nichts weiter erinnern, als daß wir uns billig darüber wundern dürfen, wie Manfred, der seit Jahren schon nicht mehr die Kraft hatte sich auch nur einen einzigen heitern Augenblick zu erschwingen, mit einemmale so viel Macht bekommt, einen solchen Sieg davon zu tragen, der, wie unsere lieben Vorfahren glaubten, und auch heut zu Tage manche sehr ehrenwerthe Helden glauben, der schwerste aller schweren Siege sei, der nicht ohne Gottes Hülfe gewonnen werden könne. Was endlich den Teufel betrift, so finden wir ihn fast spaßhaft, denn entweder hatte er den Manfred schon, oder er hatte ihn noch nicht. War das erstere der Fall, so konnte er auch jetzt seiner Sache sicher sein, indem das bloße Sterben weder selig noch unselig machen kann; hatte er ihn aber noch nicht, so war es jetzt ohne Zweifel zu

spät, und seine Erscheinung ist deshalb ganz gegen ihn selbst berechnet, da dieselbe schwerlich viel Liebe erwecken kann. So weit aber hat es der Teufel doch gewiß in der Erkenntniß gebracht, um einzusehen, daß nur der unser sein kann, den wir lieben und der uns liebt. — Strengere Kritiker altchristlicher Zeit würden die Schilderung von Manfreds Tode geradezu einen Frevel nennen, indem hier ziemlich unverhohlen eine Seligkeit des Abtrünnigen auf eigene Hand und ohne Gott! angedeutet wird; wir aber wollen bloß den Dichter innig bedauern, daß er im Zorn über so viele ihm gegenüberstehende Schwäche seine eigene herrliche Kraft sich hier überspringen ließ und in das Leere gerieth. Ja, wir würden sagen, „in das Gebiet des Undenkbaren und Unglaubbaren," könnte es nur ein solches — „Gebiet" geben.

§. 67.

Und ein solches Werk — das freilich auch durch große Kraft und Lieblichkeit der Sprache anzieht — hat man über Goethe's Faust setzen wollen? Es kann hier nicht meine Absicht sein, den ganzen Werth des letztgenannten, eben so tiefsinnig als blühend-heitern Drama's, das in der gesammten europäischen Literatur fast einzig dasteht (nur umgeben von Hamlet und Don Juan*) auseinander zu setzen; es ist genug

*) Daß Hamlet, Faust und Don Juan gewissermaßen zusammen gehören und sich gegenseitig erklären, habe ich bereits im zweiten Jahrgang des Taschenbuchs Luna für 1805 angedeutet, und ich glaube, es sei dort zum erstenmale zur Sprache gebracht. Dieser Gedanke ist seitdem Gemeingut geworden, und es ist hoffentlich nur Zufall, daß man dabei jener Quelle nicht ausdrücklich gedacht hat. Meine Freude über jene Anerkennung soll dadurch gewiß nicht gestört werden; doch scheint mir erlaubt an das Frühere zu erinnern.

nur auf einen Hauptpunkt aufmerksam zu machen, daß nämlich unser Goethe offenbar mit schöner Freiheit und Oberherrschaft *über seinem* Faust steht, während Byron *mit* und *in* seinem Helden leidet.

Aber hat nicht auch Goethe auf eine ähnliche Parallele hingewiesen? Was man etwa so nennen könnte habe auch ich gelesen, und mich innig gefreut an des greisen Dichters ewig liebendem, jugendlichem Herzen; wenn er aber in der Fülle desselben sich einmal *selbst* unrecht thut, so wollen wir darin nicht eben einen Grund finden sein Unrecht zu theilen. Auch scheint mir aus einigen spätern Zeilen, geschrieben nach der Bekanntmachung der Unterredung Byrons mit Medwin, hervorzugehen, daß Goethe wohl jetzt nicht mehr *ganz* die alte Bewunderung für B's. Genie empfindet.

Doch weit entfernt dem edeln Abgeschiedenen auch nur das leiseste Unrecht thun zu wollen, ist es eben einer der Hauptzwecke dieses kleinen Aufsatzes, die vergeßlichen Deutschen auch wieder an Byron zu erinnern, und ohne alle Ueberschäzzung eine reine Schätzung zu wünschen. In den Jahren 1816 bis etwa 22 gab es wohl nur wenige Gesellschaften, wenige Postwagen und Landkutschen in Deutschland, in denen nicht das Talent des Lords besprochen und abgewogen wurde. Es haben um diese Zeit die englischen Sprachmeister nicht wenig dabei verdient, denn mancher zarte deutsche Frauenmund hat sich abgequält die wunderbare Meersprache herauszuquetschen, und wenigstens im Stillen geseufzt, daß Swift in seinem Urtheil über diese Sprache wohl möge recht gehabt haben. Das ist jetzt fast vorbei, und wie auf verschwelgte Nächte ein nüchterner Vormittag zu folgen pflegt, so auf übertreibenden Enthusiasmus *Kälte*, und die hat der edle Märtyrer wahrlich nicht verdient. Laßt uns, ihr lieben Deutschen, doch endlich einmal aufhören uns mit gar zu übertriebenem Eifer

nach den Produkten der letzten Messe zu erkundigen; — auch diese sollen, wie sich von selbst versteht, nicht übersehen werden; wohl aber wollen wir daneben, was 1817, 1797 u. s. w., oder auch 1697 und 1597 vortrefflich war, auch heute vortrefflich finden und uns daran fröhlich erbauen.

§. 68.

Nach-Bemerkung.

Daß Männer wie die genannten in der Fülle ihrer geistigen Begabtheit auf das deutsche Publikum (das ohnehin gerade damals viel Zeit hatte) in mannigfaltigster Weise wirkten, ist leicht zu begreifen. Byrons melodische *) Unzufriedenheit bei edler Tapferkeit, seine erhabene Verzweiflung bei der Unmöglichkeit in schöner Einfalt zu glauben — welche schöne Einfalt er dennoch wieder in einzelnen Momenten trefflich schildern kann — u. s. w., dies alles mußte hinreißen, und so sind denn auch unter uns Jünglinge aufgestanden, die nach dem Ruhme, als zweite Byrons zu dichten, eifrig strebten. Einige darunter haben es gewiß sehr ehrlich gemeint, und eine neue Auflage von Verzweiflung geliefert, die sich ziemlich statt-

*) Schiller erklärte mit Recht die deutsche Sprache für so poetisch gebildet, daß sie sogar für den Dilettanten dichte und denke. In gewisser Hinsicht läßt sich das auch von der englischen sagen, doch in ihr melodisch zu sein ist nur so großen Genies wie Byron gegeben, ob er gleich auch in dieser Hinsicht Shakspearen weit nachsteht (und doch hat, außer Milton, noch kein mir bekannter englischer Kritiker Shakspear's unendliche Sprachsüßigkeit laut anerkannt! —). Wir aber wollen nicht vergessen, daß das Lob einer melodischen Sprache ein sehr großes ist, denn es kommt nur denen zu, die durch die gründlichste Kenntniß des Generalbasses einer Sprache — man verstatte den Ausdruck — so wie durch das Medium tiefer Harmonie zur Zierlichkeit und Lieblichkeit gelangt sind.

lich ausnimmt; nur wird man gestehen müssen, daß die originelle Schillersche Verzweiflung, die in einigen seiner frühern Gedichte die Sturmwindsflügel schlug, meistens tiefer geht, und deshalb bei weitem interessanter ist als die hier aus der dritten Hand mitgetheilte. Andere nachahmende Poeten haben sogar eine gemachte Desperation blicken lassen *), und damit Beifall gesucht; auch wohl hie und da gefunden. Ein solches Verfahren ist wahrhaft widerwärtig, ganz besonders, wenn in solchen Poesien von gewissen geheimen Schmerzen die Rede ist, die eine geistig-keusche, schönere Seele nur Gott und sich selbst im stillsten Kämmerlein vertrauen würde, denn der Schmerz ist heilig wie das Gebet, zu dem er führen soll. Aber auch mit diesen Schmerzen und diesen Thränen wurde .... gewuchert, man brachte sie eilig in die Druckerei und hoffte damit Glück zu machen. Man soll dabei die Armen, die vielleicht nur momentan eitelkeittrunken handelten, innig bedauern, da ihre moralische und ästhetische Sünde sich einst entsetzlich rächen kann. Wie, wenn sich ihnen einmal die Thränen dann versagten, wenn sie allein lindern können? Es ist der Mühe werth an dieses große Mißgeschick zu erinnern, in einer Zeit, wo sich wirklich einige Poeten mit ihrer Verzweiflung alle Jahr ein paarmal sehen lassen, um dann doch hinterher die Freude zu haben, daß etwa ein Recensent sagt: „Ein sehr talentvoll trauriger Poet, man möchte freilich zuweilen des Teufels bei ihm werden; wenn man es aber bei Licht besieht, hat es nicht viel auf sich, und amüsant ist es

*) Noch andere Verzweiflungen waren zwar nicht gemacht, doch auch überhaupt nicht sonderlich inhaltvoll. Einigen dieser Poeten könnte strenge Arbeit, andern der tüchtige Vorsatz etwas Rechtes zu lernen, andern, für's Erste wenigstens, passende Arznei helfen.

so ziemlich." Solches Lob wird freilich zierlicher ausgedrückt, aber es läuft doch darauf hinaus.

§. 69.

Ferner sollten wir gleichfalls ernstlich erwägen, daß selbst der Schmerz und die Verzweiflung in den Werken des nicht nachahmenden Byron häufig genug jener zauberischen Ironie ermangelt, ohne die er nothwendig drückend und lähmend werden muß. Hier zeigen sich manche frühere Deutsche, z. B. Schiller, Bürger u. a., dem Lord überlegen. Wie aber, wenn wir vollends an Shakspear denken? Was ist aller Schmerz im Manfred gegen den „wüsten Garten, der auf in Samen schießt" — (würde Hamlet selbst für seine Lebenstragödie ein anderes Motto wählen?) — oder, wenn wir Einzelnes berühren wollen, gegen das „geh in ein Nonnenkloster"? oder gegen des Königs graues Haupt in der Sturmnacht? gegen die Furcht des größten Helden (Macbeth) vor dem Tode? ja, selbst nur gegen den ironisch-giftigen Hauch in Troilus und Cressida? oder, falls ihr sogar eine gründliche Abhandlung über den Menschenjammer und Menschenhaß haben wollt, gegen Timon?

Ist aber in dieser Hinsicht Byron zu sehr bewundert, so scheint dagegen anderes vom reinsten Hauch der Poesie Durchglühte, z. B. in einigen seiner lyrischen Ergießungen, noch nicht genug anerkannt worden zu sein. Ich meine das Talent zu lieben und die Liebe würdig und mannigfaltig darzustellen. Gepriesen ist das wohl; doch, meine ich, nicht genugsam, denn um es nur gerade heraus zu sagen: mir scheint seit Shakspear's Tode jenes große Talent in England zu den allerseltensten zu gehören. Richardson kann vor lauter Moralpredigen nicht dazu kommen, und kann höchstens eine gewisse vornehme Liebe beim Thee mit geröstetem Brot schildern, wäh-

rend ohnehin eine schauerliche Menge von Tanten und Cousinen zusehen. Fielding und Smollet gehen nicht einmal darauf aus u. s. w. Da steht es bei uns „kalten" Deutschen doch ganz anders und schöner.

§. 70.

Sind denn die Deutschen kalt?

In hundert ausländischen und in tausend einheimischen Schriften steht das Ja, denn da die Mehrheit der Deutschen sich gern in die Lehre giebt, so spricht sie, wenn sie sich nur erst über die Beleidigung ein wenig abgeärgert hat, geduldig nach, und der Nachsagenden sind immer mehr als der Vorsagenden. Möge nun aber auch jene Mehrheit über sich den Stab brechen, die ächten Deutschen kümmert das nicht.

Es hat Jahrhunderte gegeben, in denen man gerade das Gegentheil von den Deutschen sagte. Die Berserkerwuth war nicht bloß in Island zu Hause, sondern auch in Germanien, besonders in dessen nördlichem Theile. Furore tedesco war sprichwörtliche Redensart, und wenn Karl V. los fieros Allemanos schalt, so war eben in diesem Schelten Achtung und Verdrießlichkeit zugleich in des Kaisers Seele.

Die Wuth haben wir Gottlob abgeschafft; der edle Zorn ist geblieben, und was den Stolz betrifft, so wollen wir — bei Ermangelung desselben im Herzen so vieler Afterdeutschen — nur erinnern, daß die edel-stolzen Klopstock, Schiller u. a. gar nicht unter uns hätten auftreten können, wenn nicht der Kern der Nation sich jenen edeln Stolz erhalten hätte, dem jene trefflichen Männer nur die gediegenen Worte liehen.

Wären die Deutschen kalt, so könnten sie nicht lieben und die Liebe nicht darstellen, und doch ist gerade hier der lichteste Punkt unseres Lebens und unserer Literatur. Nur deutsche Dichter vermochten einen Werther, ein Klärchen, eine Prin-

zessin im Tasso, eine Mignon und eine Thekla zu schaffen: Charaktere, die so ganz von der Liebe getragen werden, und zwar von der Liebe in den mannigfaltigsten Farben, daß sie nie veralten können, sondern ewig sind wie das menschliche Herz selbst. Shakspear allein ausgenommen, der überall einzig dasteht, weiß ich keinen ausländischen Dichter zu nennen, der in der Darstellung der Liebe etwas durchaus Genügendes und Vollständiges geleistet hätte. Seht doch, um nur ein Beispiel zu geben, auf Walter Scott, wie ist dieser sonst so reich begabte Schriftsteller so seltsam genirt, arm und dürr in der Darstellung der Liebe! Ist es doch als zürne er selbst auf das alte lästige Herkommen, das nun einmal in einem Roman die Liebe nicht entbehren will. Und so bringt er denn ein Schattenbild hervor, unter dem ich im Geist die Unterschrift zu lesen glaube: „Geliebte Leser, thut mir doch den einzigen Gefallen und räumt es schnell ein, daß Held und Heldin sich lieben, und erlaßt mir gütigst die Schilderung." Bei Gustav und Beata, Victor und Klotilde u. s. w. sind dergleichen mit sympathetischer Dinte geschriebene Nachreden nicht nöthig. Noch schlimmer als bei Walter Scott steht es in dieser Hinsicht mit Cooper, in dessen Werken die Liebe fast immer wie eine kluge Magd erscheint, die für irdische Zwecke gebraucht wird, oder doch mit irdischen Zwecken Hand in Hand geht.

Wie manche einzelne Gedichte, besonders aus der frühern Zeit unserer Literatur, sind dagegen von dem reinsten Hauche der Liebe beseelt, wie knospt und grünt und blüht es in Bürgers, Stolbergs, Hölty's Liedern, als wehe der Athem der Liebe darüber hin! — Aber auch selbst Dichter des zweiten und dritten Ranges, denen manche andere Parthien in ihren Romanen und Schauspielen mißlingen, zeigen sich anziehend und bedeutend, sobald sich Gelegenheit bietet Verhältnisse der Liebe zu schildern, und ich verhehle nicht, daß ich selbst die im

Siegwart für subjektiv-wahr und künstlerisch halte. Daß diese Liebe und diese Kunst sich viel zu häufig im Mondschein, Blumenthau und Thränen badet, wer weiß das nicht? und wer wäre wohl so witzarm, um nicht darüber spotten zu können? Ist der Spott geistreich, so sei er immer willkommen, aber gerade dann wird er sich auch bescheiden, jene individuelle, und als solche wahre und anziehende Schilderung nicht wegspotten zu können. In jenem Roman, so wie auch in manchen deutschen Werken, weht eine sanfte, oft nur zu sanfte und weiche Frühlingsluft, die wir uns keineswegs so wieder zurück wünschen wollen; in manchen neuen Romanen und Tragödien herrscht aber dafür eine desto dumpfigere Luft, wie etwa in jener Höhle in Bengalen, die den Zufluchtsuchenden den Tod brachte. Zum Glück hat kein Leser so etwas zu fürchten, indem ja jedes Buch einen — Ausweg zeigt, den jene böse Höhle nicht hatte.

„Hinaus in's Freie, da wo wir hingehören!" sagt Egmont, der niederländische Held, in dessen Pulsschlag die ächte Deutschheit, die nichts gemein hat mit jener hochmüthigen und doch gespenstischen Fratze, die sich so häufig deutsch nennt. Jene Deutschheit ist ein reiner, bescheidener, kraftreicher Geist, dem nichts so wohl steht, als wenn er die Flügel regt in der Liebe.

— — Und dennoch! wie oft ist Scott gepriesen worden, als sei dergleichen bei uns nicht zu finden, wie oft, wie unzählbar oft hat man ihn nachgeahmt! Manche gute Gründe ihn zu lieben finden sich allerdings, allein ein Grund der — gewissermaßen unwillkührlichen Ueberschätzung liegt doch auch wohl in der unaustilgbaren Hinneigung der Deutschen zu der — Fremde, bei der wir noch etwas verweilen wollen.

§. 71.

Vermischte Proben von Ausländerei *).

Unter den neuern historischen Schriften sind besonders die „Briefe des Königs von Polen Johann Sobiesky an die Königin Marie Casimire," während des Feldzugs vor Wien, als ein eben so wichtiges als unverhofftes Geschenk zu betrachten. Ehe wir aber in die glänzenden und siegprunkenden Hallen, die uns diese Briefe eröffnen, eintreten dürfen, müssen wir erst die trüben Gewässer einer Vorrede des französischen Uebersetzers durchwaten. Hier heißt es unter andern: „was Karl Martel für den Westen gewesen war, das sei Sobiesky für den Osten Europa's geworden, die östreichische Monarchie verdanke ihm ihre Existenz, Ungarn und Deutschland ihren christlichen Glauben." — ! —

Es giebt Ansichten, die durch ihre kolossale Irrigkeit so sehr überraschen können, daß man den eigenen Augen nicht traut; allein es steht nun einmal also geschrieben, und wenn der Buchstab nicht erröthet, so sollen wir es statt seiner. Es ist wenig damit geholfen, wenn wir hier die Worte des Schulexercitiums corrigiren und statt Existenz „Erhaltung der Existenz," statt christlichen Glauben „Erhaltung des christlichen Glaubens" lesen, denn auch das wäre doch nur gemilderter, nicht aber vernichteter Irrthum. Eine ächte Monarchie, wie die östreichische, kann nur sinken durch sich selbst, und wie groß auch das Unglück gewesen wäre, wenn der tapfere Stahrenberg mit seiner tapfern Schaar und mit der ganzen Hauptstadt am Ende hätte zu Grunde gehen müssen: ein überflügel-

*) Ueber die Bedeutung dieses Worts — falls sie einigen Lesern nicht ganz bekannt sein sollte — s. Fichte's Reden an die deutsche Nation.

tes Reich ist darum noch kein zerstörtes. Was aber den christlichen Glauben betrifft, so bin ich der guten Ueberzeugung, daß, da selbst „die Pforten der Hölle" ihn nimmer besiegen können, der Großvezir Kara Mustapha auch ohne die Ankunft Sobiesky's am Ende doch eine höchst erbärmliche Rolle würde gespielt haben. In jedem Fall verdient jener Fürst den höchsten Dank, daß er zur rechten Zeit rasch siegend eintrat; nur vergesse man nicht, daß eine Zeit, welche einen Karl V. Herzog von Lothringen, einen Johann Georg III. Kurfürst von Sachsen, vor allen aber einen Friedrich Wilhelm den großen Brandenburger, und überhaupt noch ächte Deutsche hatte, zwar für einige Zeit sehr unglücklich werden kann, wenn der mächtige König Ludwig XIV. seine Intriguen spinnt; nicht aber untergeht, am wenigsten wenn vom christlichen Glauben die Rede ist, dessen Vertheidigung es gilt.

§. 72.

Sehr naiv ist es, daß der französische Herausgeber selbst ganz ungenirt gesteht, Ludwigs Politik habe, um das Haus Oestreich zu schwächen, die ungarischen Unruhen genährt und die Türken gegen diese Macht aufgereizt. Er hat mit dieser Angabe völlig recht, vergißt aber, daß er dadurch auf ewig über seinen Ludwig den Stab bricht, vergißt die nächste Folge, die jedes Kind erfassen kann, daß ohne diese Aufreizung die östreichische Monarchie nicht bedroht worden wäre, daß Ludwig der einzige Urheber der großen Gefahr gewesen sei, die das christliche Oestreich bedrohte, und daß also Sobiesky, während er die Türken bekämpfte, nur die französische Politik besiegte. So tief in Verworrenheit kann der eitle Nichtdenker fallen.

Doch — so könnte man fragen — was geht diese thörichte Ungebühr Deine Schrift über deutsche Poesie und Be-

redsamkeit an? Ich denke recht viel. Zuvörderst lasse man mich wiederholen, daß die Poesie ohne historischen Boden nichts sei als phantastische Taumelei, und daß ein deutscher Dichter, der nicht deutsche Geschichte mit Eifer und Fleiß treibt, einen Widerspruch im Beiworte mit sich selbst und in sich selbst herumtrage. Sodann war hier die ganz für den gegenwärtigen Zweck geeignete Frage aufzuwerfen: Wie benahm man sich in Deutschland, in Beziehung auf diese höchst wichtige königliche Briefsammlung? Man übersetzte sie, wie billig; leider aber mit sammt der jammervollen Vorrede, man brachte in den Anmerkungen mit löblicher Mühe den Namen jedes begleitenden Staroſten, jedes begleitenden Franzosen, ja selbst der Kammerdiener und Laquaien glücklich heraus, aber bei der Rettung des gesammten Deutschlands und des „Christenthums" fehlte es gänzlich an Anmerkungen, man acceptirte diese Ansicht, und ließ gelassen die Invectiven gegen deutsche Trägheit, Undankbarkeit u. s. w. mit abdrucken. Was ist daran gelegen? Die wirklich träge Mehrheit liest dergleichen recht gern, und wer bezahlt auch die Mühe der Vertheidigung oder Entschuldigung? Man befindet sich ordentlich wie ein Fisch im Wasser bei der Darstellung von dergleichen Ungebühr. Freilich entstellt man dabei die ganze Geschichte, indem ja keineswegs der treffliche Sobiesky allein, sondern in Verbindung mit dem Kern deutscher Truppen, unter den Fürsten von Lothringen und Sachsen, das große Werk des Entsatzes zu Stande brachte. Die Deutschen hatten dabei den sehr schlimmen Stand, nur Blut und Wunden siegend zu empfangen, während die Polen, in der Nähe der unermeßlich reichen Zelte des Vezirs kämpfend, den Sieg und die Beute zu gleicher Zeit erfaßten. Wenn darüber nun bei den Deutschen einige Unzufriedenheit laut wurde, so war das — natürlich eine „empörende Undankbarkeit" und „Habsucht." Der unschuldige

und idyllische Franzose schlägt darüber klagend in die Hände, und der deutsche Uebersetzer schickt die Klagen in deutscher Sprache in die Presse.

§. 73.

Ferner haben sich mehrere Zeitungen das Fest gegeben, die allerdings höchst interessante Scene der ersten Zusammenkunft des Königs mit dem deutschen Kaiser Leopold I. einzeln mitzutheilen. Welch' eine Lust! Hier war ja die Steifheit, die Undankbarkeit u. s. w. auf die entsetzlichste und ergötzlichste Weise offenbar. Ich will wahrhaftig nicht entschuldigen, was bei jener Zusammenkunft wirklich Unziemliches vorfiel; doch muß ich als fleißiger Historiker erklären, daß in Hinsicht jener peinlichen Etikette vielleicht kein einziger europäischer Fürst der damaligen Zeit, am wenigsten aber Ludwig XIV., anders würde gehandelt haben als Leopold, der denn doch als „Cäsar" oder Fürst aller Fürsten einige Entschuldigung in den traurigen Zeitverhältnissen und engen Begriffen findet. Aber der Schatten der Undankbarkeit (obwohl er leider nicht schwindet) wird wenigstens gemildert werden, wenn wir die Sache einfach und deutlich ansehen. Die meisten Leser, an die Phantastereien mittelmäßiger Romane gewöhnt, nehmen an, Sobiesky sei wie eines Engels Lichterscheinung an einem schönen Septembermorgen vor Wien hingetreten, und habe mit einem flammenden Schwerte die dreimalhunderttausend Türken von den Thoren der Kaiserstadt weggetrieben. Dem ist aber nicht also, sondern es ging alles recht natürlich zu. Der Kaiser, gedrängt von Ludwigs scheußlicher Politik, von den Türken und den empörten Ungarn, hatte am 31. Mai 1683 mit Sobiesky und der Republik Polen eine für beide Theile günstige Verbindung geschlossen, und es war deshalb eine reine Pflicht Johanns, der edelmüthigen Kaiserstadt zu

Hülfe zu kommen. Daß er aber diese Pflicht so rasch, so muthig und weise ausübte, dafür verdiente er allerdings den ächten Herzensdank des Kaisers, so wie der ganzen Stadt, und ist dieser ihm ausgeblieben oder verkümmert — was freilich wahrscheinlich ist — so haben wir eine Schwäche zu bedauern, die durch momentane bittere Empfindung, so wie durch die gänzliche Nichttheilnahme an der türkischen Beute entstanden sein mag. — Indessen sind alle dergleichen Bemerkungen für manche Leser höchst pedantisch, und es ist ihnen ein Zeichen von poetischer freier Bildung, sich damit nicht zu befassen, sondern munter abdrucken zu lassen, was dem französischen Herausgeber gefallen hat darüber zu meinen. Es scheint fast als gebe es Deutsche, denen nie wohler ist, als wenn sie lesen, welch' eine erbärmliche Rolle ihre Vorfahren gespielt haben, und man darf nicht auf Dank hoffen, wenn man ihnen beweist, daß es so schlimm nicht gewesen, und daß wenigstens die Urheber des deutschen Jammers stets im Auslande zu suchen sind. Was ist ihnen daran gelegen?

§. 74.

Uebrigens sind jene Briefe Johanns in hohem Grade anziehend und wichtig, denn sie geben uns ein Bild, wie es selten einem darstellenden Dichter gelingen wird. Dieser auch noch in den Mannesjahren wie ein Heldenjüngling blühende Fürst hat sich durch Franzosen locken lassen, nach etwas französischer Bildung zu streben, und so ist sein Sarmatismus mit Gallicismus bespritzt und frottirt worden, er liebt mit der Innigkeit und Zartheit eines ritterlichen Troubadours, leider aber ist der Gegenstand dieser Liebe eine von gebieterischen Launen verzerrte Frau, Marie Casimire, zweite Tochter des Marquis (späterhin Cardinals) de la Grange d'Arquien, Gardehauptmanns bei Monsieur, Herzog von Orleans, einem Bru-

der

der Ludwigs des Vierzehnten. Dieser Marquis ist tugendhafterweise mitgezogen nach Polen, um nebst der lieben Tochter die Cultivirung des Sarmaten fortzusetzen, wobei ihm einige funfzig andere Franzosen mit und ohne Titel beistehen.

Nun sollte man zwar von der Marquise hoffen, sie werde sich einigermaßen dankbar bezeigen, daß ihr Gemahl sie zu einer Königin erhoben; allein mit nichten, der sarmatische Schüler allein soll dankbar sein. Sie will herrschen, allein herrschen, und wahrlich sie herrscht. Während Sobiesky von einem Siege zum andern, von einer eroberten Stadt zur andern eilt, während er das ganze Herzogthum Oestreich und das ganze Königreich Ungarn befreit und in die türkischen Provinzen selbst eindringt, während ihm ganz Europa (mit Ausnahme von Ludwig und Ludwigs Hofe) als einen von Gott gesandten Retter mit ehrfurchtsvoller Liebe anstaunt, sehen wir ihn fast alle Nächte Briefe schreiben an seine Marie, die einzige Geliebte seiner Seele, die unsäglich reizende, Briefe, in denen er alles aufbietet, um die treffliche Pariserin günstig für sich, den Gemahl und König, zu stimmen. Vergeblich. Sie hat nur zu tadeln und zu schelten, er hat überall gefehlt und geirrt, auch wird der König in seinem Siegeslaufe mit der genauesten Nachricht von sämmtlichen katarrhalischen Zufällen unterhalten, die den alten Marquis und die reizende Marie auf dem ruhigen Krakauischen Sopha befallen. Daran soll er den gebührenden Antheil nehmen, und besser zu viel als wenig. Sobiesky thut was er kann, er vergißt niemals den Abgott seiner Seele und die Kußhand an den Marquis, und bricht sich dann den letzten Schlummer ab, um sich wegen seiner großen Thaten, die der Marquise gar nicht recht sind, zu entschuldigen. Dennoch sehen wir zuweilen deutlich, und nicht ohne die innigste Wehmuth, daß ihn die fürchterlichen Bande drücken, ohne daß er vermag sie zu zerreißen. Auch

will er das nicht, denn er liebt ja die Gattin unendlich mehr als Sokrates die seinige. — — Man hat ein altes gräßliches Lustspiel, über das wohl niemand hat lachen können: „die Hausmamsell," von der Gottschedin verfaßt. Es ist ohne allen Kunstwerth, aber ein, wie es scheint, wahres Gemälde von der Haustyrannei jener Damen. Ich gestehe, diese Marquise hat mich an dasselbe erinnert, so verschieden auch die äußern Verhältnisse sind, in welchen die nicht reizende Mamsell und die reizende Marquise auftreten.

§. 75.

Ein zweites Beispiel von der großen Kälte, mit welcher die Deutschen die ungerechtesten Vorwürfe des Auslandes hinnehmen, ist folgendes: Ein Franzose der neuern Zeit, — sehr verschieden von denjenigen seiner Landsleute, die jetzt mit schönem Eifer deutsch lernen und deutsche Philosophie und Poesie zu erkennen streben — hat ein Langes und Breites über einige deutsche Bühnen geschrieben. Abgerechnet, daß er von deutscher Musik und deutschem Gesange nichts versteht, mag er auch die deutsche Sprache, die er gleichfalls nicht kennt, nicht leiden, und meint, sie müsse wohl hart und rauh sein, da so manche Sänger beim Austönen derselben grimassiren. Zwar weiß jeder, daß die französische Sprache durchaus nicht geeignet ist für den Gesang, und daß jenes Grimassiren bei keiner Sprache weniger geschieht als bei der unsrigen, allein wer nur „Courage" hat (von „Muth" ist nicht die Rede), kann alles sagen, auf's Gerathewohl und auf's Geratheübel. Endlich wagt er sogar ein Beispiel zu geben, indem er die beiden edeln Worte „Einfachheit" und „Standhaftigkeit" für rauh und unmelodisch erklärt, wogegen simplicité und constance sehr lößlich klängen. Wir wollen zuvörderst fragen, ob denn diese beiden Worte der französischen Sprache gehören? ob sie nicht

vielmehr der alten Roma entwendet sind, und ob man sie nicht zum Dank für die Usurpation verderbt hat? Das sind Fragen, die man nur ungern beantwortet, weil sie zu leicht sind, und doch muß man sie 1827 oder 28 drucken lassen! Vor der römischen simplicitas haben wir alle den gehörigen Respect; aber die simplicité ist nüchtern und hohläugig geworden, oder sie streift an Niaiserie, oder sie klingt, wie etwa übernächtiges Zuckerwasser schmeckt. Nicht minder schlimm ist es der constantia gegangen, die sich in der weichlichen constance kaum wieder erkennt; — und solchen entlehnten, und durch die Entlehnung verderbten Wörtern sollen unsere ursprünglichen, frisch- und volltönenden, „Standhaftigkeit" und „Einfachheit," weichen?

Indessen würde dieses französische Mißurtheil mir gewiß nicht die Feder in die Hand geben, denn was liegt daran, ob ein einzelnes ausländisches Individuum einmal in das Blaue hinein redet? aber der Umstand ist bedenklich, daß man dergleichen lustig weg übersetzt hat, ohne je eine Anmerkung hinzu zu fügen, bei der sich doch der Witz gleichsam von selbst geboten haben würde. Was meint ihr wohl, daß Klopstock, wenn er aus dem Grabe wieder aufstände, er, der sein ganzes Leben an das Studium der deutschen Sprache und an die Verbreitung ihres gerechten Ruhms wandte, zu dergleichen Dingen sagen würde? Der Mann soll bei solchen Gelegenheiten recht strenge und gewaltige Reden geführt haben. — Der einzige Ausweg wäre wohl ihm zu antworten, es sei nur Vornehmheit von Euch gewesen, und ein aus solcher Unkenntniß fließender Vorwurf gegen unsere Sprache verdiene keine Antwort. Das ließe sich freilich hören, nur würde, fürchte ich, der edle Schatten weiter fragen: Warum aber dergleichen übersetzen?

§. 76.

Um jedes nur irgend denkbare Mißverständniß, als sei ich wohl gar ein wenig ungerecht gegen das Ausland, zu verhüten, rühe ich hier an:

Bessere Ansichten der Fremden von unserer Literatur.

Es ist in diesen Blättern oft der Ausländerei der Deutschen gedacht worden; gewiß nicht zu oft, denn sie schleicht sich immer von neuem ein, und wir dürfen nicht müde werden das Caeterum censeo, Karthaginem esse delendam warnend auszurufen und mit Gründen zu belegen.

Es ist ferner einiger mit Selbstgefälligkeit ausgesprochener verkehrter Urtheile des Auslandes über uns gedacht worden, theils weil sie auf eine besondere Weise irrten, theils weil die Deutschen selbst jene übeln Ansichten verbreiteten, als seien sie der Mühe werth betrachtet zu werden, oder wohl gar — richtig!

Niemand aber wolle verkennen, daß in den neuern Zeiten das Ausland manche schöne Fortschritte in der Kenntniß des deutschen Wesens gemacht hat, und einige treffliche Urtheile über deutschen Charakter und deutsche Poesie von dorther vernommen worden sind. Vorzüglich aus Frankreich, das aus den vieljährigen Stürmen mit geschärfterem Geist und tieferem Sinn für Wissenschaft und Kunst hervorgegangen zu sein scheint. Freilich kann das Volk im Allgemeinen noch nicht mit jenen Ausgezeichneten, die so Herrliches gewonnen haben, gleichen Schritt halten; allein es stehen jene Einzelnen so würdig, ruhig und kraftvoll da, daß man Ursache hat nach und nach einen schönen Sieg für sie zu hoffen.

Indessen wollen wir Deutschen doch auch auf unserer Hut sein, und uns nicht zu sehr einem gewissen Bewunderungseifer überlassen, an welchem wir ehedem lange genug gekränkelt haben. Laßt uns aufmerksam, liebevoll und dankbar die Urtheile aufnehmen, die jene einzelnen trefflichen Männer über unsern Charakter und unsere Literatur fällen, doch laßt uns auch nie vergessen genau zu prüfen und zu sichten. Dann werden wir auch bald einsehen, daß manches, was den Franzosen nothwendig neu ist, bei uns schon längst aufgestellt und begründet worden. — Sehen wir darauf z. B. die Bemerkungen über deutsche Poesie an, die ein geistreicher Franzose in der Zeitung le Globe mittheilt.

„Für die Deutschen," sagt er, „ist der Gedanke Alles: Mittel und Zweck, Wirkung und Ziel."

Ich möchte darauf sogleich fragend erwiedern: Kann er etwas Anders sein? und ist der Umstand, daß die Deutschen bis auf die neuern Zeiten aller politischen Thätigkeit fern geblieben sind, hinreichend, die Sache zu erklären? Sollte nicht vielmehr die Macht des Gedankens selbst es sein, welche uns veranlaßt hat ihn als den Mittelpunkt des Lebens anzuerkennen? Hierüber könnte Schiller, den der wackere Sprecher selbst so sehr liebt, daß er ihn den „ernsthaftesten, gefühlvollsten und edelsten von allen" nennt, durch das sinnvolle Epigramm „Columbus" gute Auskunft geben, in welchem es heißt:

Immer, immer nach Westen, dort muß die Küste sich zeigen,
Wäre sie nicht, sie stieg' jetzt aus den Fluthen empor.
Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde:
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.

Das Unglück ist nur, daß so viele Deutsche zu denken wähnen, während sie nur mit Gedanken spielen, dieses Spiel mit Ernst treiben und dadurch zum Schwärmerischen und Phantastischen geführt werden.

§. 76.

Um jedes nur irgend denkbare Mißverständniß, als sei ich wohl gar ein wenig ungerecht gegen das Ausland, zu verhüten, reihe ich hier an:

Bessere Ansichten der Fremden von unserer Literatur.

Es ist in diesen Blättern oft der Ausländerei der Deutschen gedacht worden; gewiß nicht zu oft, denn sie schleicht sich immer von neuem ein, und wir dürfen nicht müde werden das Caeterum censeo, Karthaginem esse delendam warnend auszurufen und mit Gründen zu belegen.

Es ist ferner einiger mit Selbstgefälligkeit ausgesprochener verkehrter Urtheile des Auslandes über uns gedacht worden, theils weil sie auf eine besondere Weise irrten, theils weil die Deutschen selbst jene übeln Ansichten verbreiteten, als seien sie der Mühe werth betrachtet zu werden, oder wohl gar — richtig!

Niemand aber wolle verkennen, daß in den neuern Zeiten das Ausland manche schöne Fortschritte in der Kenntniß des deutschen Wesens gemacht hat, und einige treffliche Urtheile über deutschen Charakter und deutsche Poesie von dorther vernommen worden sind. Vorzüglich aus Frankreich, das aus den vieljährigen Stürmen mit geschärfterem Geist und tieferem Sinn für Wissenschaft und Kunst hervorgegangen zu sein scheint. Freilich kann das Volk im Allgemeinen noch nicht mit jenen Ausgezeichneten, die so Herrliches gewonnen haben, gleichen Schritt halten; allein es stehen jene Einzelnen so würdig, ruhig und kraftvoll da, daß man Ursache hat nach und nach einen schönen Sieg für sie zu hoffen.

Indessen wollen wir Deutschen doch auch auf unserer Hut sein, und uns nicht zu sehr einem gewissen Bewunderungseifer überlassen, an welchem wir ehedem lange genug gekränkelt haben. Laßt uns aufmerksam, liebevoll und dankbar die Urtheile aufnehmen, die jene einzelnen trefflichen Männer über unsern Charakter und unsere Literatur fällen, doch laßt uns auch nie vergessen genau zu prüfen und zu sichten. Dann werden wir auch bald einsehen, daß manches, was den Franzosen nothwendig neu ist, bei uns schon längst aufgestellt und begründet worden. — Sehen wir darauf z. B. die Bemerkungen über deutsche Poesie an, die ein geistreicher Franzose in der Zeitung le Globe mittheilt.

„Für die Deutschen," sagt er, „ist der Gedanke Alles: Mittel und Zweck, Wirkung und Ziel."

Ich möchte darauf sogleich fragend erwiedern: Kann er etwas Anders sein? und ist der Umstand, daß die Deutschen bis auf die neuern Zeiten aller politischen Thätigkeit fern geblieben sind, hinreichend, die Sache zu erklären? Sollte nicht vielmehr die Macht des Gedankens selbst es sein, welche uns veranlaßt hat ihn als den Mittelpunkt des Lebens anzuerkennen? Hierüber könnte Schiller, den der wackere Sprecher selbst so sehr liebt, daß er ihn den „ernsthaftesten, gefühlvollsten und edelsten von allen" nennt, durch das sinnvolle Epigramm „Columbus" gute Auskunft geben, in welchem es heißt:

Immer, immer nach Westen, dort muß die Küste sich zeigen,
Wäre sie nicht, sie stieg' jetzt aus den Fluthen empor.
Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde:
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.

Das Unglück ist nur, daß so viele Deutsche zu denken wähnen, während sie nur mit Gedanken spielen, dieses Spiel mit Ernst treiben und dadurch zum Schwärmerischen und Phantastischen geführt werden.

§. 76.

Um jedes nur irgend denkbare Mißverständniß, als sei ich wohl gar ein wenig ungerecht gegen das Ausland, zu verhüten, reihe ich hier an:

Bessere Ansichten der Fremden von unserer Literatur.

Es ist in diesen Blättern oft der Ausländerei der Deutschen gedacht worden; gewiß nicht zu oft, denn sie schleicht sich immer von neuem ein, und wir dürfen nicht müde werden das Caeterum censeo, Karthaginem esse delendam warnend auszurufen und mit Gründen zu belegen.

Es ist ferner einiger mit Selbstgefälligkeit ausgesprochener verkehrter Urtheile des Auslandes über uns gedacht worden, theils weil sie auf eine besondere Weise irrten, theils weil die Deutschen selbst jene übeln Ansichten verbreiteten, als seien sie der Mühe werth betrachtet zu werden, oder wohl gar — richtig!

Niemand aber wolle verkennen, daß in den neuern Zeiten das Ausland manche schöne Fortschritte in der Kenntniß des deutschen Wesens gemacht hat, und einige treffliche Urtheile über deutschen Charakter und deutsche Poesie von dorther vernommen worden sind. Vorzüglich aus Frankreich, das aus den vieljährigen Stürmen mit geschärferem Geist und tieferem Sinn für Wissenschaft und Kunst hervorgegangen zu sein scheint. Freilich kann das Volk im Allgemeinen noch nicht mit jenen Ausgezeichneten, die so Herrliches gewonnen haben, gleichen Schritt halten; allein es stehen jene Einzelnen so würdig, ruhig und kraftvoll da, daß man Ursache hat nach und nach einen schönen Sieg für sie zu hoffen.

Indessen wollen wir Deutschen doch auch auf unserer Hut sein, und uns nicht zu sehr einem gewissen Bewunderungseifer überlassen, an welchem wir ehedem lange genug gekränkelt haben. Laßt uns aufmerksam, liebevoll und dankbar die Urtheile aufnehmen, die jene einzelnen trefflichen Männer über unsern Charakter und unsere Literatur fällen, doch laßt uns auch nie vergessen genau zu prüfen und zu sichten. Dann werden wir auch bald einsehen, daß manches, was den Franzosen nothwendig neu ist, bei uns schon längst aufgestellt und begründet worden. — Sehen wir darauf z. B. die Bemerkungen über deutsche Poesie an, die ein geistreicher Franzose in der Zeitung le Globe mittheilt.

„Für die Deutschen," sagt er, „ist der Gedanke Alles: Mittel und Zweck, Wirkung und Ziel."

Ich möchte darauf sogleich fragend erwiedern: Kann er etwas Anders sein? und ist der Umstand, daß die Deutschen bis auf die neuern Zeiten aller politischen Thätigkeit fern geblieben sind, hinreichend, die Sache zu erklären? Sollte nicht vielmehr die Macht des Gedankens selbst es sein, welche uns veranlaßt hat ihn als den Mittelpunkt des Lebens anzuerkennen? Hierüber könnte Schiller, den der wackere Sprecher selbst so sehr liebt, daß er ihn den „ernsthaftesten, gefühlvollsten und edelsten von allen" nennt, durch das sinnvolle Epigramm „Columbus" gute Auskunft geben, in welchem es heißt:

Immer, immer nach Westen, dort muß die Küste sich zeigen,
Wäre sie nicht, sie stieg' jetzt aus den Fluthen empor.
Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde:
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.

Das Unglück ist nur, daß so viele Deutsche zu denken wähnen, während sie nur mit Gedanken spielen, dieses Spiel mit Ernst treiben und dadurch zum Schwärmerischen und Phantastischen geführt werden.

§. 76.

Um jedes nur irgend denkbare Mißverständniß, als sei ich wohl gar ein wenig ungerecht gegen das Ausland, zu verhüten, reihe ich hier an:

Bessere Ansichten der Fremden von unserer Literatur.

Es ist in diesen Blättern oft der Ausländerei der Deutschen gedacht worden; gewiß nicht zu oft, denn sie schleicht sich immer von neuem ein, und wir dürfen nicht müde werden das Caeterum censeo, Karthaginem esse delendam warnend auszurufen und mit Gründen zu belegen.

Es ist ferner einiger mit Selbstgefälligkeit ausgesprochener verkehrter Urtheile des Auslandes über uns gedacht worden, theils weil sie auf eine besondere Weise irrten, theils weil die Deutschen selbst jene übeln Ansichten verbreiteten, als seien sie der Mühe werth betrachtet zu werden, oder wohl gar — richtig!

Niemand aber wolle verkennen, daß in den neuern Zeiten das Ausland manche schöne Fortschritte in der Kenntniß des deutschen Wesens gemacht hat, und einige treffliche Urtheile über deutschen Charakter und deutsche Poesie von dorther vernommen worden sind. Vorzüglich aus Frankreich, das aus den vieljährigen Stürmen mit geschärferem Geist und tieferem Sinn für Wissenschaft und Kunst hervorgegangen zu sein scheint. Freilich kann das Volk im Allgemeinen noch nicht mit jenen Ausgezeichneten, die so Herrliches gewonnen haben, gleichen Schritt halten; allein es stehen jene Einzelnen so würdig, ruhig und kraftvoll da, daß man Ursache hat nach und nach einen schönen Sieg für sie zu hoffen.

Indessen wollen wir Deutschen doch auch auf unserer Hut sein, und uns nicht zu sehr einem gewissen Bewunderungseifer überlassen, an welchem wir ehedem lange genug gekränkelt haben. Laßt uns aufmerksam, liebevoll und dankbar die Urtheile aufnehmen, die jene einzelnen trefflichen Männer über unsern Charakter und unsere Literatur fällen, doch laßt uns auch nie vergessen genau zu prüfen und zu sichten. Dann werden wir auch bald einsehen, daß manches, was den Franzosen nothwendig neu ist, bei uns schon längst aufgestellt und begründet worden. — Sehen wir darauf z. B. die Bemerkungen über deutsche Poesie an, die ein geistreicher Franzose in der Zeitung le Globe mittheilt.

„Für die Deutschen," sagt er, „ist der Gedanke Alles: Mittel und Zweck, Wirkung und Ziel."

Ich möchte darauf sogleich fragend erwiedern: Kann er etwas Anders sein? und ist der Umstand, daß die Deutschen bis auf die neuern Zeiten aller politischen Thätigkeit fern geblieben sind, hinreichend, die Sache zu erklären? Sollte nicht vielmehr die Macht des Gedankens selbst es sein, welche uns veranlaßt hat ihn als den Mittelpunkt des Lebens anzuerkennen? Hierüber könnte Schiller, den der wackere Sprecher selbst so sehr liebt, daß er ihn den „ernsthaftesten, gefühlvollsten und edelsten von allen" nennt, durch das sinnvolle Epigramm „Columbus" gute Auskunft geben, in welchem es heißt:

Immer, immer nach Westen, dort muß die Küste sich zeigen,
Wäre sie nicht, sie stieg' jetzt aus den Fluthen empor.
Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde:
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.

Das Unglück ist nur, daß so viele Deutsche zu denken wähnen, während sie nur mit Gedanken spielen, dieses Spiel mit Ernst treiben und dadurch zum Schwärmerischen und Phantastischen geführt werden.

§. 77.

Der französische Kritiker vergleicht ferner die deutsche Muse einem Engel mit Flammenflügeln, welcher, die himmlischen Gefilde durcheilend, unaufhörlich zu der geheimnißvollen Quelle des unsichtbaren Gedankens zurückkehrt. Nachdem er den geringen Beitrag, den diese Poesie von der äußern Welt empfängt (Farben und Bilder), betrachtet, und, nach dem Lobe des Talents, die feinsten Schattirungen und leisesten Nüancen des innern Lebens darzustellen, auch des Mißbrauchs der stets regen, analysirenden Thätigkeit gedacht hat, rückt er dem Ergebniß näher, und nennt die Deutschen zwar die aufrichtigsten, aber nicht die natürlichsten Menschen. Das Denkvermögen, auf's Aeußerste entwickelt, stehe in keinem Verhältniß zu dem müßigen (?), oft einsamen Leben, wodurch die deutsche Poesie, da kein Uebermaaß unbestraft bleibe, häufig in Spitzfindigkeit und Subtilität verfalle, doch sei ihr Hauptcharakter Erhabenheit und Tiefe.

Es ist erfreulich, solche tüchtige Gedanken, von denen weder Boileau noch Batteux sich etwas träumen ließen, von Paris aus zu vernehmen; doch wollen wir auch nicht vergessen, daß die Schlegel und deren Schülerin, die Fr. v. Staël, manches von dieser Art hinüber gerufen, was jetzt dort wüdig verarbeitet wird und Früchte bringt. Jetzt aber ist die Zurückgabe deutscher Gedanken über Deutsche von Frankreich aus doppelt wichtig, theils wegen der angenehmen populären Darstellung, die uns oft unsere eigenen Kinder als fremde erscheinen läßt, theils weil uns dieselbe hauptsächlich an unsere bedeutungsvolle Vergangenheit mahnt. Oder darf man etwa jetzt noch im Allgemeinen (im Jahr 1827) Erhabenheit und Tiefe den Hauptcharakter unserer Poesie nennen? — So sei denn dem Franzosen für eine schöne Erinnerung gedankt,

zu der wir noch hinzusetzen wollen, daß er völlig recht hat, indem wir als Deutsche nothwendig zurück müssen zu diesem Mittelpunkte, wenn wir überhaupt Deutsche bleiben wollen.

Weniger wichtig ist die später folgende Bemerkung, daß Melancholie ein Grundzug der deutschen Poesie wie der englischen sei, auch ist sie nur halb wahr. Abgerechnet, daß unsere Melancholie schon ein wenig verjährt ist (in Haller, Creuz u. s. w.), ist sie auch meist von der englischen der ganzen Gattung nach verschieden. Bei uns ging sie rein aus dem Gedanken hervor, oder aus der Erkenntniß der Unzulänglichkeit der Metaphysik, oder aus dem verletzten Gefühl in der Liebe; bei den frühern Engländern nur aus dem Ueberdruß an dem trüglichen Reichthum der äußerlichen Welt. Wir bedurften nicht wie Young des sichtbaren Todtenkopfs und der mit Händen zu greifenden Nacht, um Nachtgedanken und Trauerspiele zu schreiben; unsere Nacht war eine sternenhelle, an der wir uns auch beim schönsten Strahl der Morgensonne erfreuten (man lese z. B. Hallers, Kleists, Schillers, Matthissons und Salis Elegien), und als sich endlich Ueberdruß einmischte, da war er schon eben sowohl erzeugend als zerstörend.

Der Kritiker fährt fort und zeigt, auf welchem Standpunkte der Leser stehen müsse, um durch die deutsche Poesie am meisten erfreut zu werden. Er findet ihre Sehnsucht und Träume besonders süß für den, qui ne trouve dans son ame que la pureté et l'espérance, erhebt sich indessen bald von diesem wohlwollend erfreulichen, doch einseitig elegischen Standpunkte, von welchem aus er einzelne schöne Erscheinungen in unserer Poesie für diese Poesie selbst hält. Er erklärt selbst, nichts sei ausschließlich, und in der Poesie lebe der ganze Mensch, und man dürfe deshalb nicht behaupten, die Deutschen seien unvermögend äußere Gegenstände zu schildern, oder als könnten die Engländer nie in die Geheimnisse der Gedan-

kenwelt bringen. Zur Bestätigung führt er Goethe und Bürger an, die in einigen Erzählungen wahr und naiv seien. Er hat sehr recht, könnte aber noch gar manchen andern verehrten Namen anführen. Zum Trost der Engländer weiß er jedoch nur einen zu nennen, Lord Byron, von dem er sehr richtig und witzig sagt, daß er zwar niemals Kant gehört und auch nicht in Heidelberg (?) studirt, doch aber vermocht habe, den Schleier vom Heiligthum der menschlichen Seele zu heben. In dieser Hinsicht (Tiefe des Denkvermögens und Kühnheit der Phantasie) sei er ein völliger Deutscher gewesen, als Engländer aber habe er gesucht sich eben sowohl durch seltsame Abenteuer als durch sein Genie auszuzeichnen. Er konnte nicht leben in den gesellschaftlichen Verhältnissen, worein ihn das Schicksal versetzt, er dürstete nach ungewöhnlichen Gefühlen und Handlungen, während Goethe, der Verfasser von Werthers Leiden, und mithin der großartigste Satyriker gegen die gesellschaftliche Ordnung (?), sich niemals der strengen Pflicht als Staatsmann, so wie dem reinen Vergnügen und der Behaglichkeit entzogen habe. Und so sei auch Schillers Leben im Vergleich mit seiner stürmischen Seele sehr sanft gewesen. — Die letzte Anführung ist unstatthaft, denn gerade diese herrlich errungene Sanftmuth des ganzen Innern — nicht erzeugt durch Aufgebung, sondern durch Reinigung des Ideals — ist es, die Schillern den nie zu verändernden Beinamen eines „tugendhaften" Künstlers erworben hat.

§. 78.

Man sieht, der Verfasser nimmt überhaupt nur drei Richtungen der europäischen Poesie an, und schildert zuletzt, wie mit den kürzesten Xenien die englische als die Poesie der sinnlichen Eindrücke, die deutsche als die des Gedankens, vielleicht auch der Träume, die französische aber als die Poesie der Leidenschaften, weshalb sie auch besonders dramatisch sei.

Das Tiefgeforschte und Wahre in diesen Urtheilen ist hier auf eine wunderbare Weise mit dem Irrigen vermischt, denn schwerlich würde ein Deutscher, der Sophokles und Shakspear genau kennt, die letzte Bemerkung billigen. Das ist ja eben das Betrübende, daß die französischen Dichter der frühern und sogenannten klassischen Zeit ihre bessere, rein menschliche Natur, ihre Gefühle und Leidenschaften dem Zwange falscher Regeln unterwarfen, und durch diesen Zwang undramatisch wurden. Das französische Publikum fügte sich in diese traurige Beschränkung selbst der erhabensten und gefühlvollsten Dichter, und betrachtete jenen Zwang als Norm, doch blieb ihm gewiß eine Ahnung des höhern poetischen Flügelschlags. Man erinnere sich nur, wie die Franzosen einzelne Stellen ihrer Tragödien, in denen die Erhabenheit und das Gefühl die gewohnte Fessel abwarfen, z. B. dem „Moi“ der Medea, dem „Qu'il mourut“ des alten Horace ihre Huldigung bringen — obwohl hier Seneca etwas vom Dank mitfordern dürfte — und wie viel tausend Thränen der guten einfachen Frage: „Zaire vous pleurez?“ geflossen sind. Dieser Funke lebhafter und ächter Theilnahme an dem Aechten, Lebhaften und Freien konnte nie ersterben, und wir sehen ihn jetzt nicht selten in lichte, schöne Flammen ausbrechen. Gewiß werden insonderheit die geistreichen Kritiken im „Globe,“ die bekanntlich auch Goethe's Beifall erhalten haben, ein Großes beitragen zu dem glücklichen Fortschreiten der neuern französischen Poesie.

Kehren wir jetzt zu unserm Hauptgegenstande zurück, und betrachten einige Erscheinungen unserer Literatur mit gewohnter Heiterkeit. Die fragmentarische Form möge in und durch sich selbst ihre Entschuldigung finden.

§. 79.

Zwei neuere Novellendichter.

Unter den neuern ästhetischen Schriftstellern der Deutschen dürfen mit Lob genannt werden: L. Schefer und der Verfasser der Satansmemoiren. — Mit Lob; aber mit bedingtem, d. h. mit solchem, über das die Gelobten ein wenig nachdenken mögen, wenn sie anders wollen. S. zeigt überall ein geläutertes, frommes Gemüth, eine Sinnigkeit, die sich in der Darstellung edler oder auch tief verwundeter Charaktere am reinsten zeigt. Es fehlt ihm auch nicht an dem Talent der Auffassung und Zeichnung äußerlicher Gegenstände, und es ist z. B. im Anfange seiner „Ostersnovelle," im Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, eine Ueberschwemmung trefflich dargestellt. Man nehme diese Anerkennung nicht leicht, sondern erinnere sich vielmehr, wie bei einigen der trefflichsten und tiefsten Denker und Dichter der Deutschen die intensiv gedrängte Thätigkeit dergestalt vorherrscht, daß sie darüber das Vermögen der äußerlichen Anschauung gefährden, und höchstens leiblich beschreiben, aber nur selten darstellen können. Ich kenne einen guten Denker und Dichter, der die tiefsten Geheimnisse des Lebens erfreulich zu entwickeln und beruhigend zu lösen im Stande ist, aber nur mit Mühe und Noth seine Romanpersonen auf ein Pferd oder in einen Kahn setzen kann, wenn es auch unumgänglich nöthig ist, sie dergleichen besteigen zu lassen. Schefer kann es und mehr. Wo aber, wie bei S., so viel Licht ist, ist auch einiger Schatten zu vermuthen. Er scheint sich selbst des Talents der raschen Darstellung bewußt zu sein, wird aber nicht selten zu rasch, berührt dann nur die äußersten Spitzen der Dinge und Gedanken, und so werden seine Novellen in einzelnen Parthien farblos und ungenügend, so daß wir fast sagen möchten: man sieht den Kitt, mit dem

er das Unzusammenhängende zusammen zu fügen strebt. Bei weitem anziehender ist er in allen Scenen, bei denen er sich Zeit nimmt. Skizzen gelingen ihm nicht, aber sein Ausmalen zieht an, weil ein reiner Gedanke und eine reine Empfindung zum Grunde liegt. Ergebung in Gottes Willen und Frömmigkeit — es versteht sich: weit entfernt von jener müßig träumerischen — scheinen ihm die Haupttugenden, in deren Zeichnung er bereits Treffliches gegeben, z. B. die Christel in der genannten Novelle. Nur möchten wir ihn bitten, den Frommen nicht immer gar zu viel Lasten aufzubürden, den Anblick der Dürftigkeit uns nicht zu nahe zu bringen und manches lieber schonend zu verschweigen, vor allen aber nicht bloß jene Frommen, sondern seine sämmtlichen Novellen mit der gehörigen feinen Ironie auszustatten, die den Frommen selbst als bloße edle Waffe am nöthigsten ist. Ueber die Rechtmäßigkeit des Gebrauchs dieses Worts an dieser Stelle kann schwerlich ein Mißverständniß entstehen, wenn ich nur auf die treffliche Scene zwischen dem gnädigen Gottlieb und der Christel hinweise, wo sich eine schöne Ahnung von reiner Ironie findet, die gewiß nicht immer Ahnung bleiben, sondern noch tiefer in den Kern hineindringen wird.

§. 80.

Auch von dem Verfasser der Memoiren des Satans ist manches Löbliche zu sagen. In einigen Parthien seines Buchs ist frisches Leben, eine farbig blühende Phantasie und fröhliche Leichtigkeit der Darstellung. Indessen trifft ihn auch mancher gerechte Tadel. Die Raschheit wird mitunter Bequemlichkeit, und die steht nur dem vollendeten Meister gut. Die Leichtigkeit wird zuweilen Flüchtigkeit, die Beschreibungen werden zu breit und stehen mit der Handlung nur selten in richtigem Verhältniß. Zuweilen faßt er eine glückliche Idee auf und

weiß eine Scene gut vorzubereiten; erreicht man aber nun diese Scene selbst, so sieht man sich durch die Ausführung derselben getäuscht. So ist z. B. der Besuch, den der ewige Jude in Begleitung des Satan bei F. H., dem Verfasser der Novelle: „der ewige Jude," ablegt, gut vorbereitet; wie mager aber fällt der Besuch selbst aus! Hier hätte müssen von drei Seiten eine ganz andere Sprache geführt werden. Hier erkennt gewiß niemand weder den einen noch den andern, und es ist fast unbegreiflich, wie ein so gewandter Schriftsteller diesmal so trocken hat schreiben können *). So ist auch die Theegesellschaft nicht bloß zu weitläuftig geschildert, sondern auch in sich selbst unpassend und veraltet. Ein neuerer Satyriker muß auf die so häufig wechselnden Aeußerungen der Zeit eben so sorgsam als schnell Achtung geben, um nicht zu spät zu kommen. Nicht minder störend ist die Kritik über Goethe, die fast nur das schon oft vorgebrachte Unersprießliche in neuer Form wiederholt. Indessen wird ein so talentvoller Schriftsteller auf einem solchen Standpunkte nicht lange verweilen wollen, und es ist nicht unmöglich, daß schon der versprochene zweite Theil manche Stellen des ersten glücklich bekämpfen werde.

§. 81.

Nachschrift.

Seitdem dies letzte Fragment geschrieben wurde, ist nicht bloß der zweite Theil, sondern noch manches Andere von Hauff

*) Da gewiß niemand den Verfasser des „ewigen Juden" besser kennt als ich, der ich mit ihm Ein Herz und Eine Seele, ja völlig Eins bin, so darf ich wohl ein entscheidendes Wort darüber sprechen, und z. B. behaupten, daß er doch wohl anders zu reden pflegt, daß er höchst selten die ästhetischen Thees besucht, und den Roman, welchen er in den Memoiren vorliest, bis auf diese Stunde noch nicht kennt, welches er jedoch nachholen will u. s. w.

erschienen, in dem ich jedoch keine beträchtlichen Fortschritte habe wahrnehmen können. Sein inneres Vermögen war nicht reich genug, um dem Vielschreibenden immer genügend auszuhelfen, und es fehlt seiner Eilfertigkeit oft sogar jene Begeisterung, die sonst wohl durch die Eile aufgeregt wird. Einige Raisonnements, die Poesie betreffend, verrathen sich als schwankend, so wie die den Staat, die neuere Zeit und die europäischen und deutschen Verhältnisse angehenden auf Unreifheit und Unkenntniß hindeuten. Gründlicheres Studium hätte ihn indeß gewiß noch einst zu einem sehr bedeutenden Schriftsteller erhoben, und sein früher Tod hat manche schöne Hoffnungen vereitelt.

Schefers Richtung ist in der Hauptsache — Innigkeit und Gefühlstiefe — dieselbe geblieben, aber wir freuen uns auch seiner Fortschritte. Seine neue Dürer-Novelle setzt jenen schönen dichterischen Muth voraus, der das Interessante nicht von außen her zu leihen braucht, sondern im Innern des Menschen zu finden und das Gefundene darzustellen weiß. Wir haben hier nichts vor uns, als Mann, Frau, Kind, Freund, aber im Gemüthe und in den Verhältnissen dieser Personen ist eine kleine Welt vor uns aufgethan, die wir mit inniger Rührung betrachten. Nur ein paarmal wird uns das traurigste aller Schicksale, das einer mißlungenen und unheilbaren Ehe zu nahe gebracht, wodurch das Herz des Lesers fast blutig geritzt wird, eine Wirkung, die wenigstens unkünstlerisch zu nennen ist. Dennoch versöhnt der Verfasser auch in solchen Parthien durch die Gediegenheit seiner Gesinnung und durch die erhabene und fromme Ansicht über Liebe und Tod.

Was mich stört, sind nur die historischen Namen „Dürer, Dürerin, Pirkheimer," denn wie mancher einzelne Zug in diesen historischen Gemälden auch treffend sein mag, es ist dennoch ein Streit zwischen Poesie und Geschichte entstanden,

den wir besonders unerquicklich fühlen, wenn wir das Ganze als solches zurück rufen, und uns im Nachgenusse desselben beeinträchtigt sehen.

Haben wir in der oben genannten Osternovelle die Beweglichkeit und Raschheit in der Darstellung anerkannt, so müssen wir diesmal der würdigen Beschaulichkeit und des künstlerischen Verweilens gedenken, welches in diesem Ehestands- und Untergangsgemälde den Eindruck befördern hilft.

In einer Zeit wie die unsrige, in der wohl gar einige Dichter (!) auf Gefühlsmangel stolz thun, ist der Wunsch um so natürlicher, daß ein Erzähler wie S. fortfahren möge zu den Deutschen zu reden, unter denen die gute Gemeine, die ihn gern hört, nie aussterben kann.

§. 82.

Literarische Moden.

So solide auch im Ganzen die Deutschen sind, so hat doch vielleicht kein Volk so viele literarische Moden mitgemacht als sie. Sie haben fast alle fünf Jahre andere Götter und andere Götzen, und ihre hitzige Ueberschwenglichkeit geht dann gewöhnlich so weit, daß sie sich des Ausdrucks bedienen: „der und der von vorgestern ist doch „gar nichts" gegen den und den von heute;" ein Wort, das völligen Unsinn enthält, denn der und der ist niemals gar nichts, sondern — immer der und der, man möge ihn auch vergleichen mit wem man will. Dazu kommt die krankhafte Erregbarkeit so vieler, die sich in der berüchtigten Nachahmungssucht zeigt. Nach dem Werther, den wohl nur sehr wenige verstanden, wollte sprudelnde Scheinkraft durch Ueberpathos und Wortgerassel ihn überbieten, und nach dem Siegwart ließ man sämmtliche Thränen, die irgend eine nothdürftige Rührung erpreßt hatten, drucken. Nach Hölty wollte man lieben und sich freuen und sterben zu

gleicher Zeit, aber in dem Herzen und in den Schriften der Nachahmer ward, was bei Hölty Gewitter und Regenbogen war, zu trockener Witterung. Nach Bürger machte man Balladen, die seinen bessern glichen wie etwa ein Wirthshausschild einem Gemälde von Cranach. — Aber auch um mindere Autoren bildeten sich Bewunderungshaufen, die jubelnd nachlallten. Cramers nicht talentlose Rohheit und taumelnde Phantasterei entzündete insonderheit die deutschen Jünglinge dergestalt, daß selbst manche fromme und lammartige unter ihnen nichts schöneres kannten als einen tüchtigen Raubritter, nebst Humpenklang, Lanzengekrach und Rüdengebell, während sie im Leben kein Wasser trübten, und in Haspers a Spada Burg ohne Zweifel in kurzer Zeit die schrecklichsten Kopfschmerzen würden bekommen haben. Mit ihm ging der weiche, flüsternde Lafontaine und der ernste, oft recht löbliche Prediger Iffland Hand in Hand. — Selten aber ging Etwas tiefer ein, und so konnte man alles durcheinander loben und genießen. Es sah in den Köpfen und in der Literatur fast aus, wie im Laden des Apothekers im „Pater Brey.“ Der allergrößte Liebling der Menge aber ist oder war doch in jedem Falle Kotzebue. So ganz aus der Seele hatte ihr noch keiner gesprochen, und ein solcher Mann nach ihrem Herzen ist noch nie da gewesen. War einer ein verrückter Narr, Kotzebue hatte zu zeigen versucht, daß Bruder Moritz dabei doch nicht übel sei und wohl gefallen könne, hatte jemand eine Unschuld verführt, so konnte er freilich zuweilen auf dem Sopha einige Gewissensbisse haben, das ließ sich nicht ändern; im Ganzen aber zeigte doch der gnädige Herr im „Kind der Liebe“ viel Liebenswürdigkeit. In einer frühern Zeit hatte Prinz Hamlet viele deutsche Jünglinge zu dem Glauben verführt, Schwermüthigkeit sei etwas recht Vornehmes, und ein wenig Melancholie, variirt mit metaphysischer Reflektirkunst, ziere doch den ganzen Men-

sehen. Viel bequemer machte es ihnen jetzt der Herr von Meinau, an dem man recht deutlich sehen konnte, es sei vornehm nicht bloß etwas schwermüthig zu sein, sondern auch bei Gelegenheit die Menschen zu hassen. Schwierigkeiten hatte die ganze Sache nicht, man haßte in seinen Nebenstunden frischweg, ohne sich mit den Gründen zu geniren, und ich darf auf mein ehrliches Wort versichern, daß mir sogar einmal ein menschenhassender Großtertianer vorgekommen ist, der sein Wesen mit gutem Anstand trieb, bis ihm eine baldige Versetzung nach Klein-Secunda wieder zur gebührenden Menschenliebe verhalf.

Nicht mindern Eindruck machte der große Bandit Abälino, ein höchst gefährlicher Mann, der, wenn ich mich so ausdrücken darf, sich heimlich einige Haare aus Karl Moors Hinterkopf zu eigenem Schmuck gezogen, und dem Todtengräber im Hamlet einen Todtenkopf geraubt hatte, an den er nun, zur Freude des Parterre, Reden halten konnte. Ueberhaupt speist dieser schlimme Gesell an zwei Tafeln, indem er bekanntlich bald durch eine gewisse noble Gräulichkeit als Bandit, bald durch honigsüße Anmuth als Flodoardo wirkt.

§. 83.

Noch manche andere Schriftsteller dieser Gattung traten auf, genossen etwa einer drittehalbjährigen oder viertehalbjährigen Unsterblichkeit, und verloren sich dann in den dunkeln Gängen des wunderlichen Gartens der deutschen Poesie. Mancher gute literaturhistorische Unteroffizier, der Abends nach dem Zapfenstreich forschend herumging, fand diesen und jenen, der Vormittags und Nachmittags noch gut exercirt hatte, nicht mehr zu Hause, und glaubte wohl gar er sei todt. Dem war aber nicht also, sondern es redete jener Autor nur nicht mehr, weil man ihm nicht mit genügender Bewunderung zuhörte. Besann er sich endlich und wollte wieder sprechen,

so

so hatte ihn das Publikum rein vergessen und ließ ihn nicht zu Worte kommen.

Wie aber steht es nun jetzt? Ich will hier nicht in das Detail der Frage gehen, sondern nur erwähnen: es scheint als habe das große Publikum gar keinen entschieden vollständigen Liebling. Doch kann täglich einer kommen, und wir hoffen auf ihn. Vielleicht aber ist auch schon einer oder sind schon mehrere da, und diese könnten mich leicht belehren durch die bloße einfache Erklärung: „Wir sind die Lieblinge und Du kannst Dich darauf verlassen.“ Ist aber meine oben angedeutete Meinung, es sei jetzt kein vollendeter Liebling vorhanden, gegründet, so weiß ich keinen andern Rath um dem traurigen Indifferentismus zu begegnen, als folgenden ganz einfachen: die deutschen philosophisch-ästhetisch-historisch-romantischen Schriftsteller senden aus ihrer Mitte einige Auserwählte an das Publikum, mit der geziemenden Frage, was es eigentlich wolle? Will es nicht Rede stehen auf diese allgemeine Frage, so löse man dieselbe in einzelne besondere auf: Willst du Gellertsche Schwedische Gräfinnen? Wir schütteln sie aus dem Aermel; Richardsonsche Clarissen? Wir wollen Dir noch viel gequältere Tugenden liefern; Voltairesche Zadigs und Candiden? Unsere Roman-Epigramme sollen noch viel kürzer und lustiger und — trostloser sein. Willst Du Itzehoer Müllersche Siegfriede? Wir wollen noch viel behaglicher thun; Salzmannische Karl von Karlsberge? Wir wollen Dir ganze Heuwagen voll menschlichen Elends durch das Musenroß vorfahren lassen, und doch wollen wir so viel Witz darüber streuen, daß Du Dich vor Lachen fast ausschütten sollst u. s. w.

Als ich im Traum bis hieher gekommen war — denn ich will es nur gestehen, daß es mir mit dem Rathe nicht Ernst ist, sondern daß ich nur einen Traum erzähle, dessen Grellheit man verzeihen möge — überfiel mich doch ein kleiner Schau-

der, und ich wünschte zu erwachen, doch gelang mir das erst, als ich bald darauf, vermuthlich von einigen deputirten Buchhändlern, die traurigen Worte vernahm: über 4 Groschen dürfe jetzt kein Buch kosten. Beim Erwachen war ich recht froh, daß mein Traum nicht bloß geirrt, sondern sogar im Irrthum geirrt hatte, und so spreche ich denn wachend sehr gelassen und hoffentlich tröstlich: Der ächte Schriftsteller fragt nicht das Publikum und gehorcht ihm nicht, sondern es entscheidet über das, was er giebt, der Gott in ihm; aber auch das ächte Publikum verlangt nicht nur nicht Gehorsam, sondern die höchste, d. h. göttliche Freiheit seiner Schriftsteller, und Friedrich Schlegel hat vollkommen recht, wenn er sagt, das Publikum sei eine Idee wie Staat und Kirche, weshalb man auch nicht so von demselben reden dürfe wie etwa von einem fremden Herrn, mit dem man im Hôtel de Saxe gespeist habe.

§. 84.

Lebensbeschreibungen.

Auch ein minderer Freund der deutschen Literatur als ich — so schrieb ich bereits im Jahre 1811 — möchte wohl ein wenig betrübt werden, wenn er die Meßkataloge von mehreren, besonders den letzteren Jahren in die Hand nimmt, und so manches Zeugniß von tadelnswerther mechanischer Fertigkeit in der Buchmacherei antrifft, so manches verfehlte Bestreben, so manche jammervolle Schlaffheit, so manches krampfhafte Wollen, das nie zu einer That werden kann, so manche kranke Träume, die sich für Gesundheit ausgeben u. s. w. Als ich vor einiger Zeit einmal diesen unerfreulichen Betrachtungen nachhing, kam mir der Gedanke, der mir Anfangs nur wie ein scherzhafter erschien, späterhin aber ernstlich wurde. Ich glaube nämlich ein ganz einfaches Mittel entdeckt zu haben, wie mir

mit einemmale eine nicht geringe Anzahl von erträglich guten und interessanten Büchern bekommen könnten, ohne daß wir die Natur mit der überkühnen Bitte zu genieen brauchten, uns auf der Stelle mit einigen neuen Genies zu erfreuen. Ich meine es sei wohlgethan, wenn einige hundert Autoren, die uns bisher mit schlechten Romanen beschenkten, in denen die italienischen Namen das einzige Romantische sind, oder mit Familiengeschichten, in denen nichts weiter fehlt als der Begriff einer Familie, oder mit Trauer- und Lustspielen, die jede Lust zu verscheuchen gesonnen sind, oder mit moralischen Büchern, in denen gezeigt wird, daß die Tugend doch nicht zu verachten sei, und am Ende gar einigen Nutzen bei sich führe, mit historischen Versuchen, die selbst der Geduldigste nicht versuchen mag, mit Anekdoten, denen man aus Verzweiflung fast Neuheit zugesteht, wenn wir sie früher nicht öfter als etwa zwanzigmal gelesen haben, mit politischen Schriften, in denen uninteressante Thränen, Achselzucken oder Jauchzen abgedruckt worden u. s. w., ich meine, sage ich, es sei wohlgethan, wenn alle diese Autoren ihre bisherige qualvolle Schriftstellerei aufgäben, und statt dessen uns zuvörderst ihre — eigene Biographie schenkten.

Indem ich die erschrockenen Leser versichere, es sei mir hinlänglich bekannt, daß jene Schriftsteller durchaus nicht im Stande sein dürften, eine gute Selbstbiographie zu geben; gestehe ich aufrichtig, daß mir selbst eine mittelmäßige und schlechte bei weitem lieber sei als alle jene früher bezeichneten Schriftstellereien.

§. 85.

Necker sagt in einem seiner Fragmente, es sei ihm in der Welt nichts unbehaglicher, als eine allgemeine, flache, moralische Sentenz, und es interessire ihn mehr, wenn ihm je-

mand erzählte, es stehe vor dem Hause eine gelblackirte Kutsche, als wenn sich derselbe vernehmen lasse, ein gutes Herz sei denn doch etwas Vortreffliches. Wie aber, wenn nun vollends jemand Neckern erzählte, in jener Kutsche sitze ein Herr in rothem Kleide und mit blassem Gesicht: würde er nicht vielleicht selbst mehrere gute Sentenzen hingeben für eine, wenn auch nur mittelmäßige Geschichte des rothen und blassen Mannes? —

Wenn der Mensch, nach dem bekannten Ausspruche, dem Menschen das Interessanteste ist, so dürfen wir behaupten, daß es überhaupt gar kein uninteressantes Leben gebe, ja, wenn sich wirklich ein solches fände, so dürfte man vielleicht den Spieß umkehren und der Meinung sein, es sei durch gänzliche Anziehungslosigkeit auf einem ganz neuen Wege wieder anziehend geworden.

Denken wir uns z. B. einen Prediger, Schulmann, Kaufmann oder Krämer in einer kleinen Stadt, so sind gewiß die meisten Großstädter von vorn herein überzeugt, das Leben eines solchen starre ganz von longueurs, und man solle vornehme Leser nicht damit behelligen. Mit Unrecht; denn sind jene Männer todt, so streckt man sie zum Theil im Nekrolog vor uns aus, man betrachtet sie gern, und es ist manches von ihnen zu berichten, was sich lesen läßt. Warum aber erst warten auf den Tod irgend eines Menschen, wozu der Bessere sich selbst im Scherze nicht versteht? warum tritt jener Prediger, jener Kaufmann u. s. w. nicht selbst bei noch frischer Gesundheit auf, und erzählt uns, wie sich die Aeltern freuten als er geboren wurde, wie seine Mutter ihn geliebt habe, was sein Conrector für ein stattlicher Mann gewesen, und wie trefflich er den Repos zu behandeln gewußt habe, wie er das Weihnachtsfest gefeiert, welcher von seinen Schulgenossen ihm der liebste, welch' ein Gesicht das Mädchen gehabt, die ihm in der

Dämmerung den ersten Kuß gegeben, wie genialisch er es mitunter auf Universitäten getrieben habe u. s. w. Auch von mancher Mühe und Noth, deren Ströme durch jedes Menschen Leben hindurchfließen, läßt sich viel Gutes erzählen, von Hoffnungen, die nicht Stich halten wollen, von Entwürfen, die verworfen werden, von kummervollen Gedanken, die immer nur den Anfang aber nie ein Ende finden können, von nicht sonderlichen oder gar unleidlichen Menschen, von denen ihr viel leiden müßt, weil ihr ihre Leiblichkeit bezweifelt, von Leuten, die die Langeweile ordentlich in allen Taschen tragen, und wenn sie euch besuchen, dieselbe ganz gelassen herausziehen, von Freunden, welche so ungenirt sind, daß man dagegen die höchste Gêne für eine Art von Wollust ansehen würde, von einigen (doch Gottlob nur wenigen) Mädchen, die dem Genius der Liebe die Federn ausraufen, um sie auf den Hut zu stecken, oder einen Fliegenwedel daraus zu machen, von gelehrten Zeitungen, die euch zwingen, das alte Wortspiel von „gelehrt" und „geleert" zu wiederholen, von Kritikern, welche ein gutes Buch etwa so betrachten und beurtheilen, wie Polonius den Hamlet, von naßkaltem, dicktrübem Wetter, das sich abwärts auf den Scherz legt, von schriftstellerischen Planen, welche während der Ausarbeitung umschlagen und sich gar nicht tractiren lassen, vom Kaffee, der sich rar macht wie ein koketter Freund, vom Wein, der unter dem Fluch aller Musen mit Alaun oder gar mit Schwefel versetzt wird, endlich vom bösen Schicksal, dem sich manche bittere Scherze und bittere Ernsthaftigkeiten nachweisen lassen.

§. 86.

Ich wiederhole es, daß mir dergleichen Biographien bei weitem interessanter sein würden als einige tausend neuere Bücher, aus denen man nichts weiter lernen kann, als daß es

schlechte Bücher giebt, eine Erfahrung, die, so nützlich sie auch sein mag, doch nicht zu theuer erkauft werden soll. Schreibt ihr aber Biographien, eure oder fremde, so hütet euch vor allen Dingen vor der unerquicklichen Allgemeinheit, mit der so manche Deutsche verfahren. Schreibt nicht etwa so: Er war sehr arbeitsam, liebreich, dienstfertig, gefällig, haushälterisch, fromm, mäßig, höchlich tugendhaft u. s. w., denn ihr richtet durch all' dergleichen gar nichts aus, und es entsteht kein Bild. Lieber gebt uns die allerspeciellsten Dinge, die fast komisch klingen, doch nicht immer ganz komisch sind, z. B. Er liebte nur blaue Zimmer und haßte nichts so sehr als rauchende Oefen, seine Bücher ließ er alle gelb einbinden mit grünem Schnitt, „das ganze Dorf versammelt sich", mußte ihm seine Frau sehr häufig vorspielen, Bälge und Linsen konnte er nicht leiden, Stiefel trug er selbst in großen Gesellschaften, doch ein sehr fein gekräuseltes Jabot mußte den anderweitig mangelnden Glanz ersetzen, oder ähnliche bedeutende Unbedeutenheiten. Wenn Necker recht hat in Hinsicht des Interessantfindens der gelben oder rothen Farbe einer Kutsche, wie viel mehr wird das Publikum recht haben, wenn es dergleichen kleine Specialia sucht und gern hat; wobei es sich jedoch — ein Zusatz für einige etwanige Einfältige — von selbst versteht, daß das Größere nicht ausbleiben darf, auf dem jene Kleinigkeiten behaglich ruhen. Mit Einem Worte, fast jeder Schriftsteller, welcher zu denken und zu empfinden im Stande ist, würde uns ein erträgliches oder gar gutes Buch geben können, wenn er sich entschlösse seine eigene Biographie zu verfassen. Nur wolle er dabei nichts weiter sein als er selbst, er sei dabei hübsch ehrlich vom Scheitel bis zur Ferse, und fasse sich nicht etwa so zart an wie einen Colibri, sondern stark wie einen Menschen, der wenigstens stark werden will.

Hat nun ein solcher bisher mittelmäßiger Schriftsteller durch seine Biographie ein gutes Buch geliefert, so steht es bei ihm noch ein zweites zu geben, nämlich eine Geschichte der von ihm geschriebenen Bücher. Oft schon, wenn ich ein durchaus ungenießbares Buch vor mir hatte, ein gelbschnäbelndes, oder rechthaberisch zähes, oder durch und durch verworrenes, oder leer klagendes, so gelang es mir, mich mit einemmale aus dem Zustande des Widerwillens zu reißen, indem ich mir die Geschichte des Buchs dachte u. s. w. u. s. w.

§. 87.

Den Verfolg wolle der günstige Leser im zweiten Theil meiner Latona (Berlin 1812, S. 231 ff.) nachlesen, falls ihn die Angelegenheit interessiren sollte. Die obige Bemerkung aber, die sich fast so liest, als sei sie heute oder gestern geschrieben (mit Ausnahme der theuern Colonialwaaren, was an die trübe Napoleonische Herrschaft erinnert), habe ich hier wiederholt, weil sie für zwei bedeutende Schriftsteller Mitveranlassung gewesen ist, uns ihre Selbstbiographie zu schenken. Ich meine Scheffner und Feßler, welche beide höchst verschiedenartige, doch wichtige Männer im Greisenalter öffentliche Rechenschaft über ihr Leben gaben, wobei sie sich in der Vorrede auf meine bescheidenen Wünsche bezogen. Wenn aber ein Fragment so schöne Folgen gehabt hat wie dieses, das noch dazu in so ungünstiger Zeit geschrieben wurde, wie sollte ich nicht bei günstigeren europäischen Verhältnissen neue Hoffnungen daran knüpfen dürfen? —

Also Lebensbeschreibungen, und insonderheit Selbstbiographien wären zu wünschen; doch seien keineswegs geistreiche Versuche, das Leben anderer ausgezeichneter Männer — besonders deutscher — zu schildern, ausgeschlossen, und es fehlt ja auch nicht ganz an solchen. Indessen läßt sich nicht läug-

nen, daß die Mehrzahl solcher Biographien höchst mangelhaft sei, und daß es kaum einen widrigern Anblick gebe, als uns ein unbedeutender Scribent gewährt, wenn er einen großen Mann unter seine grobe Feder nimmt. Ist es doch als lege er mit einer gewissen bärenhaften Vertraulichkeit seine Tatzen auf des edeln Mannes Schulter und sage: „Willkommen Bruder!“ Der arme Mann kann nicht antworten, denn er ist todt; lebt sonst allerdings auch hier noch sein reines, unsterbliches Leben; nirgends aber weniger als in solchen Biographien. Die bessern Nachkommen sollten dafür solchen Leuten, die sich wie Noahs Rabe so gern auf Todte setzen, ein desto kräftigeres Veto zurufen, sie sind ohnehin in ihrer Ideenlosigkeit keck genug, und man soll mit ihnen keine Umstände machen.

Es ist ein bemerkenswerther Zug im Hamlet, und ich habe auch schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß der Geist des edeln Dänenkönigs nicht zu Marcellus, nicht zu Francisco, selbst nicht zu Horatio sprechen mochte, — und das waren doch in ihrer Art stattliche Männer, unvergleichbar höher als jene lebensbeschreibenden Leute — und dennoch blieb ihnen der edle Schatten stumm. Als aber der geistreiche Sohn erschien, da redete er.

§. 88.

Gesammelte Schriften.

Sammeln ist ein fröhliches, aber herbstliches Geschäft, und wie schön auch der Herbst sein möge, er verkündet doch den düstern Winter. — Bleiben wir indeß für's erste nur bei dem Fröhlichen.

Wenn man früherhin den Wunsch hatte, sämmtliche Werke eines ausgezeichneten Schriftstellers zu besitzen, so zeigten sich bei der Realisirung eines so unschuldigen Vorhabens

gar manche Schwierigkeiten. Der gute Autor hatte bald in Riga, bald in Altona, bald in Zürich, bald in Pesth, bald in Sedez, bald in Quart, bald auf glänzendem Velin, bald auf aschgrauem Bußpapier verlegen lassen, und vielleicht auch verlegen lassen müssen. Diese Bücher mußten deshalb erst mit Zuziehung der nothwendigen literarischen Helfer, von vielen Ecken und Orten her verschrieben werden, und waren sie endlich, nach einem halben Jahr etwa, glücklich angelangt, so sahen sie sich unter einander fremd an, wie Böhmen und Spanien. Das mußte anders werden, und ist auch anders und besser geworden. Den Anfang machte Wieland um das Jahr 1794. Offenbar zu früh; zwar nicht für ihn, doch für das Publikum, das ein solches Bedürfniß noch nicht gefühlt hatte, und bloß durch die Menge von lobpreisenden Recensionen aufgeregt worden war. Indessen ging die Sache gut bis auf den einzigen Uebelstand, daß, als die letzten Theile ausgegeben wurden, die frühere Liebe für Wieland schon gesunken war. Heut zu Tage ist von jener Ausgabe bei den meisten Literaturfreunden nur noch historisch die Rede, was um einiger angenehmen Gaben willen, die sie doch auch enthält, zu bedauern ist.

Es verging eine Reihe von Jahren, ohne daß ein ähnliches Unternehmen gewagt wurde, bis Schillers Tod zum erstenmale vielleicht das reinste und allgemeinste Gefühl des Bedürfnisses einer Sammlung seiner überaus zerstreuten Werke erregte. Ich will mich nicht bei dem Tagesgespräch aufhalten, in wie weit diese Ausgaben in ihrer äußerlichen Anordnung und Gestalt auch den gerechteren Wünschen entsprechen. Man ist in Deutschland längst gewohnt in aller äußern Hinsicht nur das Mäßige zu wünschen. Wir sind „die Guten," denen die „Erde" nicht gehört. Laßt es uns doch ruhig einräumen — ich thue es in diesem Werk sogar wiederholentlich — daß wir

Deutschen seit dem dreißigjährigen Kriege ein sehr armes Volk geworden sind, und so viel mir bewußt, hat uns auch die spätere Zeit mit der französischen Revolution, ein zwei und zwanzigjähriger Krieg und Napoleon selbst, der uns eben nicht gewogen war (wofür wir Edeln ihn aber jetzt sehr preisen), keine sonderlichen Schätze zugeführt. Statt also über die Ausgabe der Schillerschen Werke auf Schweinmittwochspapier zu klagen *), wäre es besser, wir erhöben uns zu einer gewissen vornehmern Scherzhaftigkeit darüber, oder wir erklärten aufrichtig, daß es unter den 50 Millionen Deutschredenden wenigstens hunderttausend recht sehr hübsche Leute geben möge, die für die achtzehn Theile so lieber Schriften nur vier Thaler sechszehn Groschen erschwingen können. Soll für diese nicht gesorgt werden? Ich dächte zu allererst; darum weg mit allem Bettelstolz, für den wir viel zu gut sind. Ist es nicht etwas Vortreffliches, daß jetzt kaum noch eine deutsche Familie zu finden ist, die nicht Schillers oder Goethe's Werke besitzt, seitdem der Ankauf dergestalt erleichtert worden, daß auch der Unbegüterte mitgenießen kann? (Oder ist etwa diese gute Hoffnung zu gewagt?).

Man ist seitdem rüstig fortgefahren, die Werke begabter Dichter und Prosaisten der Vergangenheit zu sammeln, und es giebt gewiß tausende, die erst auf diese Weise eine schwache Ahnung von dem Reichthum unserer Literatur erhalten haben. Die alte Germania hat nun einmal viel schläfrige Kinder, wir wollen sie wahrhaftig nicht verzärteln, sondern möglichst stark anfassen aus Liebe; doch mögen wir sie auch um deswillen nicht zu sehr anfahren und verschüchtern. Einige sind doch

*) Andere Klagen und ihr Gewicht werden hier unerörtert gelassen, da sie nicht in ein literarisch-kritisches Werk gehören.

jetzt aufgemacht und fragen: „Wo bin ich? und wie ist wie denn?“ Das ist doch etwas.

§. 89.

In den neuesten Zeiten hat sich aber leider zuweilen der ungemessenste Erwerbstrieb bei Unternehmungen ähnlicher Art mit geltend gemacht, und es ist der gerechteste Unwille gegen manche widernatürige Viergroschen-Ausgabe laut geworden. Man benucht nur die neue, wahrhaft gräßliche Verunstaltung Shakspear's, mit der wir von Gotha aus beglückt worden sind, zu nennen, und man hat auf den Mittelpunkt des Jammers hingezeigt.

Doch wir wollen dabei nicht verweilen, sondern hier noch zwei hocherfreulicher Umstände gedenken. Wir haben einen guten Anfang gemacht, die Werke der größten Männer früherer Jahrhunderte herauszugeben, und wie wir vor kurzem einen, wenigstens mit frommem Sinne verfaßten Auszug aus Luthers Werken empfingen, so werden wir bald einen vollständigen Luther für einen Preis empfangen, der jedem die Entschuldigung raubt, den größten der großen Deutschen nicht zu kennen. Zwar fehlt hier für den Historiker noch viel, denn es bedürfte eigentlich auch einer Auflage sämmtlicher Schriften aller Reformatoren, vielleicht sogar sämmtlicher Streitschriften jener Zeit, und wenigstens eines treuen Auszugs aus denen Büchern der Gegner; doch ist, wie gesagt, ein guter Anfang gemacht worden, und so dürfen wir auch für die Zukunft ein gutes Weiterschreiten erwarten. Freilich könnte man sagen, es sei doch traurig, daß man sich freuen müsse über Unternehmungen, die sich ganz von selbst verstehen sollten; indessen wollen wir uns freuen, weil es nun einmal so ganz traurig stand, und nicht mehr so steht. Wollt ihr ein Beispiel? hier ist es. In den neunziger Jahren des verflossenen Jahrhun-

dorts fand ein achtbarer und nicht unberühmter Mann einige bis dahin gänzlich unbekannte und nie gedruckte Predigten Luthers, die mit der ächten Feuertaufe des Geistes getauft worden waren. Er fand aber keinen Verleger dafür, sondern mußte sie auf seine Kosten drucken lassen. Auch zeigten sich Kritiker genug, welche mit einigem Lächeln erklärten, es sei denn doch wunderlich, in so erleuchteten Zeiten mit Lutherschen Predigten zu kommen, deren man schon genug habe. Ich denke, dieser einzige Umstand genügt zum Beweise des tiefen Falls der damaligen Zeit.

Aber auch die zweite Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, das ganze siebzehnte und der Anfang des achtzehnten bieten noch gar manche herrliche Schätze dar, die aber so tief im Staube der Bibliotheken ruhen, daß sie fast nur den bekanntesten und fleißigsten Literatoren bekannt geworden sind; aber auch die berühmtesten werden wenig benutzt. Um abermals nur ein einziges Beispiel anzugeben, frage ich: Ist nicht der einzige Umstand, daß wir bis auf den heutigen Tag noch keine vollständige, gute Handausgabe von Leibnitzens Werken besitzen, genügend uns eine brennende Schamröthe abzulocken? Hat doch sogar der kühne Fontenelle eine nach Kräften feurige Lobrede vor den versammelten Pariser Academicians auf den deutschen Philosophen gehalten, und zwar schon um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts; — und noch ist keine sonderliche Wirkung davon zu spüren. Dergleichen Ungebühr sollten doch selbst die Franzosen-Deutschen, die sich jetzt weder von Jahr zu Jahr vermehren, nicht auf sich kommen lassen. — (Ueber das Benehmen des deutschen Publikums bei den Versuchen einen vollständigen Hutten zu geben, wollen wir lieber nicht reden, da wir uns wohl gar dabei erinnern könnten, daß Wieland weinst, vor langen Jahren schon, zum Troste der Säumigen die Behauptung aufstellte, es kämen in dem Leben

und den Schriften des Ritters doch auch sehr viele Exemplare gelesen vor.)

§. 90.

Kehren wir wieder zu der neuesten Zeit zurück, so finden wir noch manche erfreuliche Umstände. Während Dichter wie Jean Paul und Tieck *) in vollständigen Ausgaben erscheinen oder doch erscheinen sollen, läßt sich hoffen, daß auch Schriftsteller zweiten und dritten Ranges ihr Bestes auswählen werden oder die Auswahl Andern überlassen. Mögen dabei ja nicht die Todten unberücksichtigt bleiben, z. B. Musäus, Moritz und ähnliche, oder man fasse eine bestimmte Periode in's Auge, z. B. die deutschen Schriftsteller aus der sogenannten goldenen, oft sehr matgoldenen, doch schätzbar eifrigen Zeit von 1740 bis 60 oder 70. Frage nur die offenherzigeren Leser des dritten Zehntels unsers Jahrhunderts, ob sie von Gärtner und Zachariä, Witthof und Creuz, Weiße und Rabener viel mehr wissen als die Namen. „Auch die kaum," werden einige antworten, dafür aber auch Euch Namen nennen von solchen Schriftstellern, die seit vorgestern Nachmittag sehr berühmt geworden sind. Verdienen sie es, und hält sich ihre Celebrität auch nur bis zum Jubiläum-Sonntage, so sollen sie uns erträglich willkommen sein.

Mit großem Lobe zu erwähnen ist auch noch die Bemühung, die Schriften der Alten, in lesbaren oder gar guten Uebersetzungen gesammelt, dem Publikum in die Hände zu spielen. Wie wenig Leben die lebenvollen Alten für die bloß Gelehrten gehabt haben, davon giebt unsere Literaturgeschichte genugsam Belege. Was hat es Gottscheden geholfen, daß er

*) Tieck scheint uns auch diesmal in der Kunst zu warten üben zu wollen. Spätere Anmerkung.

den Demosthenes und Cicero vertiren konnte, sobald er auf eigene Füße treten und für den eigenen Heerd reden wollte? Was fruchtete es dem grundgelehrten Triller, daß er sämmtliche Griechen und Römer gelesen, und Virgil und Lucian sogar auswendig wußte, wenn er darum doch im Stande war, seinen „sächsischen Prinzenraub" so zu verfassen, als er ihn verfaßt hat? Was half es dem Magister Schwabe in Leipzig, wenn er, historisch vertraut mit allen griechischen Schätzen und täglich an griechischen Göttertafeln speisend, dennoch den Leipziger Witz von 1740 als die höchste Blüthe des menschlichen Geistes betrachtete, und demselben eine Monatsschrift einräumte, die er sogar zur Trägerin seines eigenen, das Maximum überflügelnden Witzes machte? — Aber auch selbst talentvolle Männer, wie Lohenstein, was nutzte ihm seine immense Gelehrsamkeit, da bereits die eigene Ungeschmacksrichtung entschieden war?

§. 91.

Es gehört aber zu den guten Zeichen der Zeit, daß wir nicht mehr so viele Bloß-Gelehrte haben, sollten wir auch nicht abläugnen können, daß dieses Gute eine arge Schattenseite hat. Wir haben allerdings manche weit schlimmere Scribenten als Lohenstein; auch giebt es der Gottschede noch genug, dennoch hoffe ich auf eine gute Frucht jener neuen und gesammelten Uebersetzungen, die sich so bequem anbieten. Ich hoffe, die hypochondrische Scheu vor den Alten, die sich noch häufig genug findet, werde dadurch gemildert werden oder ganz schwinden, man wird sich nicht mehr begnügen mit einer kalten Hochschätzung, sondern inne werden, daß das Hochachtungswürdige auch liebenswürdig und das Liebenswürdige auch wahrhaft interessant sei. Ferner, da jetzt leider nur wenige lesen um zu lesen, sondern um zu schreiben, so hoffe ich, man

werde nicht wohl können einzugestehen, daß die Alten sich unvergleichlich wohl darauf verstanden, einem Buche die rechte Organisation und Physiognomie zu geben. Es ist gewiß, die Alten können kein Genie geben, wenn keins vorhanden ist, aber sie können doch vor tausend schreienden Fehlern sich hüten lehren. Setzt sich z. B. ein bornirter Scribent hin, um die Biographien Herders und Jean Pauls zu liefern, von denen er natürlich nichts versteht, so wird er es gewiß weniger schlecht machen, wenn er früherhin den Sallustius und Tacitus auch nur in einer mittelmäßigen Uebersetzung gelesen, ja wenn ihm noch etwas Scham übrig geblieben, so — ließe er es nunmehr ganz, und schreibt lieber dem Verleger, er könne nicht: was jener als ungehofften Tugendausbruch durch den allgemeinen Anzeiger bekannt zu machen für Pflicht halten würde.

Oder wenn ein seichter Witzling seine leeren Gedichte herausgeben wollte, und es träten plötzlich Horaz und Virgil zu ihm heran, auch nur als Schatten der Uebersetzungen; sollte er nicht bei dem Gedanken gerührt werden: So sehen Gedichte aus, die achtzehn Jahrhunderte überdauern haben! sollst Du wohl mit den Deinigen achtzehn Monate überfliegen? So etwas möchte ihm heilsam auf's Herz fallen, und da ja wie aller Tage Abend ist, so könnte auch noch für ihn, nach der gehörigen Buße und der darauf folgenden bessern Verfassung der Seele, wohl gar ein neuer Morgen anbrechen.

§. 92.

Ferner: Es haben bekanntlich manche unserer jungen Autoren einen Hang zu blendendem Wortprunk, da jedoch bei Geistes- und Herzensarmuth eine gewisse posaunende Vollmündigkeit wahrlich kein Ersatz ist, so kann nicht fehlen, daß zuweilen ihnen selbst diese Krankheit lästig werde. Wie wenn

ihnen dann, in einer solchen Stunde der Selbstunzufriedenheit, einmal Xenophons Anabasis in die Hand fiele, und sie läsen hier, wie der große Feldherr, der ausgezeichnete Staatsmann, der treffliche Denker so kindlich bescheiden ist, und wie er so bestimmt geordnet, gemäßigt, und in steter graziöser Einfalt und sonnenheller Klarheit redet. Sollte es ihnen nicht noch aufgehen können, welch' eine köstliche Sache es sei um diese keusche Lippenblüthe? Sie werden freilich dabei auch einen Widerwillen fassen gegen alles Ueberttriebene, unmäßig Erhitzte, und gehören ihre eigenen Schriften mit dazu, so werden auch diese ihnen wie etwa dumpfe Zimmer vorkommen, deren Wärme durch Torf und Steinkohlenflammen erzeugt worden ist. Allein solche Schmerzen sind ihnen nun einmal nicht zu erlassen, und wenn die kräftige Wahrheit Wunden schlägt, so hat die Hoffnung dafür Balsam.

Manche neuere Poeten scheinen sich sogar ihres Herzens zu schämen, wenigstens enthalten ihre Schriften nichts von dem, was wir das Herzliche oder gar das Gemüthliche und Gemüthvolle nennen. Es ist ihnen zu oft gesagt worden, damit müsse man jetzt ganz zu Hause bleiben, und eine große Anzahl von Recensenten danke Gott, wenn ihnen einmal dergleichen vorkomme, weil sie dann die schönste Gelegenheit zu zehn oder elf überaus witzigen Einfällen hätten, die man sich doch nicht gern nachsagen lasse. Seit der Zeit hat man sich auch mit Erfolg auf die Kälte gelegt, und es sind mir schon Jünglinge von zwanzig bis zwei und zwanzig und einem halben Jahre vorgekommen, die der lappländische Winter, wenn wir ihn uns personificirt denken, als Gegenstände des Neides betrachten könnte. Wie wenn nun diese Jünglinge in die Welt der Alten träten und gewahr würden, daß eben diese außerordentlich verstandvollen, stets die zarte Linie des Schönen beobachtenden, stets Maaß haltenden Männer doch auch

eine

eine so reine Flamme in der Brust hegen! wenn sie erfahren, daß der herrliche Sophokles so wahrhaft poetisch Haus gehalten hatte, daß er noch im achtzigsten Lebensjahre ein von den Musen und Grazien selbst geweihetes Trauerspiel zu dichten im Stande war! — sollte, wenn sie das recht bedenken, nicht ein großer Schmerz durch ihre Seele gehen? Und nur ein solcher kann ihnen helfen.

Darum laßt uns mit Freuden jene Unternehmung betrachten. Näheres Eingehen in die einzelnen Uebersetzungen kann in diesen Umrissen nicht erwartet werden, allein sowohl unter den Männern, die in Prenzlau, als die in Stuttgart sich zu der würdigen Arbeit vereint haben, giebt es solche, deren Namen einen guten Klang durch ganz Deutschland haben, und so ist zu hoffen, daß hier ein dauerndes Denkmal deutscher Gelehrsamkeit und deutschen Fleißes werde gestiftet werden.

§. 93.

Styl.

(Zum Theil Privatangelegenheit.)

Einige wohlmeinende und kenntnißreiche Recensenten, welche den ersten Theilen dieses Werkes einen ehrenvollen Beifall schenkten, zeigten sich jedoch uneinig mit dem, was sie den Styl des Buches nannten. Wenn ich, jene Beurtheilungen lesend, zu solchen Ausstellungen gelangte, so verdoppelte sich meine Aufmerksamkeit, weil ich auf Belehrung hoffte über eine Sache, der ich von früher Jugend an das eifrigste Nachdenken gewidmet habe; las ich aber dann weiter, so fand ich leidlich, daß man nur mit einzelnen Worten und Bezeichnungen nicht zufrieden war. Einer hatte gefunden, daß das Wort „fast" zu häufig vorkomme, und war dabei „fast" verdrüßlich geworden. Ich will mich dadurch nicht abhalten lassen ihm für diese Bemerkung zu danken, und er wird hoffentlich schon

in diesem Bande finden, daß sein Samenkorn auf einen fruchtbaren Boden gefallen. Auch ist es so schwer nicht den Uebelstand zu tilgen, man streicht nur bei der letzten Revision einige „fast" ganz weg, andere vertauscht man mit „beinahe," und läßt überhaupt das arme Wörtchen, wenn es auch nicht ganz verbannt werden kann, so selten als möglich zur Erscheinung kommen. Wollen aber gutmüthige Recensenten wissen, woher wohl dies wirklich zu häufige „fast" gekommen sei, so antworte ich fröhlichen Muthes: Aus einer gewissen, „fast" übertriebenen gutherzigen Scheu, durch ein ausgesprochenes Allgemein-Urtheil Unrecht zu begehen oder doch den Schein desselben zu veranlassen. Ich kann z. B. nicht gut über das Herz bringen zu sagen: „die Deutschen sind vergeßlich, die Recensenten sind wunderlich" u. s. w., denn in dieser Allgemeinheit ist das Urtheil falsch. Manche Deutsche haben ein sehr treues Geistes- und Herzensgedächtniß; während freilich viele andere sich zu Pfingsten kaum mehr besinnen können, was sie zu Ostern vergöttert haben. So sind ferner bei weitem nicht alle Recensenten wunderlich, sondern einige sind viel schlimmer, und man kann sie besser roh und gemein nennen; andere sind mittelmäßig, andere recht wacker, aber einseitig, andere sogar vortrefflich, und die sollen in ganz absonderlichen Ehren gehalten werden. Tritt nun ein solcher Fall ein, wo ich wenigstens das allgemeine Urtheil vermeiden wollte ohne weitläuftige Unterscheidung, so bot sich das Wort „fast" tröstlich kindlich an, ich setzte es hin und muß nun dafür ein wenig leiden. Sei es darum! der Sache ist ja leicht abzuhelfen, und mein Frieden mit diesem Rüger ist geschlossen.

§. 94.

Bedenklicher ist schon die Ausstellung, als hätte ich mitunter gar wunderliche Redensarten und Bezeichnungen, ja es

war sogar einmal, wenn ich nicht irre, von bizarren und barocken Redeaccenten die Rede. So ward mir auch einst der Ausdruck „fluctuirender Charakter" als sonderbar vorgeworfen, und ähnliche, deren ich mich nicht gleich erinnere, hatten gleiches Schicksal. Wie stand es nun da wieder mit meiner Hoffnung etwas Neues zu erfahren und etwas Tüchtiges zu lernen? ich erfuhr nichts weiter, als daß ich mich solcher Ausdrücke bedient hatte, die von mir sorgfältig gewählt, niedergeschrieben und späterhin corrigirt worden waren, und so konnten sie mir unmöglich unbekannt und überraschend geworden sein. Ich sah bloß, wie sie sich in größerm Druck oder in Cursivschrift ausnehmen und daß sie dem Recensenten nicht gefallen, und wenn mir das auch wahrhaft leid that, so fiel doch wenig Nutzen dabei für mich ab.

Es mag wohl sein, daß ich mich hie und da in einzelnen Ausdrücken vergriffen habe, doch glaube ich, nur selten, da ich stets strebe mich so präcis und eindringlich auszudrücken als irgend möglich, besonders in einem kritischen Werke, wo die Farben des Urtheils ja nicht in einander laufen dürfen. Man denke sich, möchte ich bitten, mein ganzes historisch-kritisches Werk als eine Gemäldegalerie, wo der Farbenton, so wie überhaupt der ganze Styl, nach jeder Malerschule charakteristisch auftreten, und bei den aufgestellten Großmeistern, Rittern und Knappen, Reisigen, Marodeurs u. s. w. mit Ernst und Liebe, aber auch mit Laune und Scherz häufig modificirt werden mußte. Denkt euch ferner eine Literargeschichte in. knöniger, farbloser Sprache, und haltet dann erst über mein Buch Gericht. Ihr werdet ohne Zweifel gar manche Fehler finden, aber dem Streben stets genau zu charakterisiren, so wie überhaupt der Farbenmischung bei der Darstellung der einzelnen Urtheile werdet ihr doch, hoffe ich, etwas Beifall nicht versagen können, der ja auch zu meiner Freude jetzt schon von ei-

nigen Seiten gespendet worden ist. „In meiner Freude und Aufmunterung," sage ich und darf es sagen, aber auch zur Anregung es immer besser zu machen, wie es nur irgend gehen will.

§. 95.

Ueber den Begriff des Styls im Allgemeinen ausführlich zu reden ist hier nicht der Ort, und ich begnüge mich deshalb mit wenigen Bemerkungen, die jedoch auf den Mittelpunkt der Sache hinweisen. Die Form der Darstellung ist für den Inhalt kein gewöhnliches Gewand, das man nach Gefallen an- und ausziehen und mit andern Gewändern vertauschen kann, sondern die nothwendige Art und Weise der Erscheinung des Gedankens und der Anschauung. Minerva entsprang aus dem Haupte Jupiters nicht als Kind, sondern erwachsen und in voller Rüstung, in der ganzen Glorie ihres Wesens; bei uns muß sie meistens erst gehen, tanzen und artig sein lernen. Es ist schlechthin unmöglich, sich eine andere passende Form für des Sophokles Oedipus und dessen Philoktet, oder für Tacitus Schilderung des Tiberius, Germanicus u. s. w. zu denken, und wollen wir es dennoch denken, so fallen wir entweder in Absurdität oder in das bewußtlos Parodirende. Shakspear hat, bei aller Entschiedenheit seines dramatischen Styls im Allgemeinen, dennoch für jedes seiner Werke einen eigenen Styl, und selbst in den aus der englischen Geschichte hergenommenen Dramen herrscht die größte, aber stets künstlerisch bedingte Mannigfaltigkeit derselben. Wie erscheint uns das prunkende, feierlich-stolze Prachtgewand in König Johann, verglichen mit dem anmuthig-leichten, graziösen Ritterkleid in Heinrich V., das selbst in der herrlichen Schlacht kaum mit der schweren Rüstung vertauscht wird! und wie athmet selbst der ganze Styl im Richard III. die schauerliche Ironie der

Stünde, oder die Schwere der kalten Winternacht, bis endlich nach manchen andern schönern Anklängen, im fünften Act selbst die bloße Wortdarstellung den frischen Hauch des neu aufblühenden Morgens bezeichnet.

Wir könnten Aehnliches auch von Goethe sagen, indem wir lediglich auf eine Vergleichung des Styls in seinem Werther mit dem im Wilhelm Meister aufmerksam machen. Ja, auch bei Schiller, obwohl er sich zuweilen in einer gewissen großartigen Eintönigkeit zu gefallen scheint, ist dennoch bei näherm Blicke jene Mannigfaltigkeit nicht zu vermissen, und Wallenstein tönt durchgehends anders als Maria Stuart und Johanna, und die Sprache im Wilhelm Tell, die sich so herrlich der Bergluft und den Gebirgstönen annähert, würde in den finstern Hallen der Messinaer Fürstenburg einen Widerspruch bilden.

§. 96.

Jeder ächte Styl soll Sicherheit haben und Eigenthümlichkeit; innige Liebe für die Sprache und dauerndes Studium muß vorangehen, ehe wir überhaupt nur zu schreiben wagen dürfen; dann aber trete auch die Eigenthümlichkeit hervor, die schon in der Wahrheit und Begründetheit unsers *sittlichen Charakters* ruhen soll. Alles Versteckenspielen mit sich selbst ist auch in dieser Hinsicht als sündhaft zu betrachten; dennoch pflegt man von manchen Recensenten wohl gar zu *rühmen*, man könne sie in ihrer Anonymität nie entdecken. Es ist aber auch nie der Mühe werth auf *solche* Entdeckungen auszugehen, weil ein von aller kernhaften Eigenthümlichkeit entblößter Styl auf die Unbedeutendheit der Schreiber selbst zur Genüge schließen läßt, nach deren Namen also auch kein Verlangen entstehen kann. Wer würde nicht Goethe und Schiller, Herder und Jean Paul, Tieck und einige Andere selbst in einem

kurzen Aufsatze mit Sicherheit erkennen, wenn auch diese Männer einmal nicht für gut gefunden hätten ihren Namen zu unterzeichnen? Ein Kritiker, der in der Recension eines bedeutenden Werks — und fülle sie auch nur wenige Seiten — nicht erkannt werden könnte, würde schon um deswillen ein ungünstiges Vorurtheil wider sich erregen, denn er hätte entweder seinen Styl absichtlich verstellt, oder er hätte überhaupt gar keinen Styl, und es fehle ihm also das erste Requisit, um Schriftsteller zu sein. Oder sollen etwa — (so wurde bereits früher einmal gefragt) — sollen etwa die Deutschen denken: wir haben eine Reihe von großen, bedeutenden, und wenigstens durch Einzelnheiten anziehenden Schriftstellern, die wir kennen, sodann aber auch eine Reihe, die wir nicht kennen, und die auch nicht gekannt sein wollen? — So etwas aber denkt sich nicht leicht.

Das Unglück des farblosen Styls ist in Deutschland so häufig, daß wir es nicht genug betrauern können, denn unsere deutsche Sprache in ihrer freien Ursprünglichkeit hört dadurch gewissermaßen auf deutsch zu sein. Sie will schlechthin Liebe und Kraft und Eigenthümlichkeit von Seiten dessen, der sie schreibt; sonst wird sie matt und schläfrig, oder Studirstubensprache, Deutsche-Bibliothekssprache oder todte Gelahrtheitssprache. Dagegen zeigt sie sich stark in ihrer Wurzel, fest in ihrem Stamme und blühend in den Zweigen und in dem hohen Wipfel, sobald nur der rechte Mann dazukommt, der sie in solcher Schönheit aufzufassen versteht. Luther geht auch hier voran, und sein trefflicher Schüler Mathesius erreicht ihn beinahe in lebenvoller Eigenthümlichkeit. Doch auch von diesen Großen abgesehen war in frühern Zeiten, so wie nicht minder im achtzehnten Jahrhundert, ein charakteristischer Styl nicht selten, und man sah doch wenigstens das Auge des Schreibers oder dessen — Nase, mit der bekanntlich Lessing den

Styl vergiftet. Heut zu Tage ackern in einer gewissen Sphäre von Schriftstellern hunderte in Einer Stylfurche unermüdlich fort, und ertragen ruhig die Langeweile, die sie haben und geben. Es sind Collectiv-Personen, die deshalb auch nur einen Collectiv-Styl haben. Nach und nach, so hoffe ich wenigstens, muß es ihnen jedoch zuwider werden. Möchten sie sich doch dann noch erheben, und bei günstigem Erfolg sich des neuen schriftstellerischen Lebens erfreuen! — Bei gutem und vollständigem Willen gelingt Manches, und zu spät ist es nie.

§. 97.

Schrift und That.

Jedes ächte, lebendige Buch ist eine That. Ein Buch, das nur ein Buch ist, wird gelesen, beurtheilt, in den Bücherschrank gestellt und höchstens zuweilen nachgeschlagen; bis endlich, wenn ein zu diesem Behuf bequemeres erscheint, das frühere dem Schicksal des fallenden Herbstlaubs nicht entgehen kann. So waren Klopstocks frühere Oden eine That, denn die unentbehrlichen Gefühle der Vaterlandsliebe und der Freundschaft hatten eine edle Sprache und einen schützenden Schild gewonnen. Lessings antiquarische Briefe waren eine That, denn daß Klotz durch dieselben fiel, war das weniger Bedeutende, es galt die Bekämpfung aller hochmüthigen Halbwisserei und Kabalenmacherei, die Abstreifung der Fesseln falscher Höflichkeit in der Kritik. Jene Engbrüstigkeit, die nicht wagte „das ist gut," „das ist schlecht," „das ist schön," „das ist häßlich" zu sagen, sondern etwa, wenn sie tadeln mußte, sich also vernehmen ließ: „Vielleicht könnte es scheinen, daß der hochberühmte, gelehrte und geistreiche Verfasser in dieser sonst vortrefflichen Schrift nicht gänzlich das Ideal erreicht habe, welches er selbst sich vorgesetzt; wenn wir jedoch erwägen"

u. s. w. Dann folgen eine Menge „in so fern," „jedoch dürfte, könnte, möchte, vielleicht," „indeß freilich," „in Rücksicht auf die Verhältnisse" und „die Beziehung der Rücksichten zu den Verhältnissen" u. s. w., wobei dem Schreibenden der Schweiß vom Angesicht zu rinnen scheint, bis er sich endlich mit scheinbarer Hoheit und Milde durch die Netze und Schlingen der unerquicklichen Redensarten durchgewunden und gleichsam in's Freie gelangt, wo er dann mit einem prosaischen Triumphliede auf den unschätzbaren Professor, den Verfasser so vieler unschätzbaren Werke, schließt, welcher dann in der ihm am nächsten gelegenen Zeitung dem Recensenten Gleiches mit Gleichem zu vergelten hat. Jene Engbrüstigkeit, meine ich, mußte vertilgt werden, wenn die deutsche Kritik zu ihrer Mündigkeit gelangen sollte, und dazu hat während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts niemand so durchgreifend gewirkt, als Lessing durch jene Briefe und durch seine gründliche, bis in das Mark gehende Polemik gegen die starre Tragödie der Franzosen, und durch die Entdeckung ihres Pseudo-Aristotelismus in der Dramaturgie.

Welche Thaten Werthers Leiden (höchste Befreundung mit der Natur, nebst der Erkenntniß, daß sie nicht vergöttert werden darf, weil sie, um ein tröstender Gott zu sein, nicht Kraft genug hat), Göz von Berlichingen, Iphigenia u. s. w. seien: darüber bedarf es hier keiner Erläuterung. — Ich glaube jedoch, es sei überhaupt dem Leser und Kritiker zu rathen, bei jedem Buche, das er nicht bloß durchblättere, sondern lieſt, dasselbe zu fragen: Was willst Du, Buch, eigentlich thun? oder im schlimmsten Falle: willst Du etwa gar nichts thun und gar nichts sagen? Man soll nur nie mit Bitterkeit fragen, denn der Unbefangene allein kann Nutzen ziehen aus jener Frage. Ein solcher wird denn auch nicht allzuheftig werden, wenn etwa ein Buch schüchtern anwortet:

„Ich wollte nur wie eine muntere Libelle ein paar Sommermonate fröhlich umherschwärmen, und Du brauchst Dir über mein späteres Schicksal keine Sorge zu machen.“ Solche ehrliche Antworten finden immer eine gute Stelle.

§. 98.

Kehren wir jedoch zu jenen klassischen Werken zurück, die ich vorhin Thaten genannt habe, so wollen wir zuvörderst erinnern, daß es auch Thaten giebt, welche Jahre und Jahrzehnte, zuweilen sogar ein Jahrhundert still und unbemerkt bleiben. So ist z. B. Jean Paul zehn Jahre, Hamann vierzig Jahre, Logau (nach Lessings Urtheil der größte Epigrammatiker aller Völker und aller Zeiten) sogar hundert Jahre mit seinen Thaten unanerkannt geblieben, woraus jedoch nichts weiter folgt, als daß man in Deutschland zuweilen etwas warten müsse.

Endlich giebt es bekanntlich nicht bloß gute, sondern auch — (sämmtliche tausend Millionen Erdbewohner geben es unbedenklich zu) — gefährliche, schlimme und boshafte Thaten. Das läßt sich gleichfalls auf die Bücher anwenden, und es ist noch die Frage, ob in der Schlacht bei Cannä mehr Leute gefallen sind als durch — Voltaire's Pucelle. Es „wälzt“ sich nämlich in diesem Gedicht, wie Schiller sagt, „der Spott im tiefsten Staube,“ und überläßt uns dann noch hinzuzusetzen, es mache dieser Spott seine Sprünge mit so scheinbarer Behaglichkeit und Lustigkeit, daß gewiß viele tausend Leser, die nicht recht fest standen, sich versucht fühlten, diese Wälzerei, wenn auch nicht in gefeilten Voltaire'schen Versen, doch in einem glatten, genußhaschenden, aller höhern Idee beraubten Leben nachzumachen. So giebt es auch besondere Thaten, deren Wichtigkeit sich nur auf ein Volk erstreckt, während das übrige Europa erst späterhin die ganze Bedeutung derselben er-

kennt, z. B. „Figaro's Hochzeit" von Beaumarchais, ein Schauspiel, dessen giftersüllten, durch farbig prunkende Blumen und Blätter verdeckten Abgrund niemand schneller und besser erkannte, als der unglückliche Ludwig XVI. Bekanntlich widersetzte er sich der Aufführung jenes Stücks eine geraume Zeit, und als er endlich mit trübem Herzen nachgab, fühlte er nur zu bald, wie richtig er die Wirkung vorausgesehen hatte, denn es war gleichsam die mimisch-dargestellte, spöttisch-witzige Vorrede zur französischen Revolution, worüber uns manche neuere französische Memoiren genaue Auskunft geben. Jetzt hat man es sich längst sattgesehen.

Um indessen nicht zu ernsthaft zu werden, wollen wir noch im Fluge erinnern, daß es — (wie abermals sämmtliche Erdbewohner einräumen) — auch kleine Thaten, Diminutiv- und Miniatur-Handlungen giebt, welches wir dann nach unserer Weise auch auf die Bücher anwenden dürfen. Es giebt Schriften, die, wie der Mai, ein Kuß sind, andere eine innige Umarmung, wie etwa beim Wiedersehen geliebter Menschen, einige stellen einen derben deutschen Händedruck dar, andere bilden eine Folge von Seufzern, was freilich leicht zu viel werden kann. So haben wir auch Bücher, die sich einem Schwerteschlage und Pfeilschuß, oder gar einer geballten Faust, oder noch widerlicher dem sogenannten Schnippchenschlagen (ich hoffe ja, das Wort wird Bürgerrecht haben) vergleichen lassen.

Die redlichen Schwerdtschläger und Bogenschützen sollen stets nach Würden geehrt werden, aber leider findet sich auch in unserer Literatur eine Hand voll parthischer Reiterei, die im Fliehen die Pfeile tückisch zurückwirft. Mit den Wunden, die sie auf diese Weise machen, hat es wohl meistens nicht viel auf sich, aber der Anblick ist sehr unangenehm.

§. 99.

Schwere Anklage für Viele, mit gutem Troſt durch Einige.

Die Anarchie in unſerer heutigen Literatur iſt ſo groß, daß auch bei der genaueſten Anſicht unſerer Literarhiſtorie keine ähnliche Zeit zu entdecken iſt. — Um ſelbſt etwas zu ſein, iſt das Talent der Liebe und der freudigen Anerkennung unerläßlich, und niemand, welcher wirklich etwas iſt, wird es ſich erlaſſen wollen. Wie ſelten aber iſt jetzt dieſes Talent! und ſtehen wir doch in dieſer Hinſicht im ſchroffen Gegenſatze zu der Opitz-Flemmingſchen, ſo wie zu der Klopſtock-Leſſingſchen Periode! Und wer ſind meiſtens jene liebeloſen Schreier? Queckſilberig hüpfende Knaben, viel zu früh der Schule oder auch wohl der — Ruthe entlaufen, oder zigeunerartig herumſchweifende literariſche Vagabonden, die faſt nichts weiter wollen, als — doch auch einmal ein wenig Spectakel machen, oder ſelbſtgefällig ernſthafte Malvolio's, welche gern glauben, daß das ſchöne Fräulein (Poeſie) ſie liebt, während nur die ſchelmiſche Kammerjungfer und ein paar trunkene Junker ihren Spaß mit ihnen treiben, oder abgeſtandene Poloniuſſe, welche „liebreizend" für eine gemeine Redensart erklären, die „ſchlotterige Königin" aber beklatſchen, oder Piſtols, deren ganze Wiſſenſchaft in abgeriſſenen Fetzen, fremden Reden beſteht, oder .... doch genug. — An Troſt fehlt es jedoch durchaus nicht, an ächter Wiſſenſchaft, Kunſt und Liebe hat Deutſchland noch jetzt keinen Mangel, einige edle alte Heroen leben noch, und einige neuere edle Dichter und Kritiker zählen für Tauſende; doch iſt leider niemals ſo viel von unberufenen Schwätzern dazwiſchen geſchrien. Daß aber dieſes Geſchrei an den Tag kommen kann, daran iſt ohne Zweifel die Unzahl der Zeitungen ſchuld, von denen zwei Drittel nicht bloß zu

entbehren wären, sondern als wahrhaft schädlich, und als eine Schmach unserer Literatur, als ein Ekel aller Bessern und leider auch als ein Gespött der Ausländer zu betrachten sind. Um so mehr aber wollen wir auch das übrig bleibende dritte Drittel schätzen, und unsere literarische Ehre erfordert, daß wir für dasselbe thun was wir vermögen.

Da aber jene Ueberzahl leider noch immer im Steigen ist, so werden der eigentlichen Bücher und Werke immer weniger, und die Schriftstellerei wird bei Vielen nicht etwa zu einem braven Handwerke — das wäre doch wenigstens Etwas — sondern zu einem geistlos leichtfertigen Unwesen, dessen Erbärmlichkeit selbst die Leser, die sich noch für einen Augenblick daran ergötzen, nach und nach einsehen werden. — Ich habe den ganzen — verstattet das Wort — ekelhaften Jammer der heutigen Anarchie durchaus nicht erschöpfen wollen, aber auch eine bloße kurze Hindeutung scheint mir nicht unwichtig.

Kurze Herzensergießungen.

(Anhang zum vorhergehenden Fragment.)

Es giebt eine literarische Tollheit, die wir bedeutend finden, weil sie aus dem Sich-selbst-überspringen der Kraft entstanden ist. Es giebt eine Raserei, die wir als interessant oder doch frappant ansehen dürfen, weil sie in Flammen geboren ist; aber es giebt auch eine nüchterne, schwächliche Tollheit, die dann sich zeigt, wenn ein nüchterner und schwächlicher Scribent zu sich selber etwa also spricht: „Dergleichen gefällt mitunter, und so will ich denn auch einmal, — etwa von elf bis zwölf Uhr — ein wenig rasen." Solche Erscheinungen giebt es im Leben und noch häufiger in der Literatur.

Es giebt manche stehende Redensarten in deutschen Schriften, vor denen ich ordentlich erschrecke, z. B.: „doch um nicht weitläuftig zu werden," oder: „um kurz zu sein" u. s. w. Ist nämlich der Verfasser schon früherhin sehr weitläuftig und langwierig gewesen, so daß er selbst müde geworden, so weckt er sich durch die angeführten Worte, und wird nun wahrhaft munter-grausam, indem er alles von neuem wiederholt, und innerlich triumphirt, daß ihn nunmehr niemand der Weitläuftigkeit beschuldigen könne, weil er sich ja selbst der zu großen Kürze angeklagt hat.

Es giebt Recensenten, die ihre stehenden Lieblinge oft seltsam genug loben, indem ihr nachschleppendes „Aber" die Eingangshuldigung wider ihren Willen aufhebt. Mir fällt dabei der Baurr in „Antonius und Cleopatra" ein, welcher der Königin die Nilschlangen bringt. Als er gefragt wird, ob ihr Biß auch sicher und schnell tödte, betheuert er das sehr kräftig, und erzählt ein Beispiel von einer seiner Bekannten, die augenblicklich habe sterben müssen. — Es war eine brave Frau, sagt er auf seine Weise gerührt genug — ein kreuzbraves Weib; schade nur, daß sie das Lügen nicht lassen konnte.

§. 100.

Talentvolle Knaben.

Der wackere, vielseitig gebildete und erfahrene Hitzig hat vor kurzem ein sehr gewichtiges, tief eindringendes Wort über den heut zu Tage fast zur Mode gewordenen Greuel, sich selbst eine beliebig angenehme Religion und individuell bequeme Moral zu machen, ausgesprochen (s. die Zeitschrift für die Criminal-Rechtspflege, Heft 9). Es kann sehr alltäglich scheinen, wenn ich dabei auf die gewöhnliche Erziehung hindeute, allein wir werden doch wohl ein für allemal auf diese erste Wurzel

des Uebels zurückkommen müssen. — Haben wir uns erst über das Wesen der menschlichen Natur, wie Bibel, Vernunft und Erfahrung dasselbe bezeichnen, unterrichtet, so tritt auch augenblicklich die Erziehung als der würdigste Gegenstand der Untersuchung uns vor das Auge. Unter den vielen Mängeln, die uns hier begegnen, werde jetzt nur eines gerügt: es ist das heillose und jammervolle Streben so vieler Eltern, ihre Kinder als ganz aparte, höchst talentvolle Leute zu betrachten und hervorzuheben. Ein wenig Witz, oft nur gelernter Halbwitz, viel Unarten und Rohheiten, die man rasch genug „genialisch" nennt, sanguinische Lebhaftigkeit und Elasticität, die aber nicht selten mit Eitelkeit und Seichtigkeit Hand in Hand geht, u. s. w., das alles ist für viele Eltern, und leider auch für manche Schulmänner hinreichend, mit den Worten „talentvoll," „geistreich," „genialisch" hervorzurücken. Mögen sie dann immerhin hinzusetzen: „dabei aber ist der Knabe trotzig und faul, ungründlich und frivol;" die Eltern werden doch mehr Vergnügen als Kummer über dieses Zeugniß haben, und erfährt vollends der Knabe den Inhalt desselben — (es wird ihm bei der Geschwätzigkeit so vieler Eltern und Lehrer nicht schwer werden) — so wird er für seine Eitelkeit den größten Genuß empfinden. Zuvörderst hält er sich an jenes Lob, und wiederholt die Zauberwörter „talentvoll u. s. w., und mit dem Tadel wird er bald fertig. „Trotzig?" das ist ja ein Zeichen der Kraft. „Faul?" die Philister sind fleißig; dem Genie kommt alles im Schlaf. „Ungründlich?" der pedantische Conrector, der mich so oft mit seiner verruchten griechischen Grammatik quält, würde Gott danken, wenn er nur einen Funken meines Talents hätte. „Frivol?" Der Pedant wird vermuthlich „witzig" gemeint haben. Doch gesetzt es hätte auch mit dem Frivolen einigermaßen seine Richtigkeit; Voltaire war es gleichfalls, und mit dem Beispiel eines so ehrwürdigen Mannes, der

ja doch auch, trotz aller Frivolität, dem lieben Gott beiläufig die Ehre erzeigt hat, ihm eine Statue zu errichten, deren Inschrift Gott und Voltaire als die besten Kameraden nennt (Deo erexit Voltaire) — mit einem solchen Beispiel kann man sich schon trösten. Also der Knabe jener Gattung.

§. 101.

In den Schriften und Zeugnissen des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts findet sich der Ausdruck „talentvoller Knabe" fast gar nicht, obwohl es gewiß nicht an solchen im besten Sinne des Worts gefehlt hat. Es scheint, man fürchtete ein verweichlichendes Lob, und wollte wenigstens erst das Jünglingsalter abwarten, indem nicht selten die oben bezeichneten Knaben bald als abgemattete, kraftlose Jünglinge erscheinen. In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts dauerte die bescheidene Sitte fort, und selbst der allerausgezeichnetste Knabe, Lessing, empfing nach langen Jahren voll Anstrengung und Fleiß von seinem alten Rector kein anderes Lob, als „er sei ein starkes, munteres Füllen, das doppelt und dreifach so viel Futter haben wolle, wie mancher andere Junge."

Späterhin machte man die Kinder und Halbjünglinge zu Herren, und es gab fast so viel geistreiche Köpfe als vornehme Knaben. Damit fuhr man denn auch später fort, und noch bis auf den heutigen Tag giebt es kritische Blätter, in welchen dem erstaunten Deutschland gezeigt wird, es habe fast so viel Genies als Schriftsteller.

Ihr Männer, lieben Brüder, laßt uns redlich ankämpfen gegen diese Ungebühr, laßt uns stets Reinheit der Gesinnung und Gründlichkeit des Geistes zur Hauptbedingung des Lobes auch für die Dichter machen, nehmt jede rechtliche Waffe zu Hülfe gegen jene gemachte Religion, und zeigt sie in ihrer ganzen Nichtswürdigkeit. Frei und aus voller unbefangener

Brust töne und walte stets die Rede und Schrift; aber der Frechheit werde durch edle Rede und Schrift gewehrt. Verschüchtert werde kein talentvoller Knabe, doch damit er einst auch ein talentvollst und tüchtiger Mann werde, so zeigt ihm mit Ernst und Liebe, daß ohne Kraft des Verstandes und Herzens alles Talent nur locker und lose sein und bald in sich selbst zerfallen müsse, endlich auch, daß ohne ächte, von aller Schwärmerei entfernte, aber mit ganzer Innigkeit umfaßte Religion das ganze Leben nicht des Athemholens werth sei, das wir daran verschwenden. — Das fühlten denn auch jene Unglücklichen mit der Zeit recht wohl, die gewöhnlichen, größtentheils erborgten Witzeleien über das Heilige wollen bald nicht mehr hinreichen, die fürchterliche innere Dürre und Verödung zu verhüllen, und dann nehmen wohl gar Einige zu solchen Mitteln, das Leben von neuem pikant zu machen, ihre Zuflucht, die weit führen können. — Wie weit in den schlimmsten Fällen: darüber giebt jene anziehend lehrreiche Zeitschrift manche schauderhafte Belege.

§. 102.

Die Frommen.

Ich habe in dem vorigen Fragment schlicht und fest erklärt, daß ohne ächte, von aller Schwärmerei entfernte, aber mit ganzer Innigkeit umfaßte Religion das ganze Leben nicht des Athemholens werth sei, das wir daran verschwenden. Ich habe ferner oben in der Recension von Tiecks Novelle „die Verlobung" mit voller Ueberzeugung das alte Wort wiederholt, daß alles, was seine Wurzel nicht in Gott hat, Sünde sei u. s. w. Das sollte nun freilich nicht mehr nöthig sein zu erinnern, doch sei die Wiederholung verstattet, damit die folgenden kleinen Andeutungen nicht mißverstanden werden können.

Sich

Sich selbst für fromm zu halten ist nicht bloß gefährlich, sondern eine Sünde, die der wahrhaft Fromme nie begehen kann. Wer sich vollends freuen kann, wenn er öffentlich für fromm erklärt wird, ist vielleicht nicht minder weit entfernt von aller Frömmigkeit als der, dem es im übermüthigen Leichtsinn wohl thut für einen kecken Freigeist zu gelten.

Kein Wort sprechen die sogenannten Frommen häufiger aus als das Wort „Weltmensch." Das ist eben sowohl Beweis von Herzens- als Geistesschwäche. Es giebt keinen Himmel ohne eine Welt, und keine klare Idee der Ewigkeit, wenn uns nicht schon die Zeitlichkeit als solche erschienen ist; das bloße Sterben kann niemanden selig machen. Das Christenthum ist Liebe und Anschauung, selige Sicherheit und Klarheit, und Fröhlichkeit in der Hoffnung. Laßt uns über die Welt nicht achselzuckend seufzen, sondern wo möglich helfen; um aber helfen zu können, wollen wir nicht die Mittel versäumen, z. B. reine Ironie. Die „Weltmenschen" sollen uns nicht stören, sondern frisch und munter erhalten, denn wenn es schon tadelnswerth ist auf Lorbeeren einzuschlafen, so noch gefährlicher auf Palmen.

Erwägen wir ferner: Es giebt gar keine Kleinigkeiten in der Welt, aber alles ist Kleinigkeit. Das Endliche ist an sich gar nichts; bezogen auf das Ewige ist es selbst ewig. Als Vanini den Weg zum Tode ging, und, einen Strohhalm aufhebend, erklärte, wenn er so unglücklich wäre an Gottes Dasein zu zweifeln, so würde ihn dieser Halm schon eines Bessern belehren — da hatte er gewiß etwas viel Höheres im Sinne, als einen Beitrag zu dem sogenannten physiko-theologischen Beweise zu geben.

Es ist vielleicht nichts gefährlicher als ein sehr frommes Buch zu schreiben. Wenigstens erfordert es die größte An-

strengung, um auch nicht eine einzige Secunde lang mit sich selbst zu heucheln. Die Leser haben es freilich gut dabei.

§. 103.

Manche neuere Schriftsteller haben es jedoch schon so weit gebracht, daß sie nicht bloß nichts Frommes mehr schreiben, sondern sich auch nicht mehr die Mühe geben Frommes zu heucheln. Wenn z. B. ein verstorbener sehr berühmter Schriftsteller (der lebenden will ich jetzt geschweigen) den Satz aufstellt, die Tugend sei eigentlich als ein ausgezeichneter „Heroismus" zu betrachten, und man könne von den Menschen allen doch unmöglich Ausgezeichnetheit verlangen, so wäre es um mancher schwachen Leser willen gewiß recht gut gewesen, wenn er als Heuchler sich geschämt hätte, dergleichen traurige Laxität an den Tag zu bringen.

Die ächten frommen Menschen, Schriftsteller und Leser, sind und waren von jeher leicht zu erkennen. Sie sind sinnig und heiter, einfach im Innern und vielseitig gebildet, in ihrem ganzen Wesen ist Muth und Einheit, denn sie ruhen auf dem ewigen Prinzip der Versöhnung durch den geläuterten Glauben, der über ihr ganzes Leben den reinen Hauch der Liebe verbreitet. Von diesen verehrungswürdigen Menschen ist hier nicht weiter die Rede; wohl aber wollen wir einen kurzen Blick thun auf einige Klassen, die den Namen der Frommen usurpirt haben. Es giebt Fromme, die sich des Christenthums rühmen, ohne es zu kennen, und die, ohne es zu wissen und natürlich auch ohne es je einzuräumen, das bloße Reden von Christus für Religion halten. Seiten nur lassen sie sich auf Christi Lehre ein, und wenn ja einmal, so vernehmen wir mitunter Dinge, die eher dem Mahomedanischen Fatalismus angehören als dem Christenthum, denn auch bei ihren thörichtsten und abgeschmacktesten Handlungen pflegen sie sich durch den

Gedanken zu beruhigen, es müsse doch wohl Gottes Wille gewesen sein, daß sie gerade so und nicht anders gehandelt hätten.

Andere lassen sich kaum mehr auf Handlungen ein, sondern starren träge vor sich hin. Sie glauben völlig genug gethan zu haben, wenn sie zur gesetzten Zeit in der Bibel oder im Gesangbuch lesen, ohne zu bedenken, daß Jeder unwürdig liest, der ohne reine Gemüthserhebung und Begeisterung liest.

Andere haben wirklich ein paar Ideen vom Christenthum ergriffen, aber nicht lebendig ausgebildet, wodurch die Anschauung und der Gedanke aufhörte Gedanke zu sein, und erst vertrocknete, dann versteinert wurde. Für diese Personen, die gewissermaßen auf jenen Petrefacten ruhen, giebt es deshalb auch kein lebendiges Leben und keine Geschichte mehr. Die ganze Welt zerfällt für sie in zwei sehr ungleiche Theile; die eine, sehr kleine Klasse von Menschen, hat dieselben Ideen wie sie, die andere nicht. Die erste wird geliebt, die zweite gehaßt; doch ist das Maaß der Liebe bei weitem kleiner als das der Abneigung. Ohnehin kann hier kaum von Liebe die Rede sein, die ja ein Lebendiges ist.

§. 104.

Andere betrachten die Wissenschaft nur als ein nothwendiges Uebel, und die Philosophie als halb und halb verwandt mit dem Teufel; die Kunst aber wird ganz gering geschätzt. Was vor einigen Jahren von Westphalen her gegen Goethe vorgebracht wurde, war ihnen wie aus der Seele geschrieben, und es thut ihnen deshalb herzlich leid, daß selbst das größere Publikum von dieser abgestandenen Polemik jetzt nichts mehr wissen will.

Andere sind gebildeter, es finden sich noch Reste jugendlicher Erhebung bei ihnen, und sie erinnern sich, wie sie einst als blühende Jünglinge und Mädchen bei Goethe unendliche

Freude empfunden haben. Unschuldig waren sie doch damals gewiß, und nun sollten sie Goethe als ganz und gar unchristlich verwerfen? Sie vermögen es nicht, und machen deshalb mit ihm eine einzige Ausnahme, wie etwa Philipp mit Posa eine machen will. In ihren Cotterien müssen sie freilich schweigen oder wohl gar bejahen, wenn über den vortrefflichen Dichter geseufzt wird, aber auf ihren Badereisen nehmen sie doch ein paar Bändchen Goethe mit. Andere sind störriger, sprechen von Götzenthum u. s. w. Es giebt sogar berühmte Personen, die selbst Shakspearen für unchristlich erklären, und im Druck aussprechen, er sei zwar ein großer Dichter, kenne die Menschen und das wirkliche Leben, indessen von dem innern-rein christlichen Leben wisse er nichts. — Er, der allumfassende, kindlich-fromme und mächtigste Geist weiß nichts davon; sie aber, die Engen und Armen und Harten, sie wissen darum, sie kennen es und tragen es in sich! —

Ich habe kaum angefangen zu schildern, aber ich breche ab, denn es ist zu betrübend weiter fortzufahren.

§. 105.

Beredsamkeit.

Wißt ihr warum so wenige Neuere wahrhafte Beredsamkeit zeigen? weil sie von dem, was sie sagen, selbst nicht recht überzeugt sind; zum Theil aber auch, weil sie sich für das, was sie reden, nicht einmal sonderlich interessiren.

England hat bekanntlich einige beredte Männer erzeugt, doch haben wir sie viel zu sehr bewundert. Sie hatten wirklich einen Gegenstand, für den sie sich erwärmt fühlten; es war ihre Verfassung und die aus derselben hervorgehende Bürgerfreiheit. Was man auch dagegen Gegründetes einwenden kann; der Gegenstand war ein edler, und wenn sie auch jene Bürgerfreiheit nur träumten, der Traum selbst beglückte. Da

entzündete sich dann die Sprache von selbst, und wir wollen uns bloß wundern, daß die beredten Männer nicht noch bei weitem beredter waren, und überhaupt auch nur in sehr mäßiger Anzahl auftraten.

Für die höhere Beredsamkeit, die religiöse, haben die Engländer nicht viel Ausgezeichnetes geleistet, und gerade diese ist es, welche den Deutschen zum höchsten Ruhm gerechnet werden darf. Luther ist hier der größte von allen, weil, was er sagte, jeden seiner Nerven erwärmte, jeden seiner Pulsschläge beflügelte, weil er genau und ganz wußte was er wollte, weil er vollendet überzeugt und stets bereit war, sein Leben hinzugeben für die Idee, durch welche er lebte. Deshalb kann er freilich mitunter schroff erscheinen, aber so wird jede Ganzheit dastehen müssen, sobald ihr Halbheit begegnet; und was hat die Welt häufiger zu bieten als solche Halbheiten? — Der von göttlichen Dingen vollendet Ueberzeugte kann in göttlichen Dingen auch nicht um ein Haar breit nachgeben, darum erklärte Luther auch, daß er mit niemandem disputiren könne, der nicht an dieses Göttliche glaube. That er es dennoch zuweilen, so wollen wir ihm darüber weiter keinen Vorwurf machen, als daß er diesen Leuten zu viel Ehre erzeigte. Um ihnen diese Ehre zu versagen, ist nichts weiter nöthig als — sie nicht sonderlich zu lieben; da aber dabei einige Gefahr für das Herz waltet, so möchte es wohl in Hinsicht jenes Vorwurfs für alle vortreffliche und feurige Männer für immer sein Bewenden haben.

§. 106.

Laßt uns die Sache still und harmlos betrachten:

Man kann sämmtliche Redner und Schriftsteller der Erde eintheilen in die, welche wirklich Etwas zu sagen haben, und in die, welche nichts zu sagen haben. Jenes Etwas ist in

sich selbst freilich unendlich verschieden; sei es jedoch wie es wolle, Eines wird es immer erreichen: Lebendigkeit der Sprache. Was die zweite Klasse betrifft, so möchte man freilich meinen, wer nichts zu sagen hat sollte auch nichts sagen; aber selbst der weniger Erfahrene weiß das Gegentheil. Tausende von Rednern und Schriftstellern haben sich das Reden und Schreiben angewöhnt, weil ringsherum gleichfalls geredet und geschrieben wird, oder weil es doch so angenehm ist hinüber und herüber zu schwatzen, oder sich gedruckt zu sehen, oder — (denn im Kopfe hat das keine Schranken) — ein wenig berühmt zu werden, sollte es sich auch nur bis zum nächsten Chausseehause erstrecken.

Selbst bloße Meinungen helfen uns nicht zu der Freude etwas zu sagen zu haben, denn das Hin- und Hermeinen kann dem Buchstaben kein Leben ertheilen. Daher die Unzahl von Reden, die einem leer-lustigen oder leer-ernsthaften Clavierklimpern gleichen, das den gezwungenen Zuhörer verdrießlich oder schläfrig macht, weil — wie unsere Sprache sich vortrefflich ausdrückt — „nichts dahinter" ist.

Um etwas zu sagen zu haben, bedürfen wir des Wissens, des Glaubens, oder doch wenigstens des Für-wahr-haltens. Damit wir aber das vermögen, sind Ernst und Liebe unerläßlich, und ohne diese giebt es keinen ächten Scherz und keinen ächten Zorn.

Ernst und Liebe! diese beiden köstlichen Dinge hat uns bekanntlich Schiller in einem sehr wohlgemeinten, aber unmelodischen Epigramme anempfohlen, und es ist als wolle der taumelnde Pentameter:

„Stehen dem Deutschen so wohl, den, ach! so Vieles entstellt."

malen, was wohl daraus wird, wenn jene Bedingungen des Lebens fehlen. Er malt gut und traurig genug; aber zwei

Drittheile unserer heutigen Redner malen doch noch besser und — trauriger; denn wie leblos sie an sich auch sind, ein Bild der Leblosigkeit geben sie wirklich treu. — Das übrig bleibende gute Drittel verdiente weit größere Ehre, als ihm bisher zu Theil geworden, ja man kennt nur sehr wenige, theils weil man sich überhaupt nicht viel um die Fortschritte der Deutschen in der Kanzel- und Kathederberedsamkeit bekümmert, theils weil manche Schreier nicht bloß schreien, sondern überschreien. Die meisten Reisebeschreiber gehen in die Wirthshäuser der Städte und Dörfer, in das Theater und in die Kunstsäle, und thun auch ohne Zweifel sehr wohl daran, aber in die Kirche und in die Hörsäle gehen sie nicht, und daran thun sie übel. Hier würden sie seit etwa 20 Jahren nicht selten eine herrliche Veränderung bemerken, denn in der Philosophie und Geschichte waltet jetzt (mitunter wenigstens) ein Geist, der auch die Rede mit fortreißen muß, und seitdem wir größtentheils aufgehört haben an heiliger Stätte über den Nutzen gesellschaftlicher Mahlzeiten, über Naturgeschichte u. s. w. zu predigen, haben wir manche gedeihliche Predigt erhalten, die würdig von göttlichen Dingen handelt. Wahrlich, es giebt deutsche Städte und Dörfer, in denen Prediger walten, die ihre geistlichen Reden nur in das Englische oder Französische zu übersetzen brauchten, um des lautesten und begeistertsten Beifalls gewiß zu sein, da sie aber uns so bequem nahe sind, so wollen Viele nichts von ihnen hören. Bleiben aber deshalb nur Wenige, so ist dafür bei diesen Wenigen eine desto reinere Freude, denn sie haben die Tugend der Treue.

§. 107.

Reichthum im Leben und Armuth in Schriften.

Es ist schon oft geklagt worden über die Mangelhaftigkeit der meisten literarischen Productionen weiblicher Federn. Ich

klage mit, und nicht selten mit wahrem Herzeleid, da mir längst bekannt geworden ist, wie unendlich besser und geistreicher die meisten schriftstellerischen Frauen sind als ihre gedruckten Werke. Man soll aber nicht bloß klagen, sondern zu erklären und zu helfen suchen. Das geschehe auf die allereinfachste Weise.

Ich habe in meinem (ich darf wohl sagen „ziemlich reichen") Leben auch schriftstellerische Männer genug gekannt, bei denen ein steter Zwiespalt zwischen dem eigenen Gemüth und der Feder war. Besonders erinnere ich mich an zwei Abgeschiedene. Der eine, gelehrt im hohen Grade, kenntnißreich wie vielleicht unter tausenden kaum einer, dabei geistreich, klar, kühl und ein wenig launenhaft; aber sehr liebenswürdig, wenn er liebte und lobte, oder gerecht witzig tadelte; im Leben, sobald er wollte, so anmuthig leicht redend und scherzend, daß man ihm einen Schnellschreiber zur Seite gewünscht hätte; eben dieser Mann zeigte als Schriftsteller von allen jenen Eigenschaften nichts weiter als Gelehrsamkeit und Verstand, doch tappte der letztere dann auf wie etwa eine bewegte eiserne Rüstung, und einen Styl, der wie verwickelte Schlingen alle Musen und Grazien verscheuchte, weil sie wie — Lerchen gefangen zu werden fürchteten. Der andere, ein halbes Genie, aber freilich eins von einer gewissen neumodigen Sorte, zeigte alle seine genialen Kräfte gewöhnlich erst nach Mitternacht beim Champagner, dann aber auf eine so herrliche Weise, daß er fast alles, was er berührte, in hell geschliffenen Epigrammen-Stahl oder in lauteres episch-historisches Gold verwandelte. Vormittag aber, wenn er schrieb, warf er sich gewissermaßen in Pontificalia, wühlte langsam und mitunter gar langweilig in zwei bis drei halbwahren Ideen, wollte außerdem noch viel besser schreiben als gut, und schrieb deshalb starr und steif.

§. 108.

Können nun Männer, die doch für das öffentliche Leben geboren werden, an solchen Uebeln leiden, wie vielmehr müssen zarte Frauen mit jenen Widersprüchen zu kämpfen haben! Sie sind meistens nicht bloß besser als ihre Schriften (das sollen auch die Männer sein), sondern sie sind auch (und das ist das Merkwürdige) oft ganz anders und endlos besser, z. B. einfacher, natürlicher, in Gott vergnügter u. s. w. als ihre Schriften. Es giebt kaum etwas Interessanteres, als „Briefe" von guten und gebildeten Frauen, gerichtet an einen Freund oder an eine Freundin, aber es giebt kaum etwas Unerquicklicheres und Unersprießlicheres, als manche gedruckte Damenschriften (einzelne treffliche Ausnahmen gebe ich nicht bloß zu, sondern möchte sie auch doppelt loben). Ist nun jener Uebelstand gar nicht zu ändern *)? Ich denke ja, denn es kommt in den meisten Fällen auf den festen Willen an. Jene oben bezeichneten schriftstellenden Frauen fühlen gewiß, zum Theil wenigstens, selbst, wenn das gedruckte Buch zierlich gebunden vor ihnen liegt, daß sie es bei weitem nicht so reich ausgestattet haben, als sie es hätten ausstatten können, und sobald sie das deutlich einsehen, ist ja auch die Hülfe schon da, sobald sie nur recht wollen. Entweder sie vermögen nicht durch die Schrift ihr Bestes zu geben, und das würde sich bei den nächsten Versuchen zeigen, mit denen deshalb nicht

*) In Beziehung auf die wissenschaftliche Bildung der Frauen und die zuweilen entstehenden unglücklichen Hochmuthsäußerungen sagt Fenelon sehr bedenklich: Il y doit avoir pour le sexe une pudeur sur la science presqu' aussi delicate que celle, qui inspire l'horreur du vice. Rien n'est estimable que le bon sens et la vertu. Wie sehr aber F. auf harmonische Geistesbildung der Frauen drang, ist bekannt genug.

gleich zur Druckerei geeilt werden müßte, und in einem solchen Falle würde der große Vorsatz: „nichts Poetisches mehr drucken zu lassen," von wahrhafter — Poesie zeigen. Oder — was gewiß nicht selten eintritt — sie vermögen wirklich Besseres zu geben als das bisher Gedruckte war, dann wäre wohl das beste, gar nicht an den Druck zu denken, sondern stets nur an einen Freund oder eine Freundin zu schreiben. Daß man sich dazu zwingen kann, versteht sich von selbst, und hier würde es noch dazu den schönen Lohn haben, daß gar viele solcher Briefe und Aufsätze, bei denen weder an den Letterkasten noch an die Leipziger Ostermesse gedacht worden ist, wahre Zierden der nächsten Michaelismesse werden dürften. — Wer hat, kann geben; wer aber kann, der sollte auch! Nur nichts Fremdes, Angearbeitetes, in eurem Kreise Ungesehenes, — das Letztere vermögen nur die Auserwähltesten zu schildern — gebt uns euer harmloses, tiefes, liebevolles Gemüth; aber wie der Dichter es giebt, gebt was euch durch's Leben geholfen, und kehrt euch dann gar nicht daran, ob euch irgend ein vorlauter kritischer Sperling anzirpt.

Man kennt die aus Frankreich stammende Anekdote von einem wackern Autor, der sein Buch einem geistreichen Minister überreichte. Die Excellenz, von seltener Güte, las es, und äußerte sich dann kühl tadelnd, es sei ziemlich leer. Da nahm der Schriftsteller das Buch und erklärte Capitel für Capitel, was er alles damit beabsichtigt und wie manches Treffliche er habe berühren wollen. Der Minister hörte mit Vergnügen zu, und erwiederte dann: „Sie haben viel schöne Dinge sagen wollen; warum haben Sie sie nicht gesagt?"

Wie oft wird diese Anekdote in Deutschland aufgeführt! — Die Minister bleiben freilich meistens aus dem Spiele; doch ist es auch nicht nöthig, daß sich immer ein so vornehmer Mann damit bemühe.

§. 109.

Stoff's Wahl. Koketterie. Begränzung.

Es ist eine betrübende Erfahrung, daß manche deutsche Dichter ihr Talent an Stoffe verschwenden, die sie entweder selbst nicht recht kennen, oder für die sie doch nur ein halbes Herz haben. Die ganze Welt zu überschauen ist nun einmal nicht Jedem gegeben, darum gilt es unter dem zu wählen, was wir vermögen. Da tritt freilich das alte Sprichwort, daß, wer die Wahl hat, auch die Qual habe, feindlich dazwischen; doch ist es mit dieser Feindlichkeit nur Schein. Denn so lange noch die Qual bei der Wahl ist, haben wir noch nicht gewählt oder noch nicht das Rechte getroffen. Eine solche Erwählung aber gewährt die angenehmste Empfindung, und es giebt gewiß gar manche Dichter, die dem Archimedes, als er sein „Gefunden!" ausrief, nachfühlen können. Selbst einem kleinen Talent, sobald es nur dies Kleine recht versteht und ausbildet, können auf diese Weise schöne Stunden erblühen. Nur hüte es sich vor Koketterie. In London lebte vor mehreren Jahrzehnten ein Schauspieler, dem man mit voller Wahrheit nachsagen konnte, er habe nur sehr kleine Talente, und der doch nach und nach eine Art Liebling des Publikums wurde. Zuerst konnte er zu jeder beliebigen Zeit, und mochte er noch so vergnügt sein, überaus feierlich und schwermüthig aussehen und einherschreiten. Spielte er nun auch sonst nicht eben vorzüglich, so war doch das Publikum zufrieden gestellt, und sagte: Mein Gott, wie prächtig melancholisch sah der Mann aus! Zweitens gelang ihm der Ton der süßen Liebe, doch freilich nur wenn sie durchaus nichts anders sein sollte als süß; da jedoch, wie bekannt, gar manche Dichter melancholisch-feierliche Personen und süße Amanten aufstellen, so war der Mann immer sehr brauchbar. Endlich drittens hatte dieser Künstler

das allerausgezeichnetste Talent — zu niesen, zu husten und überhaupt die Geberden der an katarrhalischen Beschwerden leidenden Menschen nachzuahmen, und es soll zuweilen das halbe Parterre darüber in Entzücken gerathen sein. Leider aber war es gerade diese sonst schätzbare Anlage, die ihn zum Hochmuthe verleitete, der, wie geschrieben steht, vor dem Falle nicht ausbleibt. Hatte er nämlich früherhin mit Grazie geniest und gehustet, da, wo dergleichen hingehört, so brachte er es jetzt überall an, denn auch die kerngesunden Antonius, Brutus, Timon u. s. w. wurden gezwungen an der gewöhnlichen Frühlingskrankheit zu leiden. Was für ein Ende dergleichen Betragen nehmen mußte, begreift man leicht.

Der seltsame Mann hat uns vielleicht schon zu viel Raum weggenommen, doch soll es nicht darauf ankommen, wenn er auch nur einen jungen oder alten Poeten vor der Koketterie mit dem Kleinen bewahrt.

Wie ganz anders aber und löblich ist dagegen die freie Selbstbegränzung des Kleinen auf das Kleine zu etwas Vollständigem. Du, X., vermagst nicht die Flammen der höchsten Leidenschaft darzustellen; wohl, so bescheide dich und wolle es auch nicht. Aber vielleicht gelingt Dir das zarte Mondlicht einer milden Herzensneigung in angenehmen Verhältnissen und Zuständen leidlich aufzufassen. Du, Y., weißt nicht was sich in dem Haupte bewegt, das eine Krone trägt, und doch thust Du als wissest Du es; machst aber durch Deine mißlungene Schilderung niemandem Freude, als etwa einem übelgesinnten Recensenten, dem man lieber jede andere Freude machen soll als diese. Du, Z., kennst die Verhältnisse der Innungen, ja sogar das höhere Wesen der bürgerlichen Gesellschaft, Du vermagst es mit Geist und Liebe anzuschauen und zu malen; aber es gefällt Dir, hoffärtiger Weise Feldherren wie Hannibal und Scipio aufzuführen, aber in Deiner Schilderung ist nichts

richtig als einzelne Data und die Namen, die Du aus dem Livius genommen; denn was sich in ihnen bewegte, davon weißt Du wenig oder gar nichts u. s. w.

Die ganze Sache, so wie der daraus hervorgehende Rath, ist ungemein einfach; schade nur, daß eben das Einfache so häufig übersehen wird. Und so will ich denn nur noch hinzusetzen, daß ein glücklich geschilderter Oberförster, Landprediger, Dorfschulz u. s. w. einem Dichter wahre Ehre machen, während die verzerrten Könige und Königinnen, wie etwa Dryden deren einige hat, dem rechten Kritiker nur zu der Warnung Anlaß geben: Bilde Dir nicht ein, daß es je dergleichen Verzerrtheiten gegeben hat, und hoffe nicht durch schwülstige Phrasen zu täuschen.

§. 110.

Ironie.

Ueber das Wesen derselben habe ich mich in den Nachträgen zu den „Umrissen" (s. die zweite Ausgabe) zwar nicht ausführlich, doch, hoffe ich, deutlich genug erklärt. Es erschienen diese Nachträge in der Ostermesse 1821, wo noch alles über die Ironie ruhig war, allein bald darauf wurde sie, oder vielmehr das Hin- und Herreden über dieselbe, insonderheit durch einige Tieckſche Novellen aufgeweckt. — Auf einige Schriftsteller und Leser scheint selbst das bloße Wort „Ironie" zu wirken, wie — (um mich eines derben Gleichnisses aus „Was ihr wollt" zu bedienen —) wie „Brantwein auf eine alte Frau." Ihr Taumel ist nicht liebenswürdig. Andere halten die ganze Sache für eine fabelhafte Träumerei oder willkührliche Neuerung, und sie bringen dagegen ihren Witz an, der jedoch leider nur in einigen Scheltwörtern, oder — wenn sie artiger sind — in Schwabacher Lettern, durch welche die Sache als lächerlich ausgezeichnet werden soll, oder

in wiederholten Frage- und Ausrufungszeichen besteht, durch welche die armen Ironiker in ein heilsames Erschrecken versetzt werden sollen. Andere meinen, es sei doch eigentlich nur ein vornehmerer Ausdruck für Spott und Hohn, und deshalb schon durch die Moral verpönt. Noch andere wittern ein böses Herz dabei, und wollen deshalb mit der ganzen Sache nichts zu thun haben. Einige gutmüthige und sanft gesinnte Leser gehen zwar in ihrem Verdammungsurtheil nicht so weit, sind aber doch etwas kopf- und herzscheu geworden, und durchblättern seitdem die geistreichsten Bücher mit Aengstlichkeit, weil man ihnen gesagt hat, es sei viel Ironie darin. Zum Schlusse kommt dann noch der helle Haufe der literarischen Plauderer, welche nur mitreden weil es Mode ist, und die Ausrufungen: „Göttliche Ironie!" „abscheuliche Ironie!" „leise Ironie!" „feine und grobe Ironie!" wirbeln wild durcheinander, wobei nur selten etwas Witz abfällt. In jedem Falle ist es schade, daß eine der löblichsten Gattungen der Ironie, die schweigende (die sich nur durch That und — Kunstwerke zeigt), so selten geworden ist.

§. 111.

Begeisterung und Ironie, die Poesie bildend, sind Zwillingsschwestern, und keine kann, ohne Gefahr auszuarten, der andern entbehren. Die Begeisterung allein wird in ihrem Aufschwunge zum Erhabensten bald ermüden, und, vom Unendlichen singend und sagend, oft das Leere damit verwechseln. Oder gelänge es ihr auch, sich auf dieser Höhe geraume Zeit zu erhalten, so wird doch unsere sinnliche Natur, die sich bei der Erhabenheit vernachlässigt fühlt, sodann auch der Verstand und Witz jener einseitigen Begeisterung feindlich entgegen treten. Auf diesem Standpunkte gedeihet weder der Mensch noch sein Kunstwerk. Zu beseitigen und frostig abzu-

weisen sind jene Anforderungen der sinnlichen Natur u. s. w. nicht. Sie müssen nur gereinigt werden, um endlich, als Ironie, mit der Begeisterung völlig *eins* werden zu können. Die Ironie deutet auf die Doppelheit des menschlichen Wesens hin, sie kennt sämmtliche Schwächen der Natur und des Menschenlebens; aber sie berührt sie nicht mit Härte und Hohn, denn durch ihre Vereinigung mit der Begeisterung hat sie sich längst an das Erhabene gewöhnt. Sie läugnet dessen göttlichen Ursprung nicht, indem ja sonst der bloße *Gedanke* des Erhabenen, dem Witz anzugänglich, *überhaupt nicht erreichbar* wäre. Sie will nur nicht, daß jene Mängel irdischer Persönlichkeit und irdischen Lebens vornehm oder weichlich ignorirt werden, sie will sie als nothwendige Bedingungen des Daseins anerkannt wissen. Das will aber auch die ächte Begeisterung, welche augenblicklich aufhören würde ächt zu sein, wenn sie sich vor etwas *scheuen* wollte, das doch *wahr* und *nothwendig* ist.

§. 112.

Sage niemand, es habe sich doch in frühern Zeiten die Ironie nicht so geregt wie jetzt. Sie hat sich nur nicht so laut gemacht, doch möchten auch hier wohl die späteren Griechen nach Sokrates Zeit nicht minder laut gewesen sein, was freilich nicht zu billigen ist. Vorhanden aber war die Ironie *immer*, bewußt oder bewußtlos, oder beides zugleich, und zwar in allen, selbst den höchsten Verhältnissen, sobald sie von Zeit und Raum bedingt werden *). Nur in der bewußtlosen

*) Selbst in dem von diesem Standpunkte aus allen Menschen gemeinsamen Verhältnisse zur Natur waltet die mannigfaltigste und unerschöpflichste Ironie, da sie im Conflict der Freiheit und Nothwendigkeit nicht ausbleiben kann, und wir

Hingebung an die Poesie wird sie uns nicht sichtbar; in der bewußten wird sie sich schon zeigen, doch ist die vollendete Liebe (wie sie sich z. B. bei Romeo und Julie beweist) nur in Hinsicht der Welt und der Umgebungen der Ironie theilhaft, und nicht in Beziehung auf sich selbst.

Ein einziges Verhältniß des Menschen, und zwar das allerhöchste, das zu Gott, ist dagegen völlig frei von aller, selbst der zartesten Ironie. Zwar könnte es scheinen, als hätte sie gerade hier den weitesten Spielraum durch unsere Bedürftigkeit, ja Hülflosigkeit; allein da sich diese in Beziehung auf den Allmächtigen und Allgütigen völlig rücksichtlos, deutlich und kindlich zeigt, so fällt um deswillen die Ironie weg, und man darf wohl sagen, daß wir uns nie stärker fühlen, als wenn wir jene Hülflosigkeit in Beziehung auf Gott liebend gestehen. In dieser Stärke aber ist auch schon das gesammte Reich der Ironie beseitigt, und das Gebet in seiner ganzen Reinheit erscheint mithin als das heiligste Geschäft des Menschen, und als der lauterste Strom kindlicher Begeisterung, einer Begeisterung, die alles Andere ausschließt

---

dürfen in diesem Sinne behaupten, daß wir selbst mit Ironie einschlafen und erwachen, essen und trinken u. s. w. Je nachdem wir unser individuelles Verhältniß zur Natur angelegt haben und durchführen — sei's liebend, hassend, roh, mystisch, indifferent u. s. w. — je nachdem wird sich auch die Ironie gestalten, mit der sie uns behandelt. Gebrauchen wir nur stets unsere Vollgewalt der Freiheit und der Liebe, so haben wir uns geistig gerettet, unsere reine Liebe zur Natur wird von ihr erwiedert, und sollte sie auch mit uns eine Tragödie aufführen; an der Beruhigung, die ja das wesentliche Element derselben ist, kann es nicht fehlen.

Endlich möchte ich noch hinzusetzen, daß es wohl kaum möglich ist, über die Ironie ganz ohne Ironie zu schreiben.

schließt *). — Aehnliche Freiheit von Ironie, wie im Gebet zu Gott, würde im Verhältniß des Kindes als Kind zu seinen Eltern statt finden, wenn die Liebe zu den sichtbar Erscheinenden vollständig sein könnte.

(Ob höhere Geister, ob die Menschen in einem verklärteren Zustande Ironie haben, diese gewiß nicht unbedeutende, wenn auch ein wenig seltsam klingende Frage bleibe ungelöst; aber überschauen werden sie das Reich der Ironie gewiß.)

§. 113.

Sollte jemand mich nicht verstehen oder gar nicht verstehen wollen, den bitte ich abermals, sich an den besten praktischen Meister zu wenden, von dem wir alle am liebsten lernen, an Shakspear, und es wird ihm nach und nach jener innige Verein der Begeisterung und der Ironie, des tiefsten Ernstes und des nicht minder tiefen Scherzes völlig deutlich werden, zugleich aber auch die Kindlichkeit beider.

Ich selbst begnüge mich hier nur noch, an einige junge Schriftsteller, deren Anlagen ich sehr schätze, die — wenigstens gutgemeinte Warnung zu richten, ihr Talent zur Ironie vor Uebermuth und Selbstgefälligkeit zu bewahren, wodurch der poetische Zauber schwinden muß und höchstens das Momentan-Pikante erreicht wird. — Andere lassen die Ironie nur so nebenbei, wenn auch in guten einzelnen Explosionen, durch ihr Kunstwerk tönend laufen; aber es gelingt ihnen nicht das Werk durch Ironie zu beseelen. Vergessen wir ferner nicht, daß nur das allerreichste, von den tiefsten und zartesten Leiden

*) Nichtbetenkönnen ist deshalb das Zeichen des bis ins innerste Mark gestörten Lebens, wovon Claudius im Hamlet ein furchtbares Beispiel giebt. Er sieht sich selbst schon als eine lebendige Leiche an, die keiner Begeisterung mehr fähig ist.

und Freuden durcharbeitete, ſtark, hell, und milde gewordene, mit wahrhaftiger Menſchenliebe und überſchauender Menſchenkenntniß geſchmückte Leben den Dichter fähig mache, ein rein ironiſches, innig ernſtes und innig ſcherzendes Kunſtwerk, wie z. B. Don Quixote oder das Luſtſpiel „Wie es Euch gefällt," zu ſchaffen und durchzubilden. Darum „nur gelaſſen! (ſagt Goethe) ihr werdet vielleicht einſt noch die Freude der Bahn." —

Endlich wäre es auch wohl gut, wir entſchlöſſen uns hinfort mehr Ironie zu geben und weniger von ihr zu reden.

§. 114.

Schluß-Bemerkungen.

Manche Leſer, wenn ſie bis hieher gekommen ſind und bemerken, daß das Buch zu Ende geht, werden vielleicht befremdet ausrufen: Warum aber ſo wenige Namen? Iſt es Eigenſinn oder mangelhafte Kenntniß des „Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit," oder — ſcheuſt Du Dich wohl gar? Die Frage iſt wichtig und ich will antworten. Ich könnte es mir leicht machen und mich bloß auf Herder berufen, in deſſen literarhiſtoriſchen Fragmenten noch weit weniger Namen zu finden ſind. Ich erinnere daran ausdrücklich, nicht der Autorität im Allgemeinen wegen, ſondern um den Vorwurf des Eigenſinns zu entfernen, den man auf Herdern zu übertragen hoffentlich Anſtand nehmen wird. Mit der Scheu wäre es ſchon ſchlimmer; aber es iſt doch ein gutes Zeichen, daß ich das fatale Wort ſo ruhig habe dictiren können. Nein, lieber Leſer, ich ſcheue nichts als — die Möglichkeit Unrecht zu haben, und wohl gar im Unrecht wehe zu thun; dieſe Gefahr aber ſcheue ich ſo ſehr, daß ich Bedenken trage, mein Urtheil

über einige neuere Schriftsteller öffentlich auszusprechen *), weil es, abwohl der Sicherheit sich nähernd, doch noch nicht völlig gesichert ist. Sodann wolle man auch erwägen, daß, wenn nicht immer Namen genannt worden sind, die Gemälde selbst doch sprechend sein können, welche die verschiedenen Richtungen der literarischen Zeit darstellen sollen.

Es hat in Deutschland nie an großer Liebe und Talent für die Kritik gefehlt, und es ist besonders im neunzehnten Jahrhundert eine heiße Kritik-Lust, Leidenschaft und Wuth entstanden, wobei jedoch die Kritik selbst wenig gewonnen hat. Die Mängel unsrer gewöhnlichen Kritik sind so auffallend, daß ich nicht lang dabei zu verweilen brauche, doch scheint es wichtig, besonders auf einige dieser Mängel hinzudeuten. Es ist zuvörderst der hochmüthige Leichtsinn zu nennen, mit dem manche Kritiker, denen es sonst nicht an Kenntnissen und Anlage fehlt, ihr Amt verwalten. Sie haben seit vorgestern oder seit vorigem Jahre das ästhetische Kreuz fertig gezimmert, an welches der lebendige Leib der Poeten geschlagen wird, oder wenn man lieber will, das gefährliche Prokrustbette bereitet, nach dessen Maaß sich der arme Autor richten soll. Sie wollen schlechterdings nichts andres annehmen, als was sie eigentlich hätten selbst schreiben können, und deshalb gar nicht nöthig haben würden zu lesen. Andere dagegen greifen auf, was und wie es gerade kommt, und sie loben und tadeln Shakspearen und Scribe, Goethen und Pixerecourt auf eine ziemlich gleiche

*) Das klingt vielleicht altväterlich oder gar pedantisch, doch sei es darum, da das Gegentheil: „hoffärtige Leichtfertigkeit," gewiß nicht wünschenswerth, und auch ohne die allergeringste Mühe zu haben wäre. Einige junge und freche Kritiker könnten wohl gar veranlassen, daß man sich nach dem Gegensatze der Altväterlichkeit überhaupt umsähe, und, der Sprache folgend, das schlimme Wort „Neujungigkeit" fände.

Weise, vielleicht mit ein wenig Wortwitz, selten aber mit Geist. Sie haben sich amüsirt, und was will man mehr? Ihre Recensionen sind morgen vergessen, aber das wundert selbst die Verfasser nicht.

§. 115.

Andere sind völlig in die Gegenwart vergafft, verliebt und verloren; sie haben entweder gar keine Vergangenheit, oder doch nur eine in Unbestimmtheit nebelig zerfließende, und wenn sie auch dann und wann an die Zukunft denken, doch keinen sonderlichen Respect für dieselbe; sie haben, wie gesagt, nichts, gar nichts als die nackte Gegenwart, die sie dann freilich mit blendendem Putz umgeben. Deshalb steht sie auch oft sehr seltsam unverträglich da, diese isolirte Gegenwart, neben der alten, ewig grünen deutschen Eiche. Eine wahrhafte und erfreuliche Gegenwart müßte sich doch wohl anders und gründlicher constituiren.

Noch haben wir einige Kritiker, die als Tagesphilosophen herumstolziren, obwohl sie mit der Philosophie und ihren sämmtlichen Meistern wenig zu thun haben. Was sie für Philosophie ausgeben, könnte man vielleicht am besten und — traurigsten als eine völlig sehnsuchtlose Pseudo-Weisheit bezeichnen, ja wir finden, daß sie nicht ohne Stolz und Aufgeblasenheit selbst auf die reinste christliche Sehnsucht wie auf einen erhitzten und fabelhaften Zustand verachtend herabsehen, da sie nun einmal von derselben schlechthin keine Ahnung erschwingen können. Christoph Wagner muß sich freilich von seinem Herrn nachsagen lassen, daß er „froh ist, wenn er Regenwürmer findet;" so steht es aber mit ihnen nicht, denn eher könnte man sagen, sie haben einen einzigen ungeheuer langen und sich nach allen Seiten beliebig schlängelnden Regenwurm, der sich ungenirt als reiner Begriff des Seins und des Rechts verkün-

diget. Die Sache ist so unerfreulich, daß wir uns dabei nicht aufhalten, sondern lieber nur wiederholen wollen, daß hier nicht von den Meistern und nicht von den guten Schülern derselben, sondern nur von einzelnen Ausartungen die Rede ist. Man darf dergleichen Wiederholungen, so überflüssig sie auch für jeden rechtlichen Leser sind, nicht scheuen, um den Etwanigen, welche mißverstehen wollen, das Spiel zu verderben.

§. 116.

Auch der frömmelnden Kritiker muß hier noch gedacht werden. Entweder haben sie sich bereits mit aller Philosophie und Poesie abgefunden, und erklären ehrlich, daß sie sie hassen oder verachten; dann sind sie ungefährlich, man zuckt bedauernd die Achsel und läßt sie laufen. Oder sie meinen, sie lieben sie, dann zeigen sie sich bald ängstlich, bald süßlich, bald hart und brutal. Sie beklagen Göthe's verschwendetes großes Genie, sprechen aber auch allenfalls Schillern die Seligkeit ab, weil er einmal seine ungeheuren Kämpfe in den „Göttern Griechenlands" austönen ließ, und versichern muthig, Shakspeare, so ein großer Menschenkenner er auch sei, habe doch von den eigentlichen christlichen Geheimnissen nichts verstanden. Und was haben denn diese Unglücklichen dagegen zu bieten? — Das Christenthum? Mit nichten. Das Christenthum ist voll lebendigen göttlichen Lebens, ja es ist das lebendige göttliche Leben selbst. Wie möchten sie das erfaßt haben, sie die überall deutlich zeigen, daß sie nicht einmal den Spruch: „die Erde ist überall des Herrn!" in seiner ganzen geistigen Bedeutung zu fassen vermögen! wie sollten sie von dem Hauch der Liebe durchdrungen sein, wenn sie, die Armen, von den herrlichsten Genies, den reinsten Zeugen von Gottes Gnade, mit so finsterm Hochmuth zu reden wagen? Steht ihr höher, beglückter, sicherer da, als Shakspeare und Göthe — ich verlange

nicht einmal als Dichter, sondern nur als Denker und wirksame Menschen, wohlan so zeigt es und laßt euch sehn in eurer Lichtgestalt, daß wir euch erkennen an euern Früchten. Ist Frömmigkeit etwa Herzensenge und Versteinerung? und gewährt ihr uns nicht dieses Schauspiel nur zu oft? verliert ihr nicht von Tag zu Tag mehr die innere Gedankenregsamkeit? oder fehlt es nicht den Gedanken, die ihr euch etwa noch erhalten habt, an wechselseitiger Befruchtungskraft? und werden sie nicht endlich bei euch ganz aussterben müssen? — Wer sich noch retten kann, der rette sich doch ja bei Zeiten zu den lichten, heitern Höhen des wahren Christenthums.

Doch ich will aus der lyrisch-elegischen Stimmung, der ich mich nicht habe erwehren können, nur schnell wieder zu dem gelassenern Styl zurückkehren. — Es ist nicht zu läugnen, daß uns diese Mängel und noch gar manche hier übergangene betrüben können, doch wollen wir uns in Acht nehmen, daß dieses Gefühl uns jemals zur Grämlichkeit oder gar Ungerechtigkeit veranlassen sollte, und wie eindringlich ich auch jene Mängel in diesem ganzen Buche anzudeuten bemüht gewesen bin: immer war es doch mein Hauptbestreben, die guten Seiten der Zeit darzustellen und Trost und Hoffnung aufzufinden.

§. 117.

Manche treffliche Talente zur Kritik dürften nur concentrirt werden, um allgemein Wichtigeres zu leisten. Es ist ohne Zweifel sehr löblich, wenn ein einzelnes neues Drama, Roman, Novelle u. s. w. geistreich beurtheilt wird, ja es ist Pflicht, auf solche Erscheinungen aufmerksam zu machen. Wer aber mehr leisten will und kann, nehme sich irgend eine literarische Provinz von größerm oder kleinerm Umfang, eine bestimmte Periode, möge sie hundert, oder zehn, oder fünf Jahr umfassen, ja selbst nur eine entschiedene Richtung der Zeit

zum Gegenstande seiner Betrachtung. Dann wird ihm selbst die Kritik zu einem fröhlichern wissenschaftlichern Geschäft werden, und seine Bemühungen werden sich durch reichere Wirksamkeit belohnen.

Vor allen aber lasset uns Sorge tragen, daß die richtigere Ansicht von der Kunst, was sie sei und was sie nicht sei, immer heimischer werde in Deutschland, und wir können das auf eine ganz einfache, jedem der nur denken will verständliche Weise. Die Kunst — so äußerte ich mich schon seit einer Reihe von Jahren — die Kunst ist kein schöner Traum, den das Erwachen widerlegt, und ihre Schöpfungen sind nicht Welten außerhalb der Welt, keine hochmüthige Lüge, keine geputzte Heuchelei. Die Poesie ist kein einzelnes Talent, sondern ruht auf dem Verein aller Seelenkräfte, sie ist und giebt die höchste Wahrheit (der freilich eine bloß gemachte Wirklichkeit keine Gesetze aufdringen soll), die verklärte Geschichte, der Kern des Lebens, oder, wenn man lieber will, die eigentliche Lebensluft, in der der Mensch allein vollständig gedeihen kann. Unser bestes Kunstwerk sei stets unser Leben, denn Niemand vermag zu geben, der nicht hat. Wer aber sich selbst innerlich hat verarmen lassen, wie könnte der aus sich Reiches gestalten? Darum sei Leben und Kunst stets Eines, ein Gedanke den wir nicht hüllen wollen in eine Wolke von bunten Phrasen, sondern üben mit reinem Willen und still bescheidenem Herzen. Auslernen können wir nie; doch das darf uns nicht schrecken, sondern soll erfreuen, denn vor uns liegt ja die ganze Ewigkeit. —

Steht es nun also mit der Poesie — und es muß wohl, weil sie sonst überhaupt nicht stehen würde — so möge auch die Kritik nie vergessen, daß sie, um sich mit ihr zu vereinigen und sie zu durchdringen, selbst Poesie werden müsse.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin.